DER SPIEGEL

NR. 5 | 2009

GESCHICHTE

DIE GEBURT DER



MODERNE

ZEITENWENDE UM 1500: ALS DIE WELT SICH NEU ERFAND



Österreich € 7,20 Schweiz sfr 13,– Benelux € 7,80 Finnland € 11,– Frankreich € 8,50 Griechenland € 9,90 Italien € 8,50 Norwegen NOK 85,– Portugal (cont) € 8,50 Slowakei € 11,62/SKK 350,– Slowenien € 9,50 Spanien € 8,50 Spanien/Kanaren € 8,80

PRINTED IN GERMANY

LUTHER
Der deutsche Mönch gegen Kaiser und Papst

COLUMBUS
Die geheime Seekarte des Entdeckers

LEONARDO
Ein Außenseiter als Universalgenie

Als die Welt begann, modern zu werden, ahnten die meisten Zeitgenossen davon nichts. Tief im Westen Europas, an den Ufern Portugals, waren es wagemutige Seefahrer, die Mitte des 15. Jahrhunderts vor der afrikanischen Küste ins Unbekannte vorstießen. Sie suchten Ruhm und Reichtum, und Meile um Meile erweiterten sie nebenbei das Wissen über die Erde. Zur selben Zeit 3000 Kilometer weiter östlich, am Bosporus, waren es die Osmanen, die Konstantinopel eroberten und in Istanbul umbenannten. Sowenig die portugiesische Seefahrt und der osmanische Feldzug auf den ersten Blick miteinander zu tun haben, es sind doch beides entscheidende Wegmarken einer Umbruchzeit, wie es sie nie zuvor gegeben hatte. Im Lauf von rund hundert Jahren, bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, revolutionierten Entdecker und Erfinder, Rebellen und Reformatoren das Weltbild. Wie machtvoll, aber auch widersprüchlich dieser Aufbruch in die Neuzeit war, diskutierten die Redakteure Dietmar Pieper und Rainer Traub (der dieses Heft konzipiert hat) mit dem Historiker Heinz Schilling in Berlin. Schilling spricht von einer „Schwellenzeit“, in der Vernunft und Aberglaube Hand in Hand gingen: „Der Teufel war noch sehr lebendig“ (Seite 28).



Traub, Schilling, Pieper

Motor des historischen Umbruchs war eine mediale Revolution: Johannes Gutenbergs Erfindung des Drucks mit beweglichen Lettern. Redakteur Johannes Saltzwedel, bekennender Bücherfreund, hätte im Mainzer Gutenberg-Museum am liebsten einen der wunderbar erhaltenen Ur-Drucke mitnehmen mögen. Stattdessen ließ er sich von Direktorin Eva-Maria Hanebutt-Benz in die höhere historische Skepsis einweihen: „Um Gutenberg wurde und wird viel spekuliert“, erfuhr Saltzwedel, „aber es gibt doch einen Kern sicherer Fakten“ (Seite 32).

Bei ihrem jüngsten Besuch in Mexico City fand SPIEGEL-Redakteurin Helene Zuber Teile der historischen Innenstadt von Bauzäunen versperrt: Einst von den spanischen Eroberern errichtete Häuserzeilen wurden niedergerissen, nun graben Wissenschaftler nach den Spuren der Azteken-Kultur: „Fast sieht es aus wie ein Akt der Vergeltung eines Volkes, das auf der Suche nach seiner vernichteten Vergangenheit ist“, so Zuber. In ihrem Bericht beschreibt sie den ebenso brutalen wie erstaunlichen Siegeszug der katholischen Spanier im Azteken-Reich und im Reich der Inka (Seite 88).



Zuber vor Maya-Ruinen in Uxmal, Mexiko



18 Das Diesseits begann wichtiger zu werden als das Jenseits (anatomische Darstellung, 16. Jahrhundert).



44 Für das rastlose Genie Leonardo war der Mensch das größte Geheimnis („Mona Lisa“).

IN DIESEM HEFT



88 Auf der Jagd nach Gold und Ruhm stürzten die Eindringlinge aus Europa die Indianer ins Elend.



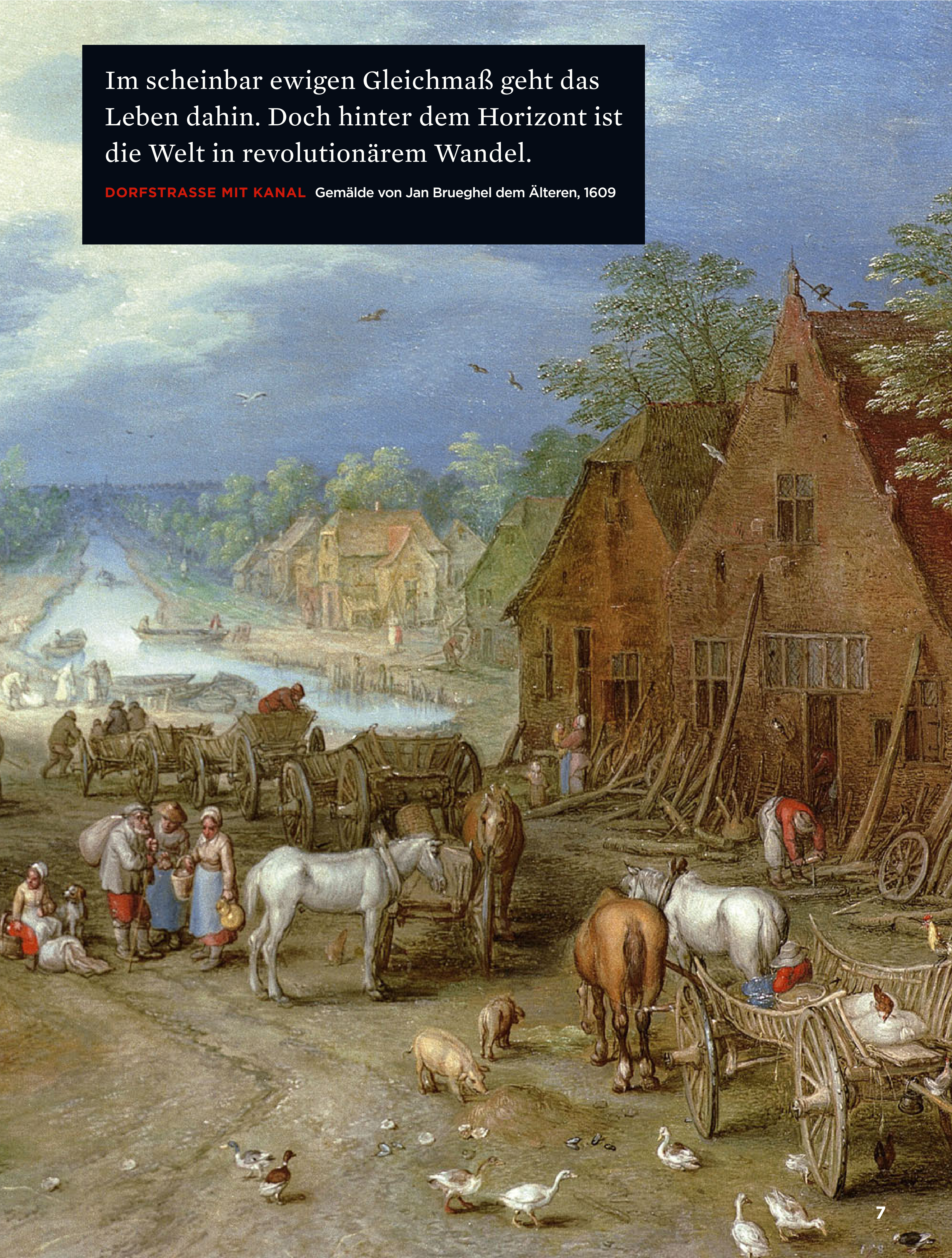
104 Ein Gewitter soll die Initialzündung für Luthers Glaubensreform gewesen sein (Blitzschlag über der Wartburg).



Das Titelbild zeigt einen Ausschnitt aus Leonardo da Vincis „Mona Lisa“ (gemalt um 1503) / AKG



AKG



Im scheinbar ewigen Gleichmaß geht das Leben dahin. Doch hinter dem Horizont ist die Welt in revolutionärem Wandel.

DORFSTRASSE MIT KANAL Gemälde von Jan Brueghel dem Älteren, 1609

Fortschritte in der Navigationskunst, christliches Sendungsbewusstsein, Ruhmsucht, Goldgier – die Europäer, angeführt von Portugal und Spanien, haben viele Gründe, auf große Fahrt zu gehen. Für Indianer und Afrikaner beginnen Jahrhunderte der Leiden.



SPANISCHE GRÄUELTATEN
Kolorierter Kupferstich von Theodor de Bry, um 1570

BPK



Das Buch der Bücher. Mit seiner Bibel gelingt dem Erfinder Johannes Gutenberg ein zeitloses Meisterwerk der Druckkunst.



ALTES TESTAMENT Mainzer Exemplar der Gutenberg-Bibel, um 1455. Um die Spalten so ausgeglichen wie eine perfekte Handschrift setzen zu können, gießt der Meister 290 verschiedene Typen.

DPA



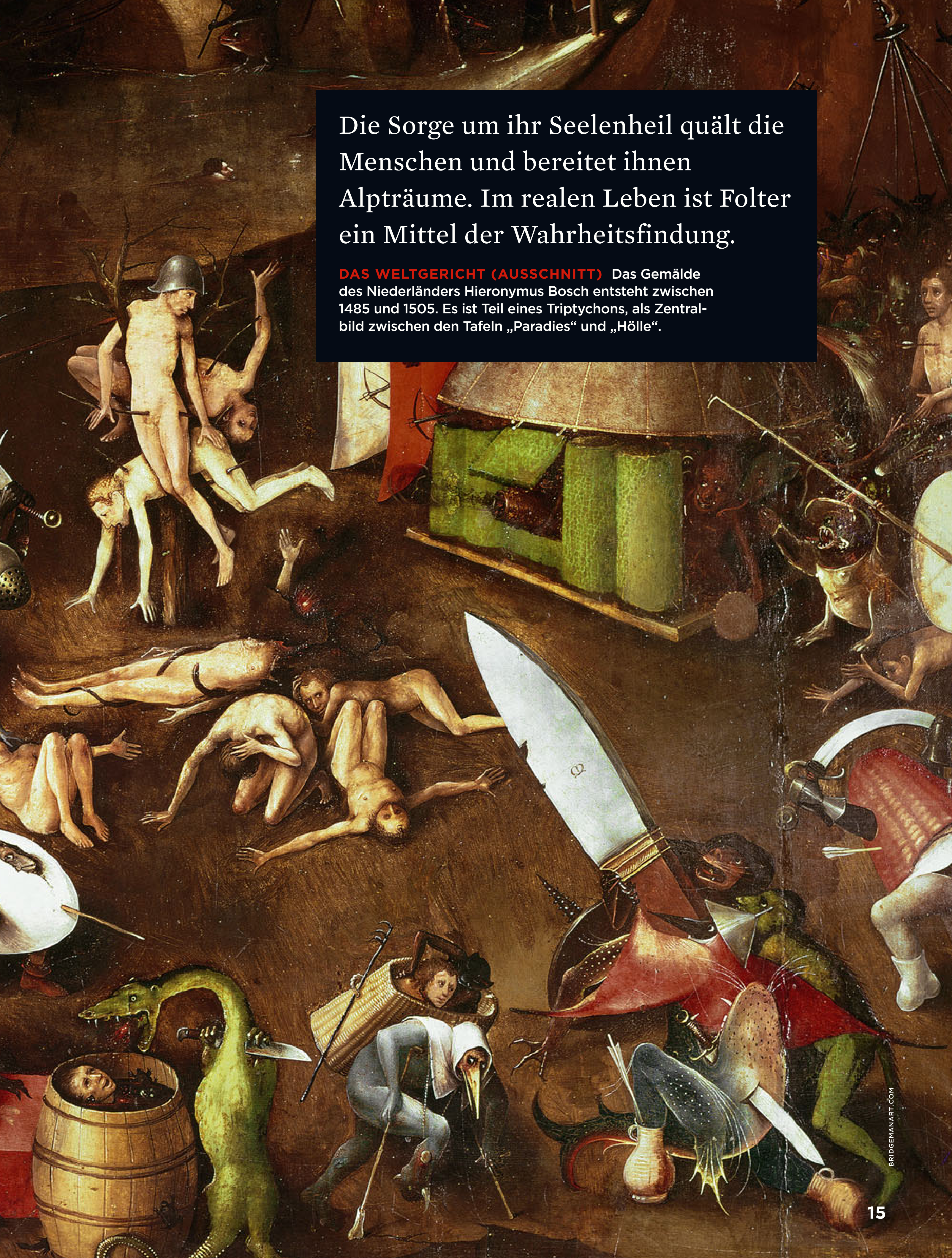


AKG

Wohlhabende Bürger tragen das Selbstbewusstsein der neuen Zeit zur Schau, die Kinder haben gut lachen. Noch ist die Religion allgegenwärtig: Die Mutter posiert als Madonna, der Vater hebt das Weinglas gleich einem Kelch beim Abendmahl.

FAMILIE DES PIETER JAN FOPPESZ
Ölbild des niederländischen Malers Maarten van Heemskerck, um 1530





Die Sorge um ihr Seelenheil quält die Menschen und bereitet ihnen Alpträume. Im realen Leben ist Folter ein Mittel der Wahrheitsfindung.

DAS WELTGERICHT (AUSSCHNITT) Das Gemälde des Niederländers Hieronymus Bosch entsteht zwischen 1485 und 1505. Es ist Teil eines Triptychons, als Zentralbild zwischen den Tafeln „Paradies“ und „Hölle“.



Die Neugier der Naturforscher greift weit in den Kosmos aus, altehrwürdige Lehrsätze müssen nicht länger gelten. An Gott aber ist noch kein Zweifel erlaubt.

ASTRONOMISCHE GERÄTE, BILDNIS DER TRINITÄT Instrumente, wie sie Nikolaus Kopernikus als Student in Krakau benutzt hat, sind dort heute ausgestellt. Um 1500 malt ein flämischer Meister die Dreifaltigkeit des christlichen Gottes – Vater, Sohn und Heiligen Geist.





„Anatomische Demonstration für Künstler“
Ölgemälde von Bartolomeo Passarotti (1529 bis 1592)



Die Wissens-Explosion

Erfinder, Entdecker, Eroberer und Erneuerer haben den Beginn der Moderne geprägt. Zum Bild jener Zeit gehören aber auch scharfe soziale Gegensätze, wachsende Armut und Ängste vor dem Unbekannten.

Von RAINER TRAUB

Wann beginnt die Neuzeit, wann ging das Mittelalter zu Ende? Der Strom der Geschichte fließt unaufhaltsam, keine Sperre bremst seinen Lauf. Die großen Entwicklungslinien in die Moderne sind in den Jahrhunderten, die wir dem Mittelalter zurechnen, schon angelegt.

In Klöstern und Bibliotheken werden die wegweisenden Erkenntnisse der Antike überliefert. Die ersten europäischen Universitäten und öffentlichen Schulen sind Gründungen des 12. und 13. Jahrhunderts. Technische Errungenschaften wie Nockenwelle, Zahnrad und Untertagebau verdanken wir ebenso dem Mittelalter wie den bargeldlosen Zahlungsverkehr, die Buchführung und das moderne Bankwesen. Diese Tatsachen hat der preisgekrönte Frankfurter Mediävist Johannes Fried gerade erst in Erinnerung gerufen. Sein eindrucksvolles Buch „Das Mittelalter. Geschichte und Kultur“ gipfelt in einem leidenschaftlichen Epilog gegen das zähe Klischee vom „finsteren Mittelalter“.

Weil jede exakte Epochen-Abgrenzung von Mittelalter und Neuzeit willkürlich wäre, sprechen Wissenschaftler wie der Berliner Historiker Heinz Schilling von einer „Schwellenzeit“ des Übergangs, die von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts reicht (siehe Seite 28).

Das vorliegende Heft widmet sich dieser faszinierenden Ära. Sie umfasst einen Zeitraum von rund hundert Jahren und wird von einer Reihe bahnbrechender Ereignisse gesäumt. Dazu gehören die Erfindung des Buchdrucks und die türkische Eroberung Konstantinopels; die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Indien sowie die daraus erwachsende erste Globalisierung; die Wissenschafts- und Diesseitsbegeisterung der Renaissance und des Humanismus; die Reformation, die ihre Anhänger von der päpstlichen Zentralmacht emanzipierte und die religiöse Geschlossenheit des christlichen Abendlands sprengte; schließlich der astronomische Nachweis, dass die Erde nicht der Mittelpunkt des Kosmos ist.

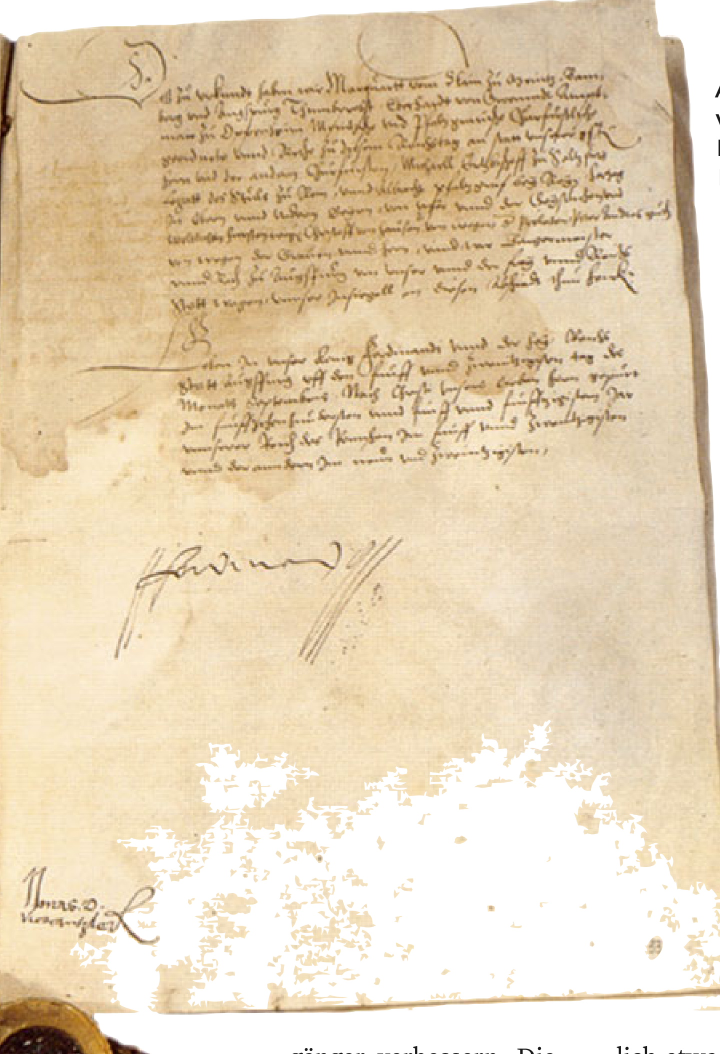
Es sind diese sehr verschiedenartigen Entwicklungen, die unsere Vorstellung vom Beginn der Neuzeit prägen. Zeitlich ungeheuer dicht gedrängt, scheinen sie oft seltsam beziehungslos nebeneinander zu stehen. Erst in der Rückschau wird erkennbar, dass während dieser hundert Jahre das Wissen der Menschen über ihre Welt explosionsartig zugenommen hat.

Die subjektiven Absichten der Akteure und die objektiven geschichtlichen Wirkungen ihres Handelns klaffen häufig auseinander. Einen gemeinsamen, gar bewussten Aufbruch der Zeitgenossen gab es nicht. Eher könnte man sagen, die neue Epoche habe sich gleichsam hinter dem Rücken derer eingeschlichen, die ihren Anbruch bewirkten und erlebten.

„Niemand wollte zu Beginn der Neuzeit etwas Neues“, schreibt der Augsburger Kulturhistoriker Johannes Burkhardt in einer kürzlich erschienenen Studie. Allein die Umwälzung durch den Buchdruck nimmt er von dieser paradox anmutenden Feststellung aus. Aber selbst die von vielen als Wunder bestaunte Schwarze Kunst wirkte auf Teile der Gesellschaft zunächst bedrohlich – wie so vieles.

▶ Die Gutenberg-Presse unterminierte die Grundlagen der mittelalterlichen Klosterkultur, in der die Mönche alle geistliche und weltliche Weisheit seit Menschengedenken in handschriftlichen Kopien überliefert hatten. Mit dem Schriftmonopol war auch die soziale Existenz dieser Elite am Ende. Vergebens stemmten sich deren Wortführer gegen die neue Technik. So polemisierte der Würzburger Benediktinerabt Johannes Trithemius, dass die gegossenen Lettern jedem einzelnen Exemplar eines Werks unweigerlich auch die immergleichen Irrtümer und Versehen einprägten. Die Kopisten von Handschriften könnten dagegen jederzeit die Fehler ihrer Vor-

Die von vielen als Wunder bestaunte Schwarze Kunst wirkte auf Teile der Gesellschaft zunächst bedrohlich.



Augsburger Urkunde von 1555, die den Religionsfrieden zwischen Katholiken und Protestanten besiegelt

gänger verbessern. Die Ironie der Geschichte liegt darin, dass Trithemius' Streitschrift zum Ruhme der Schreiber, „De laude scriptorum", im Jahr 1492 *gedruckt* wurde.

- Die Eroberung Konstantinopels durch die muslimischen Osmanen im Jahr 1453 erschien den europäischen Zeitgenossen als apokalyptische Katastrophe. Alle Versuche, die Geschichte zu revidieren und das verlorene Terrain mit einem neuen Kreuzzug zurückzuerobern, scheiterten jedoch an den Interessenkonflikten der europäischen Mächte und am unüberbrückbaren Schisma zwischen orthodoxem und katholischem Glauben.
- Dem Wittenberger Reformator Martin Luther lag nichts ferner als eine Revolution: Er begriff sich als Restaurator des wahren Glaubens. Als geknechtete Bauern Luthers Angriff auf die päpstliche Autorität als Fanal für den sozialen Aufstand missverstanden, verhieß der Gottesmann den Herrschenden den Himmel, wenn sie die Aufrührer totschlügen.
- Kein Verständnis hegte Luther für seinen Zeitgenossen Kopernikus, obgleich auch der sich keineswegs als Revolutionär betrachtete. Während Papst Clemens VII. 1533 die umwälzende Erkenntnis des großen Astronomen interessiert aufnahm, tat der Rebell Luther den Mann, der die Sonne nicht mehr um die Erde kreisen sah, als Wichtigtuer ab.
- Nicht einmal die großen Humanisten und Gelehrten der beginnenden Neuzeit strebten ausdrücklich etwas Neues an. Wie Luther im religiösen, so wollten sie im kulturellen Sinn zurück zu den antiken Quellen der Überlieferung, „Ad fontes". Erasmus von Rotterdam distanzierte sich vom Reformator, weil ihm dessen Angriff auf die überlieferte Kirchenautorität zu brachial vorkam. Die Humanisten bejahten zwar die Religion, sahen in ihr aber vor allem den Appell zur sittlichen Lebensführung. Subversiv neu war dabei ihre Überzeugung, wesentlich sei nicht das religiöse, sondern das bürgerliche Leben.

Die beginnende Neuzeit wird kulturell vom Glanz der Renaissance überstrahlt. Schon bald nach 1400 regte sich in den frühbürgerlich blühenden italienischen Stadtstaaten eine Freude am sinnlichen Diesseits, die das Mittelalter so nicht gekannt hatte. Vom Impuls der Reformation war das aber weit entfernt – schließlich entthronte diese den Menschen wieder zugunsten des Christen.

Was die Zeitgenossen als fraglos neu erkannten, waren neben der technischen Umwälzung durch den Buchdruck vor allem die epochale Entdeckung des Christoph Columbus im Jahr 1492 und die Erkundung des vollständigen Seewegs nach Indien durch Vasco da Gama im Jahr 1498. Doch das Echo auf solche Nachrichten aus fernen Erdteilen war naturgemäß auf der iberischen Halbinsel größer als anderswo.

In Kontinentaleuropa veränderte sich das allgemeine Bewusstsein langsamer – auch wenn der deutsche Kartograf Martin Waldseemüller im Jahr 1507 die erste Weltkarte mit dem neuen Erdteil veröffentlichte. Was man bis dahin schlicht „Neue Welt" genannt hatte, taufte er auf den Namen „America". Dass im Zuge der Eroberung dieses Kontinents die Einheimischen mit unerhörter Grausamkeit niedergemacht wurden oder an eingeschleppten Seuchen starben, beschäftigte die Zeitgenossen zunächst kaum.

Zuverlässige Nachrichten darüber bot schließlich nur ein verfemter Außenseiter, der spanische Dominikanermönch und Augenzeuge Bartolomé de Las Casas. Je weiter das 16. Jahrhundert fortschritt, desto mehr sickerten die Gräuel der Conquista dann durch – und wurden von den aufkommenden maritimen Rivalen der Spanier für eigene Zwecke ausgenutzt: Die calvinistischen Niederländer und die anglikanischen Briten ließen sich die Chance nicht entgehen, die Hauptkonkurrenz beim Wettstreit um Kolonien politisch wie religiös anzuschwärzen.

Wenn die historischen Großtaten und deren Folgen nur allmählich ins Bewusstsein der meisten europäischen Zeitgenossen drangen, so war das auch in ihrem alltäglichen Existenzkampf begründet. Die demografische, ökonomische und soziale Realität des Kontinents gab kaum Anlass zur Euphorie über den Anbruch einer neuen Zeit.

Die Bevölkerung des Heiligen Römischen Reichs im Zentrum Europas soll um das Jahr 1500 etwa 18 Millionen betragen haben. Nur zwei Reichsstädte, Augsburg und Köln, zählten damals mehr als 40 000 Einwohner – aufstrebende Handelszentren wie Nürnberg und Hamburg erreichten diese Größenordnung erst hundert Jahre später. Die schweren Menschenverluste durch die Pest, die im 14. Jahrhundert ein Drittel der Europäer dahingerafft hatte, waren wettgemacht. Das 16. Jahrhundert war eine Zeit des demografischen Wachstums. Aber die Nahrungsmittelproduktion kam nicht nach.

Die Landwirtschaft war trotz systematischer Verbesserung der Böden und



„Die Armenspeisung des Heiligen Benedikt“
Gemälde von
Ambrogio Bergognone, um 1490
(Museo d'Arte Antica, Mailand)

Anbautechniken überfordert damit, die steigende Anzahl von Essern ausreichend zu ernähren. Weil die Lebenshaltungskosten deutlich schneller als die Löhne kletterten – auch infolge des Inflationsschubs, den der Import amerikanischen Silbers auslöste –, verarmten weite Teile der Bevölkerung.

Die Zahl der Bettler stieg im Lauf des 16. Jahrhunderts steil an. Doch während das Mittelalter mit seinem christlich-asketischen Ideal in der Armut eine Tugend gesehen hatte, verblasste dieses Ideal in der Frühneuzeit. Und mit ihm „auch der Heiligenschein, der den Bettler umgeben hatte" – so Henri Pirenne in seiner „Geschichte Europas". Man begann, die Ärmsten als lästige Nichtsnutze zu betrachten.

Die Grundherren, die von der anhaltenden Nachfrage nach Korn profitierten, lebten dagegen oft in Saus und Braus. Nicht zufällig entlud sich die aufgestaute Wut der kleinen Leute immer wieder in sozialen Aufständen, vor allem im Bauernkrieg von 1524 bis 1526. Die Prasserei an vielen Höfen des Adels kannte keine Grenzen – da mündete schon manche Morgenmahlzeit im Vollrausch. Über die Ess- und Trinkgewohnheiten am sächsischen Hof notierte ein Tagebuchschreiber im frühen 16. Jahrhundert, „dass man dort als Mensch ankam und als Sau fortging".

Mit der Ausbreitung von Fernhandel und Geldwirtschaft und mit dem Wachstum der Städte veränderten sich Rolle und Selbstverständnis des Bürgertums. Ungefähr von Beginn des 16. Jahrhunderts an schufen sich mehr und mehr Bürger als Händler oder Fabrikanten ein Vermögen. Handwerker, vormals in Zünften organisiert und Kern des städtischen Bürgertums, wurden nun nicht mehr zu dieser Schicht gezählt. Lebten die hochmittelalterlichen Bürger ausschließlich von ihrer Stadt und für sie, so diente für die Bürger der beginnenden Neuzeit die Stadt nur noch als Wohnsitz und Mittelpunkt der Geschäfte. Die Quellen ihres Reichtums konnten nun weit entfernt liegen.

Immer mehr Menschen lernten überregional, ja international zu denken und zu handeln. Aus den ökonomischen Erfordernissen entwickelten sich das Postwesen sowie, dank der Druckpresse, die Flugschriften als Vorläufer von Zeitungen. So traten an die Stelle der Nachrichtenverbreitung durch Privatkorrespondenz allmählich öffentliche Informationsträger.

Schon für das 15. Jahrhundert beziffern die Forscher die Anzahl der Druckwerke auf 30 000. Dass deren Auflagen jeweils nur einige hundert Exemplare betrugen, erklärt sich nicht nur mit dem relativ hohen Preis, sondern vor allem damit, dass neun von zehn Zeitgenossen nicht lesen konnten.

Das Druckprogramm wurde in den Kinderjahren des Buchdrucks zum einen vom religiös-liturgischen Bedarf bestimmt, zum anderen von der humanistischen Orientierung an der Antike: von Originalausgaben und Übersetzungen lateinischer und griechischer Klassiker. Für eine nachhaltige Durchsetzung des neuen Mediums reichte dieser begrenzte Markt nicht aus. Um 1500 war er denn auch weitgehend gesättigt. Eine Absatzkrise trat auf.

„Es brauchte ein Medienereignis, um die Krise zu überwinden", schreibt der Historiker Burkhardt („Deutsche Geschichte in der frühen Neuzeit"): „Die Reformation hätte ohne die Druckmedien nicht stattfinden können, aber sie hat auch umgekehrt das Druckmedium aus einer Existenzkrise befreit."

Als Beispiel führt er die Stadt Augsburg an. Sie war im frühen 16. Jahrhundert nicht nur als Heimat der Fugger bekannt – der reichsten und mächtigsten Familie Europas. Sie war auch ein wichtiger Druckstandort. In den Reformationsjahren 1517 bis 1525 stieg dort, so Burkhardt, „die Zahl der jährlich produzierten Titel fast von der Nulllinie schlagartig auf 300 Titel, und das war das Sechsfache des Höchststandes im 15. Jahrhundert". Auch 95 Prozent der im selben Zeitraum gedruckten Flugschriften behandelten, auf wenigen aktuellen Seiten, Fragen der Religion. Kein anderes Thema bewegte die Menschen wie dieses – in der beginnenden Neuzeit nicht anders als im Mittelalter.

Und kaum irgendwo hätte die Reformation sich so schnell ausbreiten können wie im Heiligen Römischen Reich. Denn dem katholischen Kaiser an dessen Spitze fehlte angesichts seiner fürstlichen Gegenspieler und starker äußerer Feinde die Macht, den „Ketzer" Luther zum Schweigen zu bringen.

Die Wahlmonarchie im Zentrum Europas, die zum Biotop der Reformation wurde, funktionierte wie ein loser Dachverband mit ideellem Oberhaupt. Der Kaiser war in seiner Souveränität erheblich eingeschränkt. Er wurde gekürt vom siebenköpfigen Gremium der Kurfürsten, und bei wichtigen Entscheidungen musste er viele andere lokale und regionale Instanzen des Reichs zu Rate ziehen. Deren Gesamtheit, die sogenannten Reichsstände, umfassten als föderale Glieder mehr als 300 geistliche und weltliche Fürsten sowie freie Reichsstädte, Grafen und Ritterorden.

Das alles hatte mit einem Nationalstaat im heutigen Sinn nichts zu tun, auch wenn das Heilige Römische Reich seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts immer häufiger mit dem Zusatz „deutscher Nation" versehen wurde. Zu dieser Zeit bezeichnete das lateinische Wort „natio" den Ort der Geburt – im Unterschied zum Stamm oder Volk, dem man angehörte, „gens".

Die inneren Widersprüche des Reichs waren in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts unübersehbar geworden. Der universelle Machtanspruch passte nicht zur Beschränkung der Kaisermacht und zu den permanenten Fehden.

Einen Ausweg aus der schleichenden Reichskrise und einen Konsens über die Schaffung verbindlicher, tragfähiger Verfassungsinstanzen sollte der große Wormser Reichstag von 1495 finden. Es war die erste Vollversammlung der föderalen Reichsglieder mit dem Kaiser.

Sie beschloss weitreichende Reformen. Dazu gehörte vor allem die Abschaffung des noch vielerorts praktizierten adligen Faustrechts. Der in Worms verkündete Ewige Landfrieden verbot Fehden zur Interessendurchsetzung und setzte das Gewaltmonopol des Staats an deren Stelle. Über die Einhaltung des Ewigen Landfriedens hatte das auf demselben Reichstag beschlossene Reichskammergericht zu wachen. Dessen Finanzierung wurde durch die einzigen permanent erhobenen Reichssteuern gesichert. Das dritte Element der in Worms eingeleiteten Reform war

AKG / ELECTA

Die Wahlmonarchie in Europas Zentrum, eine Art loser Dachverband, wurde zum Biotop der Reformation.



Europäische Herrscher der frühen Neuzeit: Kaiser Karl V. (Regierungszeit von 1519 bis 1556), König Franz I. (von 1515 bis 1547),

die Einrichtung von Reichskreisen, die als regionale Garanten von Frieden und Recht fortan Kreistage abhielten. Mehr als ein halbes Jahr dauerte der Wormser Reichstag von 1495, der zum Modell für viele weitere wurde.

Wer nach Spuren sucht, die den Anbruch der Neuzeit in Deutschland markieren, kann die föderale Verfassungsreform des Wormser Reichstags von 1495 nicht übersehen.

Die erste große Bewährungsprobe hatte das neu justierte Ensemble von Kaiser und Reichsständen angesichts der Reformation zu bestehen. Der Wittenberger Theologieprofessor Luther forderte ab 1517 die Kirche fundamental heraus, deren Universalitätsanspruch das Heilige Römische Reich sich zu eigen gemacht hatte.

Luthers furiose Auftritte fielen mit dem Ende der Herrschaftszeit von Kaiser Maximilian I. zusammen, der nach schwerer Krankheit im Januar 1519 starb. Das Reich brauchte ein neues Oberhaupt.

Wer in Frankfurt am Main zum König gewählt wurde, war der designierte Kaiser des Heiligen Römischen Reichs, das weit über die deutschsprachigen Gebiete hinausreichte. Die Königskür war deshalb keine innerdeutsche Sache, sondern eine Entscheidung von europäischer Tragweite.

Die seit langem herrschende Habsburger Dynastie hatte schon unter Kaiser Friedrich III. (1440 bis 1493) mit ihrer legendären Heiratspolitik große Territorien in West- und Südeuropa hinzugewonnen. Und der erste Anwärter auf den Thron, traditionell der älteste männliche Nachfolger des alten Kaisers, war bereits König von Spanien: Maximilians im Jahr 1500 geborener Enkel Karl.

Der Habsburger Nachfolgekandidat würde im Fall seiner Wahl in Personalunion als spanischer König und römisch-deutscher Kaiser amtieren. Machtpolitisch gesehen würde er also dem Großreich im Zentrum Europas auch noch die Gebiete der spanischen Krone hinzufügen – einschließlich der neuen und reichen amerikanischen Kolonien. Die Sorge vor einem so übermächtigen Nachbarn alarmierte den König von Frankreich, Franz I. (1515 bis 1547). Um jeden Preis wollte der verhindern, zwischen zwei Habsburger Territorien – dem Königreich Spanien im Westen und dem Heiligen Römischen Reich im Osten – eingeklemmt zu werden. Er trat bei der Wahl des künftigen Kaisers als Gegenkandidat an.

Dass er Franzose war, stellte keinen Hinderungsgrund dar; auch Karl war ja kein Deutscher. Der sprach, im burgundisch-niederländischen Gent geboren und erzogen, von Haus aus Französisch und Flämisch; Deutsch verstand er nur schwer. Seinen Parteigängern genügte es aber, dass er ein Habsburger war. Sie feierten Karl als das „edle deutsche Blut“, während sie Franz als Fremdling ablehnten, dem die Verwurzelung im Reich fehle. Doch in Wirklichkeit zählten dynastische Interessen – eine deutsche Nation lag noch in weiter Zukunft. Die Kurfürsten entschieden danach, welcher Kandidat ihren Interessen am besten entsprach.

Auch ein gebürtiger Deutscher zählte zu den Kandidaten. Es war der einflussreiche sächsische Kurfürst Friedrich der Weise. Ihn favorisierte vor allem Papst Leo X., der aus machtpolitischen Gründen auf dem Kaiserthron weder einen starken Habsburger noch einen Franzosen mit notorischen Ansprüchen in Italien wollte. Der Vatikan hofierte den sächsischen Kandidaten ausgerechnet in dem historischen Augenblick, in dem der Kurfürst sich als Landes- und

Die Königskür in Frankfurt am Main war eine Entscheidung von europäischer Tragweite.

AKG (L.); BRIDGEMANART.COM (R.)



Kaiser Maximilian I. (von 1493 bis 1519), Kurfürst Friedrich der Weise (von 1486 bis 1525), Kaiser Friedrich III. (von 1440 bis 1493)

Schutzherr vor seinen Wittenberger Theologieprofessor Luther stellte. Der eingeleitete Ketzerprozess gegen diesen wurde darum erst einmal zurückgestellt.

Bei der Wahlkampagne buhlten vor allem der spanische und der französische König mit immensen „Handsalben", wie die Schmiergelder hießen, um die Stimmen der sieben Kurfürsten. Dass diese am 28. Juni 1519 im Frankfurter Bartholomäusstift dann einstimmig den künftigen Kaiser Karl V. wählten, lag nur zum Teil an ihrer Hoffnung, er werde „den Glanz des Reiches" wahren, „ohne die Macht der Fürsten zu brechen" (so Heinz Schilling in seinem Standardwerk „Aufbruch und Krise. Deutschland 1517 bis 1648"). Die Bankhäuser der Fugger und Welser sicherten den Sieg des Habsburgers mit riesigen Darlehen. Wenn sie später des Kaisers Autorität für eigene Zwecke brauchten, winkten sie gern mit dem Zaunpfahl.

Eine Hand wäscht die andere: Der uralte Grundsatz der Interessenpolitik beherrschte die beginnende Neuzeit.

Im Reich Karls V. ging zwar sprichwörtlich „die Sonne nicht unter". Doch bei allem äußeren Glanz war der Herrscher in ein Netz vielfacher Abhängigkeiten verstrickt – in mancher Hinsicht so fremdbestimmt wie das Geld, mit dem er seine Wahl erkauft hatte. Auf deutschem Boden ließ er sich nur selten blicken; nach der feierlichen Aachener Krönung im Oktober 1520 zog er sich nach Spanien zurück und besuchte das Reich während seiner 37-jährigen Herrschaft nur wenige Male.

Karls lange Amtszeit war überschattet von ständigen Abwehrkämpfen an drei Fronten: im Westen Frankreich, mit dem er allein vier Kriege führte. Im Osten das expansive Osmanische Reich. Und mitten im eigenen Herrschaftsgebiet die Anhänger der Reformation, die den Anspruch des Kaisers, Oberherr der ganzen Christenheit zu sein, für immer zerstörten.

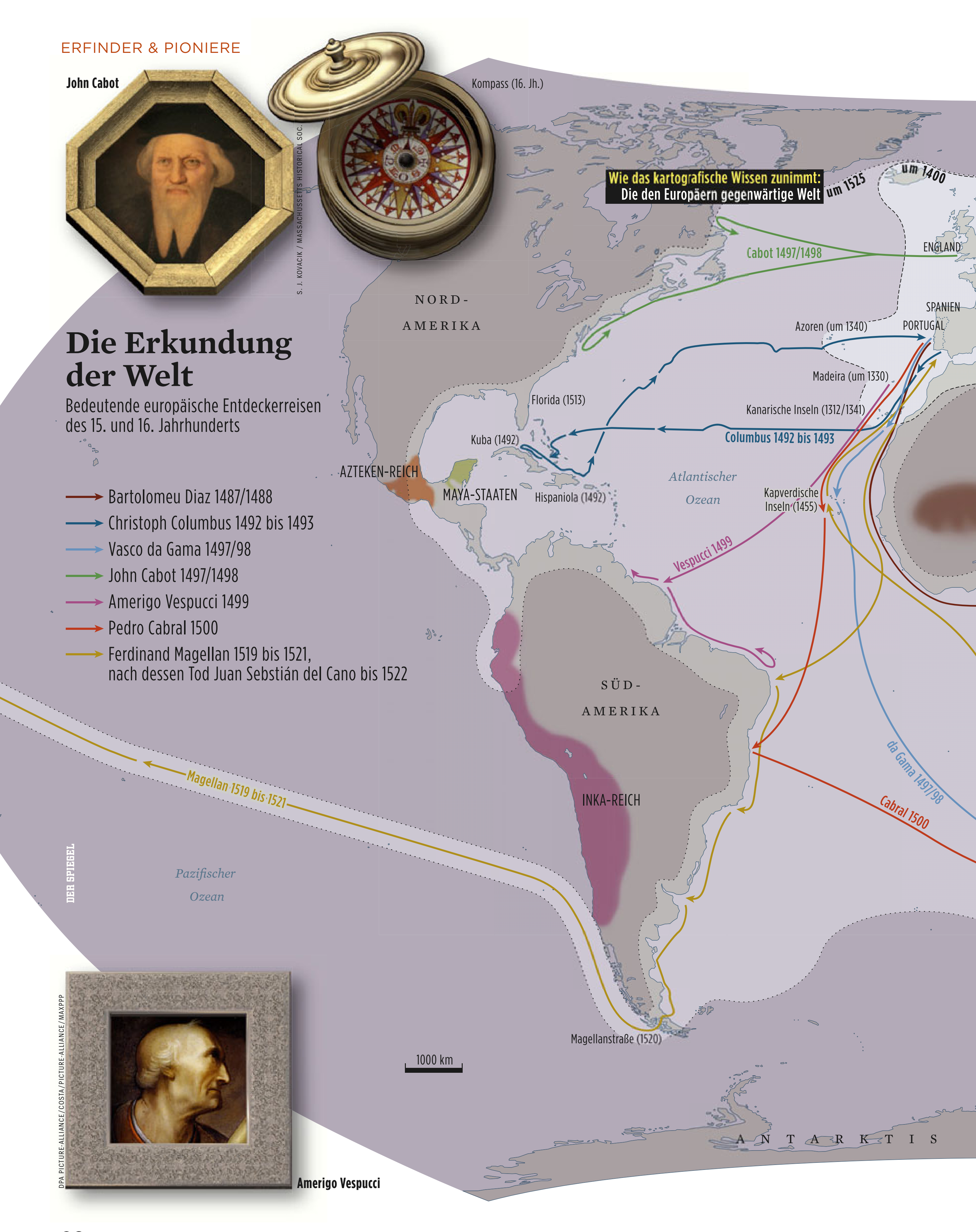
Gegen die Gegner im Westen und Osten konnte er sich mit häufig wechselnden Bündnissen einigermaßen behaupten. Seinen größten Kampf aber, den gegen die Reformation, verlor er. Zu viele Fürsten liefen zu Luthers Bekenntnis über. Sie demonstrierten so ihre föderale Unabhängigkeit gegenüber dem Kaiser – und waren am Ende militärisch nicht mehr zu bezwingen.

Der Augsburger Reichstag beschloss im Jahr 1555, dass der 1495 in Worms ausgerufene Ewige Landfriede auch in Fragen der Religion fortan unverbrüchlich gelten sollte. Den Landesherren wurde die Wahl zwischen evangelischem und katholischem Bekenntnis freigestellt. Sie entschieden damit zugleich für alle Landeskinder. Hier liegt der eigentümliche Widerspruch der lutherschen Reformation: Während die persönliche Gewissensfreiheit als Wurzelgrund des Protestantismus gilt, bestimmten in Wahrheit die regional Mächtigen über den Glauben ihrer Untertanen. Für die Ausbreitung des Protestantismus sei die religiöse Überzeugung „kein wesentliches Element" gewesen, hat der große belgische Historiker Henri Pirenne bündig resümiert.

Ein Greifswalder Juraprofessor brachte das Arrangement nach dem Augsburger Reichstag auf die griffige Formel „Cuius regio, eius religio" – „Wem das Territorium gehört, der bestimmt die Religion". Der patriarchalische Leitsatz erklärt, warum sich der Protestantismus binnen kurzem in vielen Ländern flächendeckend durchsetzte. Jenen Untertanen, die sich der Glaubensentscheidung ihres Landesherrn nicht fügen wollten, billigte der Augsburger Religionsfriede von 1555 nur das Emigrationsrecht („ius emigrandi") zu.

In die innere Emigration aber zog sich ein Jahr später der alte Kaiser zurück. Müde und krank, als Herrscher der gesamten Christenheit tragisch gescheitert, teilte Karl V. seine Ämter unter Sohn und Bruder auf und dankte ab. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in einem einsamen spanischen Kloster.

Mit seinem Tod im Jahr 1558, der im ganzen spanischen Weltreich beklagt wurde, endete ein spannungs- und widerspruchsvolles Kapitel der Neuzeit.


John Cabot
S. J. KOVACIK / MASSACHUSETTS HISTORICAL SOC.
Kompass (16. Jh.)
Die Erkundung der Welt
Bedeutende europäische Entdeckerreisen des 15. und 16. Jahrhunderts
Bartolomeu Diaz 1487/1488
Christoph Columbus 1492 bis 1493
Vasco da Gama 1497/98
John Cabot 1497/1498
Amerigo Vespucci 1499
Pedro Cabral 1500
Ferdinand Magellan 1519 bis 1521, nach dessen Tod Juan Sebstián del Cano bis 1522
Wie das kartografische Wissen zunimmt:
Die den Europäern gegenwärtige Welt
um 1525
um 1400
ENGLAND
Cabot 1497/1498
NORD-AMERIKA
SPANIEN
PORTUGAL
Azoren (um 1340)
Madeira (um 1330)
Kanarische Inseln (1312/1341)
Florida (1513)
Kuba (1492)
Columbus 1492 bis 1493
AZTEKEN-REICH
MAYA-STAATEN
Hispaniola (1492)
Atlantischer Ozean
Kapverdische Inseln (1455)
Vespucci 1499
SÜD-AMERIKA
INKA-REICH
da Gama 1497/98
Cabral 1500
Magellan 1519 bis 1521
Pazifischer Ozean
DER SPIEGEL
Magellanstraße (1520)
1000 km
ANTARKTIS
DPA PICTURE-ALLIANCE/COSTA/PICTURE-ALLIANCE/MAXPPP
Amerigo Vespucci


Pedro Cabral
CORBIS
E U R O P A
HL. RÖMISCHES REICH
FRANK-REICH
OSMANISCHES REICH
Mittelmeer
A S I E N
MOGULREICH um 1525
CHINA im 16. Jh.
Japan (vermutlich vor 1543)
Taiwan (1590)
Macau (1513)
Pazifischer Ozean
Philippinen (1521)
Magellan 1521
SONGHAI-REICH 14. bis 16. Jh.
Goa
REICH VIJA-YANAGAR um 1485
Calicut
Ceylon (1505)
Borneo (1521)
Neuguinea (1527)
A F R I K A
Diaz 1487/1488
Indischer Ozean
Jahr der Entdeckung durch europäische Seefahrer
Madagaskar (1501)
del Cano (auf Magellans Schiff) bis 1522
AUSTRALIEN
Kap der Guten Hoffnung (1488)
Astrolabium (16. Jh.)
RMN/BPK/RMN/GERARD BLOT
Ferdinand Magellan

SPIEGEL-GESPRÄCH

Der Berliner Historiker Heinz Schilling über den widerspruchsvollen Weg in die Moderne und die anhaltende Macht des Jenseitsglaubens

„Der Teufel war noch lebendig“

SPIEGEL: Herr Professor Schilling, viele Historiker datieren den Anbruch der Neuzeit auf die Jahrzehnte vor und nach 1500. Spürten denn schon die Zeitgenossen den Anbruch einer neuen Ära?

Schilling: In meinem Buch „Aufbruch und Krise“ ist ein schöner Holzschnitt als Illustration zeitgenössischen Bewusstseins abgedruckt. Da durchstößt ein Mensch, der in die Neuzeit will, gewissermaßen die Erdatmosphäre …

SPIEGEL: … dieses Bild stammt aber aus dem 19. Jahrhundert.

Schilling: Genau das will ich damit sagen. Lange Zeit dachte man, schon die Zeitgenossen hätten dieses kopernikanische Bewusstsein gehabt, aber dann stellte sich heraus, dass der Holzschnitt erst viel später entstanden ist. Ich habe ihn deshalb in der zweiten Auflage mit dem Zusatz „Historienbild“ versehen.



HEINZ SCHILLING
Mit zahlreichen Studien und Gesamtdarstellungen über den Anbruch der Moderne in Europa und die Ausbreitung der Reformation hat sich Schilling einen Namen als Kenner der frühen Neuzeit gemacht. Seit 1992 unterrichtet der 1942 geborene Historiker an der Berliner Humboldt-Universität.

SPIEGEL: Das Bewusstsein eines Aufbruchs hatten die Zeitgenossen nicht?

Schilling: Zumindest in Deutschland nicht. Anders war es auf der Iberischen Halbinsel, als die Seefahrer neue Welten entdeckten. Das hat in Deutschland nicht so durchgeschlagen, Luther zum Beispiel hat davon kaum Notiz genommen. Für ihn brach keineswegs die Neuzeit an. Das galt ja auch für die Renaissance und für die Humanisten. Man wollte zurück – zur Urform des Christentums im ersten, zu den Quellen der Antike im zweiten Fall. In Einzelfällen wie beim Humanisten Ulrich von Hutten blitzt zwar eine neue Lebensfreude auf – Sie kennen seinen Ausspruch „O Jahrhundert, o Wissenschaften! Es ist eine Lust, zu leben“. Da artikuliert sich das Bewusstsein von einer neuen Ära, auch wenn es sich an alten Texten aufrichtet.

SPIEGEL: Der Reformator Luther wollte gar nichts Neues?

Schilling: Er wollte eine alte Wahrheit erneuern, keine neue entdecken. Aber es gibt da ein interessantes Detail. Von einem bestimmten Tag an nennt er sich nicht mehr Luder, wie er ursprünglich hieß, sondern Luther – abgeleitet vom griechischen Wort „eleutherios“, der Befreite. Im Moment des reformatorischen Durchbruchs kommt da die Freude zum Ausdruck, den Schutt, der jahrhundertelang auf der Wahrheit gelastet hat, beiseite geräumt, sich selbst und die Christenheit davon befreit zu haben.

SPIEGEL: Was bedeutete es für die Katholiken und Protestanten des frühen 16. Jahrhunderts, dass die Türken im Jahr 1453 das christliche Konstantinopel erobert und den Untergang des Oströmischen Reichs besiegelt hatten?

Schilling: 1453 ist in der Tat ein bedeutendes Datum. Wir können zwar den Anbruch der Neuzeit nicht auf ein bestimmtes Ereignis festlegen – weder der Auftritt von Gutenberg noch der von Columbus, Luther oder Kopernikus markiert, für sich genommen, einen solchen Zeitpunkt. Wir haben aber von einer Schwellenzeit auszugehen, die 1453 beginnt.

SPIEGEL: Eine neue Macht verstört das europäische Bewusstsein.

Schilling: Eine neue Weltmacht, die den Christen als sehr bedrohlich erscheint. Aber schon in der zweiten Hälfte des 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist sie nicht nur Antipode, sondern auch Teil des europäischen Mächtesystems. In dieser Zeit differenziert sich Europa in einzelne Staaten, die mit dem Osmanischen Reich Kontakt aufnehmen, zum Teil auch Koalitionen schließen mit ihm.

Das Gespräch führten die Redakteure Dietmar Pieper und Rainer Traub.

HEINRICH VOELKEL

SPIEGEL: Papst Pius II. ist mit dem Projekt, Konstantinopel an der Spitze eines Kreuzfahrerheers zurückzugewinnen, kläglich gescheitert.

Schilling: Die Kreuzzugsidee ist eben nicht mehr so vital wie einige hundert Jahre zuvor. Dann kommt der Protestantismus als Problem für die Kirche dazu, und an Kreuzzüge ist immer weniger zu denken.

SPIEGEL: Auch Luther hat aber doch in den Türken eine Bedrohung gesehen?

Schilling: Theologisch sind die Türken für Luther eine Geißel Gottes, die die Menschen dazu bringen soll, zum wahren Glauben zurückzukehren. Aber die Protestanten haben das widersprüchliche Interessengeflecht der europäischen Mächte auch ganz realpolitisch genutzt. Denn die Türken-Abwehr kostete viel Geld, das sich der Kaiser, der ja nicht der absolute Herr eines Einheitsstaates war, auf den Reichstagen erst bewilligen lassen musste. Und die Protestanten haben ihre Zustimmung zur Türken-Steuer von Zugeständnissen in der Reformationsfrage abhängig gemacht.

SPIEGEL: Frühreformatorische Bewegungen wie die von John Wyclif im England des späten 14. oder von Jan Hus im Böhmen des frühen 15. Jahrhunderts hatte die Kirche unterdrücken können. Warum gelang es nicht, Luther dasselbe Schicksal zu bereiten wie dem 1415 auf dem Scheiterhaufen verbrannten Hus?

Schilling: Auf dem Scheiterhaufen soll Hus der Legende nach gerufen haben, er sei ja nur eine Gans – Hus bedeutet auf Tschechisch Gans –, nach ihm aber komme ein prächtiger Schwan, der so kraftvoll singen werde, dass man ihn nicht zum Schweigen bringen könne.

SPIEGEL: Eine schöne Legende …

Schilling: … die aber wirkungsmächtig war. Sie können an norddeutschen Kirchen und Altären noch manchmal Luther mit einem Schwan sehen, was viele irritiert, die aus der Mythologie höchstens Leda mit dem Schwan kennen.



Der Hexensabbat (Holzschnitt von Hans Baldung, 1510)

AKG

SPIEGEL: Warum hat der Schwan Luther geschafft, was der Gans Hus versagt blieb?

Schilling: Die Zeitgenossen hätten geantwortet: Weil er der überzeugendere Prophet war. Luthers theologische Wende lag im Gottesbegriff, und soweit ich sehe, ist das bei Hus nicht der Fall. Luthers entscheidende Frage seit 1505 war: Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?

SPIEGEL: Weil die Sorge um das Seelenheil für ihn und seine Zeitgenossen die Angst aller Ängste war?

Schilling: Ja. Um einen etwas gewagten Vergleich anzustellen: Die Leute haben so inständig eine positive Antwort auf diese Frage erhofft, wie sie heute nach dem Rezept suchen, an der Börse ausschließlich Gewinne zu machen. Jedenfalls waren die Deutschen damals auf das Heil ähnlich fixiert wie heute auf das Geld. Und Luthers sozusagen kopernikanische Wende lag darin, dass er sagte: Allein durch Gottes Gnade kommen wir zum Heil, nicht durch Ablassveranstaltungen und so weiter. Das war für viele Zeitgenossen nicht nur plausibel, sondern geradezu erlösend. Albrecht Dürer notierte in seinem Tagebuch: Mit Luthers Erkenntnis, dass das Heil allein in Gottes Gnade liege, „sola gratia“, seien alle Ängste von ihm abgefallen.

SPIEGEL: Der berühmte Thesenanschlag in Wittenberg …

Schilling: … wurde in der Forschung lange für eine Legende gehalten, weil die lateinisch abgefassten Thesen überhaupt nur für Theologen verständlich gewesen sind. Gewiss ist da nichts mit Hammerschlägen ans Kirchenportal genagelt worden, wie das 19. Jahrhundert Luther gern als Hammer schwingenden deutsch-nationalen Rebellen darstellte. Doch nimmt man in jüngster Zeit mit plausiblen Argumenten an, die Thesen des Wittenberger Theologieprofessors Luther könnten

als Ankündigung einer akademischen Diskussionsveranstaltung vom Pedell am Schwarzen Brett der Fakultät bekannt gemacht worden sein, wobei die Tür der Schloss- und Universitätskirche traditionell als Schwarzes Brett diente. Das wäre dann ein normaler Vorgang gewesen. Es mag also einen „Anschlag" gegeben haben – aber nur in dem Sinn, wie ich hier im Institut den Hinweis auf eine demnächst stattfindende historische Fachtagung anschlagen lasse.

SPIEGEL: Warum gelang es der Macht von Kaiser und Papst nicht, die Lawine der Reformation aufzuhalten?

Schilling: Erstens war Luther immerhin Chef der sächsischen Provinz des Augustinerordens, also Leiter einer weitverzweigten, mächtigen Institution. Luther war eben kein „Mönchlein", wie seine Feinde ihn manchmal titulierten, sondern Repräsentant einer sozialen Macht. Zweitens stand 1519 die Kaiserwahl an. Papst und Kaiser mussten große Rücksicht nehmen auf Luthers mächtigen Landesherrn Friedrich den Weisen, der als Kurfürst und Herr des finanziell bedeutenden sächsischen Bergbaus der damals mächtigste Reichsfürst war. Und dieser stand hinter dem Professor seiner neu gegründeten Universität – ich hoffe, dass sich hier in Berlin Herr Wowereit heute ebenso verhalten würde.

SPIEGEL: Wie groß war der Einfluss des Buchdrucks auf die Reformation?

Schilling: Es ging nicht nur um den Buchdruck, sondern allgemein um die damals neuen Medien. Dazu gehörten ja zum Beispiel auch die Holzschnitte, die auf den Messen verkauft wurden. Das alles war entscheidend für die Verbreitung der Reformation. Weil die Bauern in der Regel Analphabeten waren, wurden neue Druckwerke wie Luthers drei große Flugschriften von 1520 oft vorgelesen, zum Beispiel im Wirtshaus.

SPIEGEL: Es begann auch der Aufbau des Postwesens, durch ständigen Pferdewechsel sollen die Boten schon bis zu 160 Kilometer am Tag zurückgelegt haben. Brach damals ein neues Kommunikationszeitalter an, nicht nur im Hinblick auf den Buchdruck?

Schilling: So ist es. Philosophisch gesprochen könnte man sagen, dass damals die Zeit selber einen Beschleunigungsschub erfuhr. Das ist gewiss ein Element der Neuzeit.

SPIEGEL: Zu Erfindungen jener Jahre gehörte die Taschenuhr …



Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken am 29. Mai 1453 (Ausschnitt aus einem Gemälde von Jean-Joseph Benjamin-Constant, 1876)

Schilling: … auch Uhren an den Kirchen wurden immer häufiger. Gleichzeitig werden die Orientierungs- und Navigationssysteme der Seefahrt so weiterentwickelt, dass die Schiffe nicht mehr in Ufernähe bleiben mussten, sondern sich am Stand der Sterne orientieren konnten. Zeit und Raum wurden sozusagen gleichzeitig umgewälzt.

SPIEGEL: Wie passt ein Werk wie der berühmte „Hexenhammer" von 1486 (siehe Seite 134) zu solchen Schritten in Richtung Rationalisierung und Moderne?

Schilling: Ohne den „Hexenhammer" verteidigen zu wollen, muss ich doch darauf hinweisen, dass dieses Werk ein Instrument der Rationalisierung war.

SPIEGEL: Das klingt paradox.

Schilling: Das ist ja das Verteufelte daran. Dem Mittelalter vor dem „Hexenhammer" attestiert die Geschichtsschreibung einen sehr offenen Zauberglauben, der in keiner Weise systematisiert war. Es gab kein theoretisches Instrument, das zielstrebig zur Verfolgung von Hexen benutzt werden konnte. Der „Hexenhammer" aber leitet zur experimentellen Wahrheitsfindung an: Wenn eine Verdächtige ins Wasser geworfen wird und nicht untergeht, so beweist das, dass sie vom Teufel getragen wird.

SPIEGEL: Eine Rationalisierung innerhalb einer – aus unserer Sicht – immer noch tief irrationalen Welt?

Schilling: Die Rationalität setzt sich allmählich durch in einer Gesellschaft, die davon überzeugt ist, dass hinter unserer Welt des Diesseits eine ganz andere Welt verborgen ist. Der „Hexenhammer" hatte dabei sozusagen die gleiche Funktion wie ein medizinisches Handbuch: Er beschreibt detailliert die Symptome eines gefährlichen Krankheitsbildes, damit das Übel möglichst systematisch, wirkungsvoll bekämpft werden kann – und nicht mehr in der stümperhaften Art von Kurpfuschern.

SPIEGEL: Kein Gedanke, dass Hexen inexistent sein könnten?

Schilling: In der damaligen Welt bezweifelte niemand die Existenz von Hexen grundsätzlich, der Teufel war noch sehr lebendig. Deshalb kam Widerspruch gegen den „Hexenhammer" auch zuerst nicht von außen, sondern von innen. Der niederrheinische Arzt Virius Weiher drehte gegen die frommen Verfasser des „Hexenhammers" den theologischen Spieß der Argumentation um: Der Irrglaube, mit diesem Instrument den Hexen das Handwerk legen zu können, sei ein Blendwerk des Satans.

SPIEGEL: Was uns als unvereinbares Nebeneinander von Aberglaube und Rationalität erscheint …

Schilling: … ist in Wirklichkeit ein dialektischer Prozess, der die ganze Früh-

moderne charakterisiert. Der Durchbruch zu einem rein rational-naturwissenschaftlichen Weltbild beginnt erst 200 Jahre später mit der Aufklärung.

SPIEGEL: Ein wesentliches Element der Frühmoderne sind die Entdeckungen. Warum haben gerade die Europäer und nicht andere Hochkulturen wie das China des 15. Jahrhunderts als Seefahrer die erste Globalisierung herbeigeführt?

Schilling: Das ist eine äußerst komplizierte Frage, auf die es keine eindeutige Antwort gibt. Wir können jedoch, um der Einfachheit halber beim Vergleich mit den Chinesen zu bleiben, eine Reihe von Momenten benennen, die den Europäern zugute kamen: Die Chinesen waren offenbar segeltechnisch nicht so avanciert wie die Iberer. Die konnten mit ihrer Takelage gegen den Wind segeln. Hinzu kam die neue Schiffbautechnik. Segler wie die Koggen der norddeutschen Hanse wären zur Atlantiküberquerung nicht imstande gewesen – anders die portugiesischen und spanischen Karavellen. Dann die neuen Navigationsinstrumente, die Konzentration der besten Geografen im iberischen Raum. Und schließlich ist nichts erfolgreicher als der Erfolg. Schon seit dem frühen 15. Jahrhundert hatten die Portugiesen rund um Afrika den maritimen Horizont immer weiter gesteckt.

SPIEGEL: Hatte ein geschlossenes Einheitsreich wie China nicht bessere Ausgangsbedingungen für die Welterkundung als das in viele konkurrierende Staatswesen aufgeteilte Europa?

Schilling: Eher war das Gegenteil der Fall: Die Rivalität der Europäer untereinander erwies sich als Entwicklungsantrieb. Denken Sie nur an Columbus, der zuerst die portugiesische Krone für die Finanzierung und Ausstattung seiner großen Expedition gewinnen wollte. Als er da abblitzte, versuchte er sein Glück bei der spanischen Konkurrenz – mit Erfolg. Wenig später kommen die Niederländer und die Engländer hinzu, in Grenzen die Franzosen. Nur die Deutschen sind abgeschnitten von diesem maritimen Modell Europas.

SPIEGEL: Warum wird Deutschland abgekoppelt? Das Heilige Römische Reich hatte noch im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts im Fernhandel, im Bergbau und im Finanzsektor, dank mächtiger Geldhäuser wie der Fugger in Augsburg, die wirtschaftliche Vormacht in Europa.

Schilling: Dafür gibt es ein Bündel von Ursachen. Das Vordringen der Osmanen im östlichen Mittelmeer blockierte den Weg in die Levante. Die Verbindung von dort nach Venedig und weiter über die Alpen nach Deutschland, mit der die Fugger so viel Geld gemacht haben, war von da an verriegelt. Die Süd-Nord-Achse über Oberdeutschland wurde ersetzt von der Ost-West-Achse. Der Handel ging jetzt durch die Straße von Gibraltar nach Nordeuropa, in Antwerpen traten massenhaft italienische Kaufleute auf. Des weiteren verringerte der Import von billigem spanischem Silber aus Amerika die Bedeutung des deutschen Montangewerbes. Das geriet auch aus technischen Gründen an seine Grenzen: Von einer bestimmten Tiefe an gelang es kaum mehr, das auftretende Wasser im nötigen Maß abzupumpen.

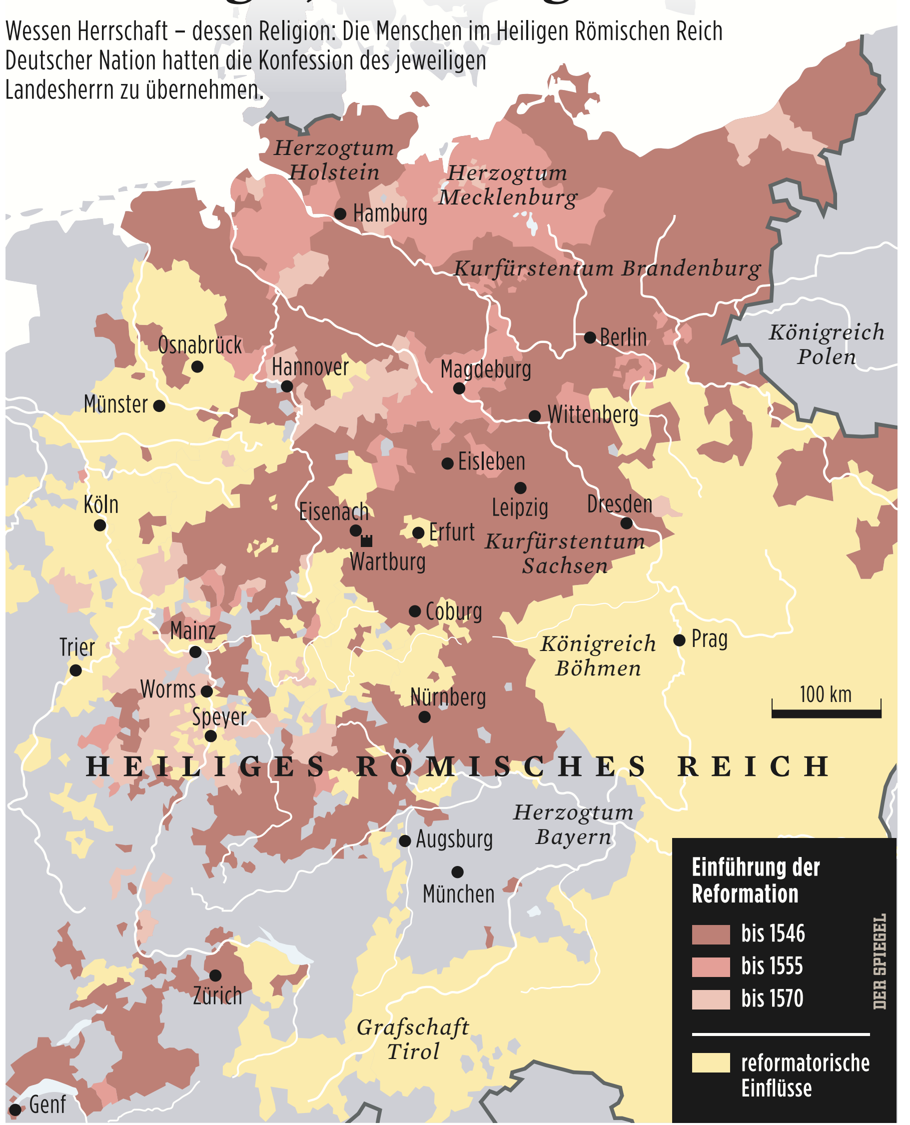
SPIEGEL: Und der Atlantikhandel?

Schilling: Der wurde ab dem zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts immer bedeutender – und lief an Deutschland vorbei. Brandenburg und Preußen versuchten so verbissen wie vergebens, einen großen Hafen zu ergattern. Als sie endlich 1744 Emden bekamen, war die Konkurrenz schon weit enteilt. So waren schon lange vor der Reichsgründung von 1871 die Weichen dafür gestellt, dass Deutschland – nach dem bekannten Wort des Politologen Helmuth Plessner – „die verspätete Nation“ wurde.

SPIEGEL: Herr Professor Schilling, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Cuius regio, eius religio

Wessen Herrschaft – dessen Religion: Die Menschen im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation hatten die Konfession des jeweiligen Landesherrn zu übernehmen.



Der Erfinder des Buchdrucks war ein risikofreudiger Unternehmer. Weitblickend und hartnäckig setzte Johannes Gutenberg aus Mainz eine Medienrevolution in Gang, die bis heute die Verständigung prägt.

Puzzlespiel mit blanken Lettern

Von JOHANNES SALTZWEDEL

Schrumpeliger könnte ein Geniestreich kaum aussehen. Auf den ersten Blick wirkt das Ding wie ein verdreckter Brocken aus Holz und Metall, so klein, dass eine Männerfaust ihn packen kann. Beim genaueren Hingucken erkennt man Stellschrauben, eine vierkantige, trichterartige Öffnung und eine Haltefeder. Ohne große Mühe lässt sich die seltsame Konstruktion in zwei ziemlich ähnliche, winklige Teile auseinandernehmen.

Aber erst wenn aus dem Inneren ein kleiner blinkender Vierkantstab fällt, wird erkennbar, worum es hier eigentlich geht.

Das Glitzernde ist eine frisch gegossene Letter, und die bizarre Umhüllung aus zwei Formteilen stellt den entscheidenden Schritt auf dem Weg zum modernen Buchdruck dar. Es ist das Handgießinstrument, in dessen nach der Breite justierbarer Mittelöffnung ein Blöckchen aus Blei, Antimon und Zinn über der kupfernen Buchstaben-Hohlform (Matrize) zur Drucktype erkaltet. Nur durch diese Erfindung war es möglich, rasch die vielen tausend Lettern zu gießen, mit denen man Bücher setzt und druckt.

Der Tüftler Henne Gensfleisch muss von der Idee besessen gewesen sein, als er etwa um 1440 die ersten Experimente machte. Texte aus einzelnen Buchstaben, jeder am Kopf eines immer genau gleich hohen Metallstäbchens; viele solcher Stempelchen samt Füllmaterial zum Druckstock-Mosaik zusammengebaut; einmal gut einfärben wie beim Holzschnitt, Papier darauf und nach bewährter Art pressen – fertig





Gutenberg-Druckpresse
(Rekonstruktion im Mainzer Gutenberg-Museum)

wäre die Buchseite. Anstatt ein Werk abschreiben zu lassen, könnte man es bald vielleicht dutzendfach, ja zu Hunderten vervielfältigen.

So unspektakulär das heute klingt, so selbstverständlich Gedrucktes an jedem Kiosk massenhaft bereitliegt: Für seinen Erfinder bedeutete der Letterndruck eine Hightech-Herausforderung. Die Ur-Buchstabenstempel aus Stahl schneiden, in Kupfer-Matrizen prägen, damit Bleilettern gießen, aus ihnen Zeilen setzen und sie zu Seitenformen bauen, dann der eigentliche, langwierige Druckvorgang – all diese Arbeitsphasen erforderten das Know-how einer ganzen Schar von Spezialhandwerkern, eigenes Werkzeug, Geduld, Formsinn und feinmechanische Präzision. Vor allem aber war reichlich Geld nötig, um mit der neuen Technik überhaupt vom Prototyp bis zur Serienreife zu gelangen.



Phantasieporträt des Johannes Gutenberg (André Thevet, 1584)

Gensfleisch, damals wohl knapp über 40 (das Geburtsjahr ist nicht belegt), kam aus begütertem Mainzer Haus. Sein Vater Friele Gensfleisch zur Laden, der unter anderem den „Hof zum Gutenberg“ im Zentrum der alten Stadt besaß, zeigte in schweren Bürgertumulten Ausdauer. Sohn Johannes, mainzisch Henne, genoss offenbar eine solide Schulbildung, war aber auch, wie die wenigen erhaltenen Dokumente andeuten, nicht zimperlich: Um 1428 nach Straßburg abgewandert, ließ er dort 1434 den durchreisenden Mainzer Stadtschreiber in Haft nehmen, um ausgebliebene Renten von seiner Heimatstadt einzutreiben.

In Straßburg scheint sich „Hans Genssefleisch von Mentz genannt Gutenberg“ mit Edelsteinpolitur, Goldschmiedekünsten, aber auch der Herstellung und dem Vertrieb von Wallfahrtsandenken befasst zu haben; vermutlich noch mit allerlei anderem. Von 1442 an, als er den ersten Kredit aufnahm, verdichten sich dann die Anzeichen, dass er im Konsortium mit weiteren Handwerker-Unternehmern etwas Großes plante.

„Es ist noch gar nicht lange her, da galt Gutenberg als armer Ästhet, der für die Zeitgenossen ein verrückter, schließlich bankrotter Erfinder war“, berichtet Eva-Maria Hanebutt-Benz, Direktorin des Mainzer Gutenberg-Museums. „Weil er bei Lebzeiten nicht triumphierte, machte das 19. Jahrhundert aus ihm den Künstlertyp, mit dem man Mitleid haben konnte.“ Aber alle historischen Quellen deuten in die Gegenrichtung. „Er war ein Unternehmer, ein erstaunlich moderner Mensch für seine Zeit“, sagt die Expertin, deren weltoffenes Haus die wohl umfangreichste, wertvollste Sammlung zur Geschichte der Druckkunst zeigt.

Für Hanebutt-Benz ist Gutenberg Nutznießer, Anreger und Mitgestalter eines ungeheuren Aufbruchs. Sie sieht es fast schon als Chance, dass über ihn außer ein paar Gerichtsakten so gut wie nichts Einschlägiges bekannt ist, dass weder Maß noch Bauart seiner Druckerpresse überliefert sind, ja nicht einmal, ob der Erfinder, laut der Tradition am 3. Februar 1468 gestorben, wirklich in der Mainzer Franziskanerkirche begraben wurde. Gerade wenn man die kargen Fakten „so nüchtern wie möglich“ vor den geschichtlichen Hintergrund stelle, werde die umwälzende Kraft des Neuen am verständlichsten.

Beschaulich darf man sich diesen Hintergrund nicht vorstellen: eine Stadt von gerade mal 6000 Einwohnern, die zwischen Hungerrevolten und dem Beinahe-Bankrott der Stadtkasse vielerlei zu erdulden hatten. Eine Zeit, die zwischen ängstlicher Frömmigkeit und nahezu eventhaftem Lebensgenuss schwankte, die soziale Rollen neu verteilte, die von der Feuerwaffe bis zum Kontrapunkt auf allen Feldern des Lebens und des Geistes experimentierte. Eine Epoche freilich auch, die für ihre sprunghaft wachsenden Bildungsbedürfnisse dringend nach besseren Hilfsmitteln suchte.

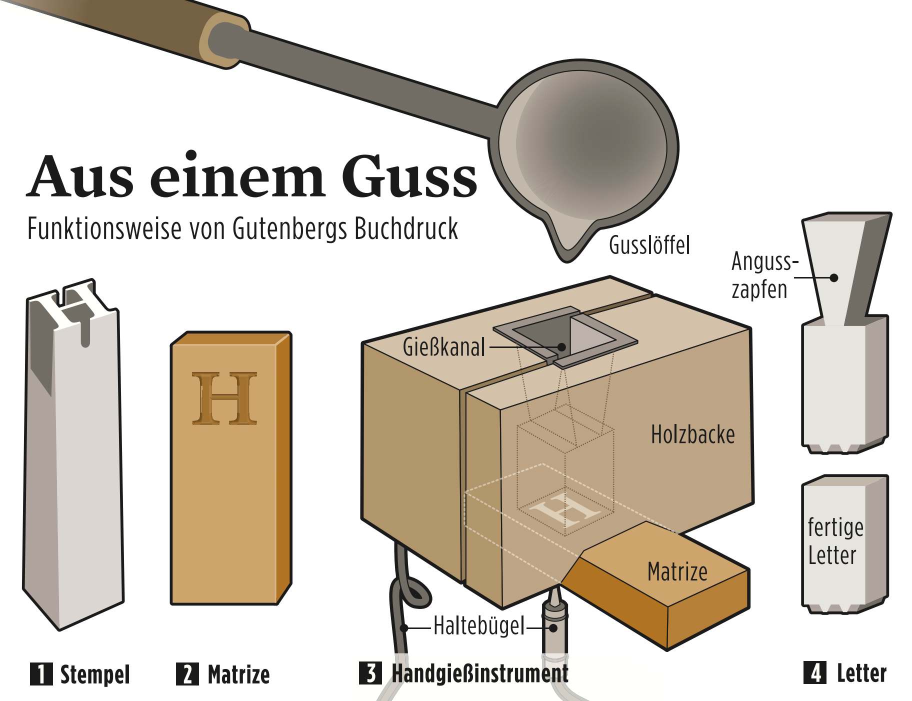
Holzschnitt und Kupferstich hatten ihren Siegeszug in Gutenbergs Jugend begonnen. Aber irgendwie mussten doch auch Texte einfacher zu kopieren sein. Wohl war das Abschreiben von Büchern, einst die Sache klösterlicher Schreibstuben, mittlerweile derartig spezialisiert, dass vom Schmuckleisten-Schneider und Initialen-Maler über den „Rubrikator“, der Absätze mit roten Markierungen bezeichnete, bis zum Manuskript-Großhändler eine ganze Industrie arbeitsteilig davon lebte. Doch das Verfahren blieb umständlich, fehlerträchtig und sehr teuer.

Vielleicht, so vermutet der Mainzer Druckhistoriker Stephan Füssel, kam dem universell interessierten Gutenberg bei einer Beobachtung der entscheidende Gedanke: Fast immer gaben die Gießer am unteren Rand großer Glocken Sprüche und Jahreszahlen an, die vorher in der Gussform aus einzelnen Letter-

SEITE 32/33: ERICH LESSING / AKG; STEFANO BIANCHETTI / CORBIS (L.)

Aus einem Guss

Funktionsweise von Gutenbergs Buchdruck



1 Stempel **2 Matrize**

Für jede spätere Letter musste ein Ur-Druck**stempel** (Patrize) aus hartem Metall – in der Regel Stahl – geschnitten werden. Davon schlug man dann in weicheres Metall wie Kupfer einen Abdruck, die **Matrize.**

3 Handgießinstrument **4 Letter**

Zwei Holzbacken mit Metall-Innenleben ergaben zusammengesetzt das **Handgießinstrument.** Der Gießkanal in der Mitte konnte durch Stellschrauben auf die jeweilige Breite der Letter angepasst werden. Mit einem Haltebügel befestigte man die Matrize unter dem Gießkanal. Dann wurde die geschmolzene Letternlegierung aus Blei und Zinn eingefüllt. Jede **Letter** musste dann noch vom Angusszapfen befreit werden.

5 Druckpresse

Der Zeile für Zeile gesetzte Text wurde als Letternblock auf dem Karren der **Druckpresse** montiert. Das angefeuchtete Papier war in einem darüber schwenkbaren Holzdeckel befestigt. Nach dem Einfärben der Lettern wurde das Papier daraufgeklappt, und der Karren wanderte unter den Tiegel. Hinterher musste der bedruckte Bogen gut trocknen.

Blöcken zusammengesetzt wurden. Oder ließ der Erfinder sich davon anregen, wie Buchbinder die Lederrücken mit Stempeln markierten? Zahlreiche „technische Erfahrungen der Nachbarkünste" (Füssel) müssen an der Idee mitgewirkt haben.

Jedenfalls wollte Gutenberg keine halben Sachen machen. Schon in Straßburg, vermuten die Fachleute, dürften seine Experimente mit Lettern und Presse so weit gediehen sein, dass er bei der Rückkehr nach Mainz um 1444 auf Material und vor allem Erfahrung zurückgreifen konnte – selbst die Mixtur der Druckerschwärze aus Ölen, Lampenruß, Pech und weiteren Beigaben war sein eigenes Werk.

Entstehen sollte nichts Geringeres als eine Kopie des gesamten Bibeltextes, makellos wie ein Manuskript erster Güte: auf breitrandigen Seiten in feierlicher gotischer Gitterschrift („Textura"), edel zweispaltig und natürlich mit Zier-Initialen. Eine „Schönschreibmaschine" habe Gutenberg konstruieren wollen, resümiert der Medienhistoriker Michael Giesecke.

Was berufsmäßige Schreiber bisher mit Augenmaß und kleinen Tricks bewerkstelligten, musste nun im Bleisatz simuliert werden, beispielsweise der Randausgleich der 42 Zeilen. Deshalb schnitt Gutenberg praktisch jeden Buchstaben von vornherein in verschiedenen Breiten, dazu 83 Letternpaare von ba bis xp sowie alle geläufigen Abkürzungen. Am Ende drängelten sich im Setzkasten des Perfektionisten nicht weniger als 290 Typensorten. Jede Bibelseite erforderte über 2600 Lettern; damit die vier, später sogar sechs lateinkundigen Setzer reibungslos arbeiten konnten, war ein Vorrat von mindestens 60 000 der kleinen grauglänzenden Metallstäbchen nötig.

Nachdem eine Seite gesetzt war, musste der schwere Metallblock passgenau auf dem Karren der Presse justiert werden. Das angefeuchtete Papier oder auch Pergament wurde mit sechs bis zehn Nadeln an einem Holzrahmen befestigt, der über den eingefärbten Bleisatz geklappt werden konnte – nur so stand später der Text der Rückseiten exakt an gleicher Stelle. Mit zugeklapptem Deckel wurde der Karren dann unter den Presstiegel geschoben. Anschließend trocknete der frisch bedruckte Bogen und wartete auf die nächste der vier Seiten, die er umfassen sollte. Nicht weniger als 1282 davon brauchte man. Auf gesonderten Rotdruck verzichtete Gutenberg nach wenigen Seiten, vor allem aus Zeitgründen.

Dass sich die Anstrengung lohnen würde, war trotzdem klar. Hatte ein fleißiger Schreiber zuvor für eine Bibel drei Jahre benötigt, ließen sich nun in gleicher Frist viele Dutzend Exemplare herstellen. Die gedruckte Schrift wirkte exakter, verlässlicher als jedes Manuskript. Und erheblich billiger war die Sache obendrein.

Natürlich konnte Gutenbergs riesiges logistisches Puzzlespiel nur bei sehr guter Organisation gelingen. Quälend lange müssen er und sein Team mit Setzen, Drucken und Sortieren beschäftigt gewesen sein; allein um Papier und Pergamentbogen, Typen und Werkstoffe sauber zu lagern, war jede Menge Platz nötig.

Stephan Füssel rechnet vor: Mindestens ein halbes Jahr für den Guss der Typen, gute zwei Jahre Setzzeit, über zwei Jahre reine Druckzeit. Erlöse gab es unterdessen keine, auch danach noch lange nicht. Schließlich mussten die bedruckten Bogen erst gefalzt, zusammengetragen, rubriziert und mit Ornamenten geschmückt werden; für die Bindung sollte dann der Käufer sorgen.

Er habe kürzlich in Frankfurt etwas sehr Interessantes gesehen, schrieb der kaiserliche Sekretär Enea Silvio Piccolomini – später Papst Pius II. – am 12. März 1455 einem spanischen Kardi-

nal: Probebogen einer Bibel in „höchst sauberer und korrekter Schrift“, von der es mindestens 158 Exemplare geben solle. Allerdings seien bereits alle verkauft.

Waren sie das? Nicht einmal hierüber ist Genaues bekannt. Gutenberg, kalkulieren heutige Druckhistoriker, hatte eine Auflage von etwa 120 Exemplaren auf Papier und bis zu 30 auf Pergament geplant, später kamen noch ungefähr 30 weitere Papierexemplare hinzu, für die teilweise neu gesetzt werden musste. Doch der enorme Arbeits- und Materialeinsatz brachte den draufgängerischen Visionär offenbar allmählich an den Rand seiner Finanzkräfte.

Schon 1448 hatte er 150 Gulden aufgenommen, 1449 dann satte 800 (den Gegenwert zweier Häuser) von dem Mainzer Bürger Johannes Fust – gegen Verpfändung der Pressengeräte. Als auch das nach drei Jahren nicht mehr reichte, schoss Fust weitere 800 Gulden nach und wurde nun Teilhaber des Unternehmens. Bekannt sind diese Tatsachen nur, weil bald darauf Gutenberg und sein Partner in Streit gerieten, so dass Fust im November 1455 über das „werck der bucher“ Klage einreichte.

Der Ausgang des Verfahrens war für Gutenberg keine Freude: Fust übernahm offenbar nicht nur einen Teil der Bibel-Auflage, er warb auch den Meistergesellen Peter Schöffer ab, der in Paris die Schriftkunst gelernt hatte, und begann wenig später aus eigener Offizin gewinnbringende, oft opulente Bücher auf den Markt zu bringen. Schon 1457 druckten die beiden einen Psalter in Schwarz, Rot und Blau, an dessen Ende es erstmals hieß, das Buch sei dank der „adinventio artificiosa imprimendi … absque calami ulla exaratione“ hergestellt, in neuerfundener Druckkunst ohne jede Schreibarbeit mit der Feder.

Als die Mittel knapper wurden, hatte Gutenberg selbst angefangen, parallel zu dem gigantischen Bibel-Unternehmen mit kleineren Projekten seine Kasse zu füllen. Dazu zählten Ablassbriefe, eine gereimte Flugschrift mit anti-muslimischer Propaganda sowie eine päpstliche Bulle gegen die Türken – die unlängst am Bosporus das byzantinische Reich vernichtet hatten –, ein Bistümerverzeichnis und ein Aderlasskalender. Doch offenbar brachten auch diese tagesaktuellen Drucke, gesetzt in einer Gebrauchstype, nur moderat Geld ein.

Nachweislich arbeitete Gutenberg weiter. Doch über die späten Jahre des Erfinders weiß niemand Genaues. Hatte er etwas mit dem rätselhaften „Catholicon“ zu tun, das 1460 in Mainz herauskam? Schwerlich. Wanderte er für einige Jahre gar nach Bamberg aus, wo Albrecht Pfister seit 1461 mit Typen aus der Mainzer Werkstatt Bücher druckte? Auch das ist eher zweifelhaft. In den Urkunden findet sich nur, dass Kurfürst Adolf II. von Nassau im Januar 1465 für „Johann Gudenberg“ eine Rente von jährlich 20 Maltern Korn und zwei Fudern Wein (an die 2000 Liter!) sowie höfischer Kleidung aussetzte. Im Februar 1468 quittierte dann der Mainzer Kaufmannssohn und Rechtsgelehrte Konrad Humery, er habe als Erbe die Druckgeräte des verstorbenen Gutenberg in Empfang genommen.

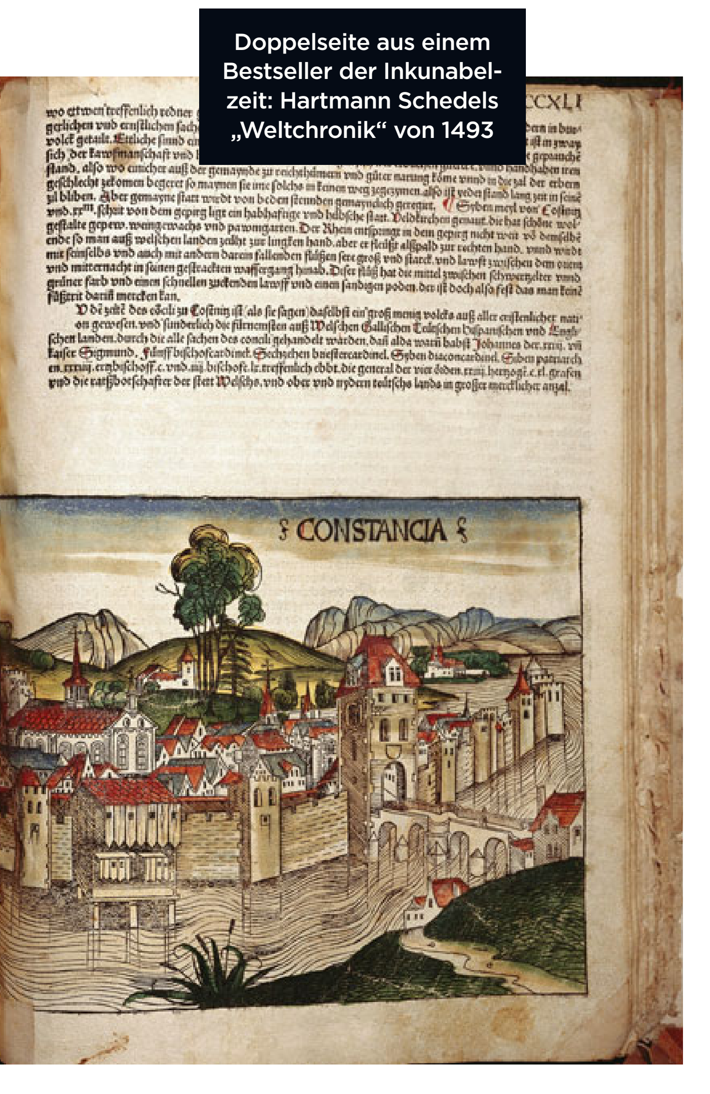
So schattenhaft, ja seltsam unwürdig dieses Ende wirkt, so rasant verbreitete sich in den nächsten Jahren und Jahrzehnten die neue Technik. Bamberg und Straßburg machten den Anfang, 1465 errichteten Konrad Sweynheym und Arnold Pannartz im Klosterdörfchen Subiaco bei Rom – Ursprungsort des mächtigen Benediktinerordens – eine Druckerei. Allein von Augustins spätantiker philosophischer Vision „De civitate dei“ lieferten die beiden deutschen Pioniere 1468 gleich 60 Stück in die nahe Papst-Metropole. Ihre rundlich-kompakte „Antiqua“-Type nach dem Vorbild der Renaissance-Handschriften setzte sich in der Humanistenwelt rasch durch. Und schon 1472 brachte Johann Neumeister aus Mainz, vermutlich ein Geselle Gutenbergs, im italienischen Foligno die Erstausgabe von Dantes großer Jenseitsreise, der „Divina Commedia“, heraus.

Nur 15 Jahre nach Gutenbergs Tod arbeiteten Druckereien von Schweden bis Sizilien, von Spanien bis Polen und Ungarn. Geradezu epidemisch, ähnlich schnell, wie sich Ende des 20. Jahrhunderts das Internet durchsetzte, folgte die neue Technik der immensen Nachfrage, vor allem in den Zentren von Handel und Gelehrsamkeit. Worte der Kirchenväter oder freche Satiren, Pilgerführer oder altgriechische Klassiker: Typografie machte zugänglich, was früher so kostbar und exklusiv blieb, dass nur wenige Glückliche im Kloster und bei Hof es zu lesen bekamen. Die mediale Revolution war im Entstehen der neuen bürgerlichen Welt gleichermaßen Resultat und Triebfeder.

Stattliche 30 000 Werke wurden bis 1500 gedruckt; weit überwiegend Theologisches, daneben die unentbehrlichen Rechtstexte, ebenso Enzyklopädien, Chroniken und Kräuterbücher. Aber auch literarische und philosophische Grundwerke kamen nicht zu kurz, vor allem aus der Antike, in Original und Übersetzung. Solche „Inkunabeln“ („Wiegendrucke“ aus der Wickelkinderzeit der Typografie vor 1500), die heute von Sammlern teuer bezahlt werden, sind vielfach handwerkliche Meisterstücke. Zugleich liefern sie eindrucksvolle Belege dafür, welch enorme Fortschritte die Schwarze Kunst in den ersten Jahrzehnten machte.

Erstaunlich rasch wurde das hilfreiche Beiwerk erfunden, über das heute

TONI SCHNEIDERS / INTERFOTO



Doppelseite aus einem Bestseller der Inkunabelzeit: Hartmann Schedels „Weltchronik“ von 1493

kaum noch einer nachdenkt: Seitenzählung und Druckvermerk, Inhaltsverzeichnis, Schmutztitel, freistehende Überschriften, Fußnoten, Zierleisten, Exlibris und Titelblätter. Um die Jahrhundertwende sah auch das Innere der Bücher dann annähernd aus wie heute noch. Gedruckt auf handgeschöpftem, holzfreiem Papier, wirkt manch einer der ehrwürdigen Datenträger aus vorreformatorischer Zeit frisch wie am ersten Tag. Andere tragen stolze Namensvermerke oder zeugen durch Randnotizen davon, dass sie begehrlich studiert wurden, oft über mehrere Generationen.

Dass Lektüre längst nicht mehr nur den Mönchen, Anwälten, Kanzlisten und Scholaren vorbehalten war, zeigte sich am Siegeszug unterhaltsam-moralischer Literatur. Fabeln, Sagen und Romane, darunter Vergnügliches wie der „Eulenspiegel“, Nachdenkliches wie die Glücksgeschichte vom „Fortunatus“ oder sprachgewaltige Vergänglichkeits-Mahnungen wie der „Ackermann aus Böhmen“ fanden gerade unter den aufstrebenden Bürgern begeisterte Käufer.

Schnell erkannten die Drucker auch, welchen Erfolg man mit Illustrationen hatte. In einem wahren Bestseller der Inkunabelzeit, Hartmann Schedels in Deutsch und Lateinisch erschienener „Weltchronik“ (1493) aus dem Verlag von Anton Koberger in Nürnberg, war jede Metropole groß abgebildet und jeder König oder Papst als kleiner Holzschnitt zu sehen. Dass viele Städte einander verdächtig ähnelten und auch eine Menge der angeblichen Porträts nach wenigen Seiten identisch wiederkehrten, diese Drucker-Finten störten die schaulustigen Käufer offenbar nicht.

Mindestens ebenso wichtig wie Schmöker waren natürlich Basistexte; Humanisten erkannten sogleich die Vorteile der neuen Technik. Legendär geworden ist der gelehrte Aldus Manutius, der seit 1490 in Venedig besonders die alten Griechen von Aristoteles bis Thukydides, Xenophon und Platon in sorgsam überprüften Editionen herausbrachte. Nebenbei orderte er bei seinem Schriftschneider Francesco Griffo eine Type, die der Handschrift italienischer Profis, der „Cancellaresca“, nachgebildet war. Griffos auffällige, aber nicht aufdringliche Schöpfung ist noch heute in jedem besseren Schreibprogramm abrufbar; es ist die *Kursive*, englisch: *Italics*.

Als Vermittler und Formgeber geistiger Werte entwickelten die Drucker von früh an ein hohes Ethos ihres Gewerbes. Tatsächlich zählten die meisten zur neuen intellektuellen Elite. So brachte der englische Textilhändler William Caxton nicht nur erstmals Meisterwerke wie Geoffrey Chaucers vergnügliche „Canterbury Tales“ heraus, er übersetzte auch zahlreiche Bücher aus dem Französischen und Lateinischen und wurde damit zu einem Gründervater seiner Schriftsprache. Wie Manutius in Venedig sammelte Johann Froben in Basel seit 1491 ein Gelehrtenteam unter Leitung des Erasmus um sich, das elegant und effizient Klassiker herausbrachte (siehe Seite 70).

Allerdings: Je weiter das Letternwesen sich verbreitete, desto häufiger diente es dem Alltagszweck. Spätestens mit der Reformation, in der die Schmähungen und Tiraden der gegnerischen Lager in schmutzige Papierkriege ausarteten, verlor die angeblich so hehre Schwarze Kunst den letzten Anflug von Exklusivität. Von nun an waren Setzer, Drucker, Holzschneider und Kupferstecher mediale Dienstleister wie andere auch.

Über den enormen Wandel in Lernen, Gemeinschaftsleben, Denken und Wahrnehmung, den die Typografie mit sich brachte, dachte damals keiner nach. Was Michael Giesecke spröde als „Technisierung des Sehens“ bezeichnet hat, galt den allermeisten als ein Segen; Martin Luther nannte den Buchdruck „das letzte und zugleich größte Geschenk“ Gottes; Kritiker hingegen begannen schon vor 1500 zu klagen, nun sei „keyn end nuwer bucher zu machen“, die Kakophonie der Meinungen und Druckfehler werde bedrohlich zunehmen.

Aber schon 1606 zog der Astronom und Universalgelehrte Johannes Kepler die Bilanz: „Jetzt erst lebt, ja rast die Welt.“ Geistiges Leben ohne Gedrucktes war nicht mehr vorstellbar. Nur infolge der Druckkunst seien „zusammenhängende und verglichene Erfahrung des menschlichen Geschlechts, Kritik, Geschichte und eine Welt der Wissenschaften“ möglich geworden, schrieb Johann Gottfried Herder 1796. Freilich: „Eigenen Geist kann sie nicht geben“ – für seine Inhalte darf man das Medium nicht haftbar machen.

Hinter lockend geöffneten Tresortüren sind heute im Mainzer Gutenberg-Museum anderthalb von weltweit 49 erhaltenen Exemplaren der Bibel zu sehen, mit der alles anfing. Fast unscheinbar liegen die dicken, schlichten Folianten zwischen anderen Kostbarkeiten in Vitrinen aufgeschlagen, makellos schwarz strahlen auf dem Papier die zwei Kolumnen mit ihren 42 Zeilen.

Im Nachbarhaus gibt es einen „Druckladen“, wo Kinder und Erwachsene in Werkstattumgebung die alte Kunst von Letternguss, Handsatz und Pressendruck selbst erproben können. Seit der Mainzer Erfinder zum „Mann des Jahrtausends“ gekürt worden ist, wird die Nachfrage nach Kursen immer größer. Elektronik hin oder her: Aus den Köpfen kann das, was Gutenberg in Gang gebracht hat, so bald nicht verschwinden.

DIE WELT-REVOLUTION

1439
Ein Konzil in Florenz beschließt, der akuten Bedrohung Konstantinopels durch die Türken eine Union von katholischer und orthodoxer Kirche entgegenzusetzen. Sie hält nur kurz.

1444
Die Portugiesen beginnen nach ihren ersten afrikanischen Eroberungen mit dem Sklavenhandel.

um 1448
Johannes Gutenberg erfindet in Mainz den Druck mit beweglichen Lettern.

1452
Die Kaiserkrönung Friedrichs III. in Rom ist die letzte in der Ewigen Stadt. – Eine päpstliche Bulle gibt Portugal das Recht, Muslime und „Heiden“ zu versklaven.

1453
Die Türken unter Mehmed II. erobern Konstantinopel. Unter dem Namen Istanbul wird es Hauptstadt des Osmanischen Reichs.

1477
Nach dem Schlachtentod Karls des Kühnen von Burgund zerfällt dessen Reich. Karls Tochter Maria heiratet den Habsburger Thronfolger Maximilian I., Teile des reichen Burgund fallen an Habsburg.

1481
Erstes „Autodafé“ („Glaubensakt“) mit Verbrennung von Ketzern und Juden in Spanien. 1483 In Spanien wird der Dominikaner Tomás de Torquemada Großinquisitor.

1486
Der „Hexenhammer“, eine Symptomlehre zur Verfolgung und Bekämpfung von Hexen, erscheint in Speyer. – Die heutige Mauer um den Moskauer Kreml wird errichtet. – Sandro Botticelli malt „Die Geburt der Venus“.

1488
Der portugiesische Seefahrer Bartolomeu Diaz erreicht die Südspitze Afrikas.

1492
Columbus landet auf den Bahamas und entdeckt Haiti und Kuba. – Der Nürnberger Martin Behaim baut einen Globus, noch ohne Amerika. – Die vereinten Heere von Kastilien und Aragón erobern Granada und vertreiben den letzten muslimischen König von der Iberischen Halbinsel nach Marokko. Die katholischen Sieger beginnen, unter der rassistischen Parole von der „Reinheit des Blutes“ systematisch Mauren und Juden ins Exil zu treiben, die bis dahin vielfach zu den innovativsten Trägern spanischer Kultur gehörten.

1494
Im Vertrag von Tordesillas teilen die großen Seemächte Portugal und Spanien die Welt unter sich auf.

1495
Der Reichstag zu Worms beschließt den Ewigen Landfrieden sowie die Einrichtung eines Reichskammergerichts und die Erhebung von Steuern zur Finanzierung der Türken-Kriege: Fundierung des staatlichen Gewaltmonopols.

1498
Vasco da Gama umsegelt Afrika und findet den Seeweg nach Indien. – Albrecht Dürer fertigt die Holzschnitte der „Apokalypse“. – Niccolò Machiavelli wird Kanzleisekretär der Republik Florenz. – Der Fugger Jakob II., „der Reiche“, ist der größte Bankier seiner Zeit.

1499
Amerigo Vespucci unternimmt Entdeckungsfahrten zur Nordostküste Südamerikas; nach ihm wird der Kontinent benannt. – Zwischen Wien und Brüssel wird die erste ständige Postverbindung eingerichtet. – In Venedig entstehen kaufmännische Schulen. – Hieronymus Bosch malt den „Garten der Lüste“, Michelangelo vollendet die „Pietà“.

1500
Der Schweizer Tierkastrator Jacob Nufer riskiert bei seiner Frau einen Kaiserschnitt, erstmals überleben Mutter und Kind diese Operation. – Pedro Álvares Cabral entdeckt die Küste Brasiliens.

1502
Gründung der Universität Wittenberg durch Sachsens Kurfürst. – „Bundschuh“: Aufstand am Oberrhein.

1504
Michelangelo vollendet seine Plastik „David“.

1506
Grundsteinlegung des Petersdoms in Rom.



1507
Der Portugiese Pedro Mascarenhas entdeckt Mauritius und Réunion.

1508
Im Postverkehr der Familie Taxis wird neben Hof- auch Privatpost befördert.

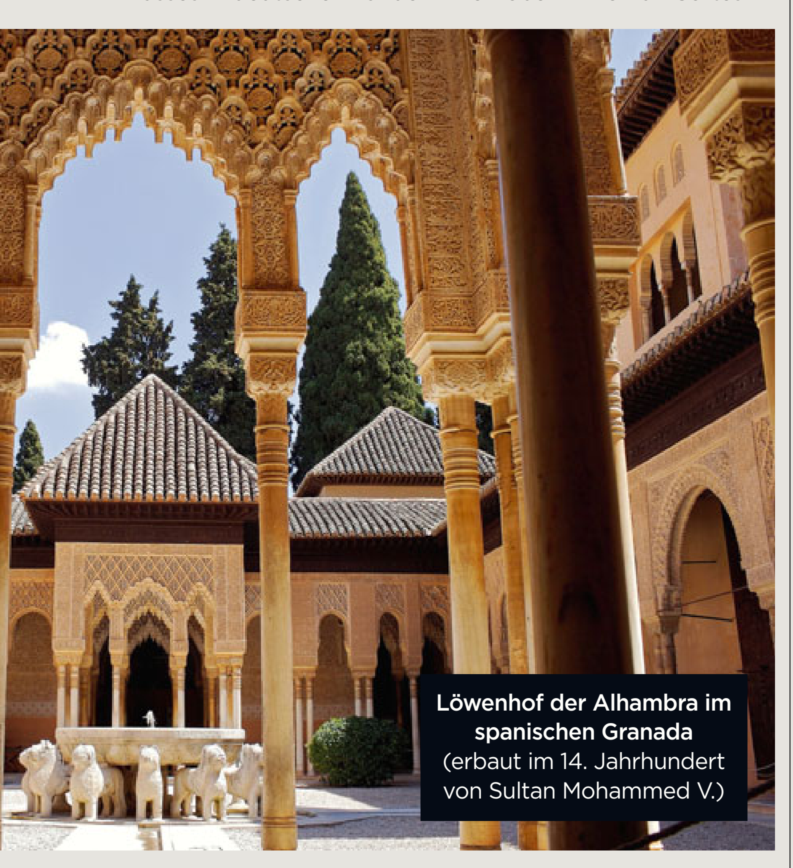
1509
Erasmus von Rotterdam verfasst das „Lob der Torheit“, gewidmet seinem Freund Thomas Morus.

1510
Beginn der Einfuhr afrikanischer Sklaven in die spanischen Kolonien in Amerika.

1513
In Florenz verfasst Niccolò Machiavelli „Der Fürst“.

um 1515
Die Fugger übernehmen den Vertrieb des päpstlichen Ablasses in deutschen Landen.

1519
In Frankfurt wird der junge Habsburger Thronfolger zum römisch-deutschen König gewählt und 1520 in Aachen zu Kaiser Karl V. des Heiligen Römischen Reichs erhoben. – Hernán Cortés beginnt mit der Eroberung des Azteken-Reichs.



Löwenhof der Alhambra im spanischen Granada (erbaut im 14. Jahrhundert von Sultan Mohammed V.)

MIQUEL GONZALEZ / LAIF

1516
Thomas Morus veröffentlicht ein Buch über die angeblichen Sitten auf der erfundenen Insel Utopia und begründet die moderne Tradition utopischer Staatsromane.

1517
Der Wittenberger Theologieprofessor Martin Luther geht mit seinen Thesen zur Kritik der Römischen Kirche an die Öffentlichkeit; die Reformation beginnt.

1518
Adam Ries(e) schreibt sein erstes Rechenbuch.

1520
Luther verbrennt die erste Bannbulle des Papstes öffentlich.

1521
Ferdinand Magellan entdeckt die Philippinen und wird von deren Bewohnern erschlagen. – Die Türken stürmen Belgrad. – Die Spanier erobern die Azteken-Hauptstadt Tenochtitlán.

1522/23
Reichsritteraufstand in Deutschland. – Erfolg der Schweizer Reformation unter Ulrich Zwingli in Zürich.

1525
Der radikale Prediger Thomas Müntzer führt einen sozialrevolutionären Bauernaufstand an, der von den Fürstenheeren bei Frankenhausen unter dem Beifall Luthers grausam niedergeschlagen wird.

1527
Landsknechte des Kaisers plündern auf eigene Faust Rom („Sacco di Roma“). Paracelsus wird Stadtarzt in Basel.

1528
Das Augsburger Handelshaus Welser erlangt das kaiserliche Privileg zur Kolonisierung Venezuelas.

1531
Die evangelischen Reichsstände bilden in Schmalkalden, Thüringen, einen Bund gegen Kaiser Karl V.
– Francisco Pizarro beginnt mit der Eroberung des Inka-Reichs. – Gründung der ersten internationalen Börse in Antwerpen.

1532
Der Reichstag ratifiziert das erste allgemeine deutsche Strafgesetzbuch. Die „Peinliche Halsgerichtsordnung“ sieht die Geständniserzwingung durch Folter vor.

1534
Englands König Heinrich VIII. erklärt sich zum Haupt der Anglikanischen Staatskirche. – Die erste vollständige Luther-Bibel wird gedruckt.

1535
König Franz I. von Frankreich paktiert gegen Habsburg mit dem türkischen Sultan.

1536
Errichtung des Vizekönigtums Neuspanien.

1541
Genf wird unter Johannes Calvin Hochburg des Calvinismus.

1543
Nikolaus Kopernikus publiziert sein heliozentrisches Hauptwerk „De revolutionibus orbium coelestium“.
– Andreas Vesalius, Leibarzt von Kaiser Karl V., veröffentlicht sein anatomisches Hauptwerk „De humani corporis fabrica“. – Georgius Agricola publiziert das erste Handbuch der Mineralogie: „De natura fossilium“.

1547
Truppen Karls V. siegen zwar bei Mühlberg gegen den Schmalkaldischen Bund, aber der Krieg gegen die Protestanten ist nicht mehr zu gewinnen.

1552
Ambroise Paré bindet bei Operationen erstmals die Arterien ab, statt sie wie bisher mit dem Brandeisen zu veröden. – Der Dominikanermönch Bartolomé de Las Casas veröffentlicht seinen „Kurzgefassten Bericht von der Zerstörung der Westindischen Länder“.

1555
Der Reichstag von Augsburg beschließt den Glaubenskrieg in Deutschland mit einem Kompromiss: Der Monarch legt für alle Landeskinder die Religion fest.

1558
Zwei Jahre nach seinem Rücktritt stirbt Karl V. in einem Kloster, sein Kampf für die Einheit des Christentums und gegen die Reformation ist gescheitert.

Am Ende des Mittelalters ändert sich der Zeitbegriff. Ehrgeizige Handwerker wie der legendäre Peter Henlein konstruieren erste Taschenuhren.

DIE ZEIT IM SACK

Wir wissen wenig über diesen Peter Henlein. Es gibt keine persönlichen Zeugnisse von Zeitgenossen, keine einzige seiner Taschenuhren blieb erhalten. Schon über sein Geburtsjahr herrscht Unklarheit. Jahrhundertelang war er vergessen – erst mit dem Aufkommen des Nationalstaatsgedankens kam er zu etwas prekärem Ruhm.

Um 1480 wird Peter Henlein in Nürnberg geboren, als Sohn eines Messerschmieds. Urkundliche Erwähnung findet er erstmals 1504 – in den Akten zu einem Fall von Totschlag. Asyl geben ihm die Barfüßermönche, zu den Gerichtsverhandlungen bekommt er freies Geleit. 21 Gulden „Söhnungssumme" an die Hinterbliebenen zahlt er erst elf Jahre später.

Zu dieser Zeit ist Henlein schon ein angesehener Bürger, die ominöse Kriminalgeschichte scheint keine Rolle mehr zu spielen. Nach drei Lehr- und vier Gesellenjahren legt er Ende 1509 die Prüfung zum Schlossermeister ab und kann kurz darauf heiraten. Seine Frau stirbt bald, 1521 heiratet er wieder; kurz vor seinem Tod wird er sich ein drittes Mal verehelichen.

Henlein arbeitet viel an Uhrwerken, die Mechanik hat es ihm wohl angetan. Besonders interessieren ihn die kleinen Taschen- oder Sackuhren, die zu dieser Zeit aufkommen. Henlein und seine Kollegen haben viele Schwierigkeiten zu überwinden, bevor sie brauchbare Ergebnisse erzielen können. Es gibt keinerlei Normung, von der heute selbstverständlichen Vereinheitlichung, etwa von Gewindemaßen, ist man weit entfernt. Jedes Schräubchen, jedes Zahnrad wird mühevoll in Handarbeit hergestellt.

Wenn es aber Orte gibt, an denen solche feinmechanischen Konstruktionen damals schon gelingen können, dann gehört die freie Reichsstadt Nürnberg sicher dazu: Hier liegt der Kreuzungspunkt der wichtigsten europäischen Handelswege. Handwerker profitierten vom besten Material, das der Markt zu bieten hat. Sie bekommen die neuesten Produkte in die Hände und holen sich Anregungen aus allen Himmelsrichtungen. Stahl in sehr guter Qualität ist verfügbar, 70 metallverarbeitende Handwerkszweige stellen Werkzeuge wie Sägen, Feilen, Reibahlen, Schaber oder Stichel in hoher Präzision her. Zu den Artikeln, für die Nürnberger Handwerker berühmt sind, gehören Brillen, Fernrohre und Mikroskope.



Henlein-Briefmarke der Reichspost (1942)

Die bis dahin gebräuchlichen mechanischen (Groß-)Uhrwerke werden mit Gewichten angetrieben und durch die Waag im Gang geregelt. Sie funktionieren nur in einer Position. Jeder Versuch, diese Uhren transportabel zu machen, scheitert. Erst die Erfindung des Federantriebs macht Taschenuhren denkbar. Erste Federuhren sind bereits ab 1410 nachweisbar. Aber die sind noch zu groß, um sie bei sich zu tragen. Um das Jahr 1500 kommen in oberdeutschen Städten und in Frankreich Taschenuhren auf.

Nur Adlige und reiche Stadtbürger können sich die Luxusartikel leisten. Als Zeitmesser sind sie wenig geeignet, da sie lediglich über einen Stundenzeiger verfügen und nicht gerade genau gehen.

Eine der Hauptschwierigkeiten bei der Herstellung von Taschenuhren liegt darin, das Werk einigermaßen kontinuierlich laufen zu lassen. Eine Spiralfeder hat die Eigenschaft, ihre Energie nicht gleichmäßig abzugeben: Ist sie gerade frisch aufgezogen, treibt sie das Uhrwerk schneller an. Um Ganggenauigkeit zu erreichen, setzen die Handwerker einen zu dieser Zeit im süddeutschen Raum verbreiteten Ausgleichsmechanismus ein: Ein Stackfreed, eine Verbindung aus Kurvenscheibe und Blattfeder, bremst die gespannte Zugfeder erst ab und sorgt dann für einen leichteren Ablauf der Feder.

Henlein ist erfolgreich: Johannes Cochläus, Theologe in Nürnberg, berichtet 1511: „Petrus Hele fertigt aus wenig Eisen Werke mit sehr vielen Rädern, die immer, wie man sie kehrt und wendet, ohne jedes Gewicht 40 Stunden lang zeigen und schlagen, auch wenn man sie an der Brust trägt."

An diffizile Arbeiten wagt sich Henlein ebenfalls heran. Ein kleines Uhrwerk baut er offenbar in einen sogenannten Bisamapfel ein – eine oft aus Kupfer getriebene, reich verzierte und durchbrochene feuervergoldete Kugel, in der sich Stoffe wie Kampfer oder Moschus befinden. Die Träger der Riechkugeln erhoffen sich von den Düften Schutz vor der Pest und anderen Seuchen. Stadtakten von 1524 belegen, dass der Schlosser für solch einen „vergulten pysn Apffel für all Ding mit einem Oraiologium" 15 Gulden erhalten hat.

All diese schönen Details wissen wir aus Urkunden. Leider lässt sich aber keine erhaltene Taschenuhr mit letzter Si-

cherheit Henlein zuschreiben. Seine Arbeit fiel in eine Epoche, in der mechanische Uhren im städtischen Raum immer häufiger wurden. Ein neuer Zeitbegriff entstand, den schlagende Uhren bestimmten. Nürnberg erhielt 1462 die erste Türmeruhr, die daran erinnerte, die Glocken anzuschlagen.

Mit der weiteren Verbreitung der mechanischen Schlaguhren verschwand allmählich die noch aus der Antike übernommene Einteilung der Zeit in Stunden variabler Länge, „horae inequales“. Diese alte Zeitmessung gliederte zwar schon Tag und Nacht in jeweils zwölf Abschnitte. Deren Länge aber schwankte je nach Jahreszeit deutlich. Nun verbreitete sich das neuzeitliche System der „horae equales“ – Stunden von immer gleicher Länge.

Nachdem Henlein im 18. Jahrhundert fast völlig in Vergessenheit geraten war, besann sich der mächtig anschwellende Nationalismus im 19. Jahrhundert wieder auf ihn. Bei der Suche nach Identifikationsfiguren wurde er nun für politische Zwecke vereinnahmt: Er sollte deutschen Genius im Übergang vom Mittelalter in die Neuzeit verkörpern, Glanz und Gloria des versunkenen Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation vor Augen führen.

Der romantische Vielschreiber Karl Spindler legte einen der Grundsteine der Henlein-Verehrung mit seiner 1839 veröffentlichten Novelle „Der Nürnberger Sophokles“. Hierin wird der Held fälschlich mit den „Nürnberger Eiern“ in Verbindung gebracht – Taschenuhren mit ovalen Gehäusen, die erst nach Henleins Tod entstanden sind.

In der Folge wurde das Leben Henleins mehr und mehr anekdotisch überwuchert. So hieß es etwa, seine Frau habe eine der Uhren zerschmettert, weil sie darin ein „tickendes Teufelsherz“ vernommen habe. Oder Henlein wurde zum „Erfinder“ der Federzuguhr und der Taschenuhr schlechthin hochgejubelt – längst widerlegte Behauptungen. Auch vor kleinen Mogeleien schreckte man nicht zurück: Die Gravur „Petrus Hele me fecit“ auf dem Boden einer Dosenuhr, die das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg nach wie vor zeigt, wurde erst Jahrhunderte später angebracht. Da wollte die Stadt Nürnberg sich nicht lumpen lassen – und weihte im Jahr 1905 einen Peter-Henlein-Brunnen ein.

Folgerichtig bemächtigte sich das Dritte Reich der Gestalt Henleins. 1942 gab die Reichspost eine Sonderbriefmarke zum 400. Todestag heraus.

Der Henlein der Legende avancierte zum Helden von Hans Dominiks Roman „Das ewige Herz“, der es bis zu einer Frontbuchausgabe im Zweiten Weltkrieg brachte, und stand im Mittelpunkt des Veit-Harlan-Films „Das unsterbliche Herz“.

Der historische Henlein starb 1542 in seiner Geburtsstadt, wohl im August. Das Großtotengeläutbuch von St. Sebald vermerkt knapp und schlicht: „Peter Henlein urmacher auf St. Katharinagraben“. *Thorsten Oltmer*

Diese 4,5 Zentimeter hohe Dosenuhr wurde lange Henlein zugeschrieben – wohl zu Unrecht.

Ein abenteuerlustiger Nürnberger ließ den ältesten erhaltenen Globus bauen.

BEHAIMS „APFFEL“

Es ist ein weitgereister, welterfahrener Mann, der da im Sommer 1490 in seine Heimatstadt Nürnberg zurückkehrt. Der 30-jährige Martin Behaim hat gemeinsam mit portugiesischen Seefahrern die Küste Westafrikas erkundet, Portugals König João II. hat ihn zum Ritter geschlagen, sein Schwiegervater regiert die Azoreninseln Fayal und Pico.

In Nürnberg verbringt Behaim nun drei Jahre. Seine Frau ist mit dem kleinen Sohn, der den Vornamen seines Vaters trägt, auf den fernen Azoren geblieben; mit der Ehe steht es bald nicht mehr zum Besten.

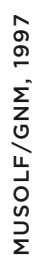
Die Erbangelegenheiten, die ihn zur Rückkehr in die Stadt seiner Eltern und Geschwister veranlasst haben, sind bald erledigt. Aber ihn hält noch ein ganz anderes Vorhaben in Nürnberg fest, eines, das die Ratsherren der Reichsstadt so beeindruckt, dass sie dafür die Kosten übernehmen: Behaim lässt ein Modell der Erdkugel bauen. Sein 1492 (vielleicht auch erst etwas später) fertiggestellter „Apffel“ ist der älteste Globus, der bis heute erhalten blieb. Auf einen rund 15 Jahre früher in Rom angefertigten Vorläufer gibt es nur schriftliche Hinweise.

Dank der überlieferten Abrechnung ist gut dokumentiert, welche Handwerker zu Behaims Team gehörten: Einer stellte die Lehmformen her, ein zweiter formte darauf aus Leinwand, Leim und Pergament die Kugel, drei weitere malten und schrieben die papierene Weltkarte.

Noch fehlt Amerika. Die Kunde von der Entdeckungsreise des Columbus drang offenbar nicht so rasch nach Nürnberg.

In den zahlreichen kleinen Texten, die über den Globus verteilt sind, berichtet Behaim unter anderem von seiner eigenen Afrikafahrt, er weist auf fremde Sitten und Gebräuche hin, erzählt von Monstern und Menschenfressern und nennt lohnende Ziele für Handelsreisen: Am Äquator zum Beispiel „ist allerlei Specery und gewürtz“; auf der „Insula Seilan“ (Ceylon) „findt man vil Edelgestains Perlein oriental. Der Konig diser Insel het den größten und schönsten Rubin den man in der Welt je gesah“.

Über das Leben des Martin Behaim gibt es nur lückenhafte Quellen, nicht einmal der Grund für den Ritterschlag von der Hand König Joãos II. ist bekannt. Im Juli 1507 stirbt er verarmt in Lissabon. *Dietmar Pieper*


J. MUSOLF/GNM, 1997

Der deutsche Kartograf Martin Waldseemüller gab der Neuen Welt ihren Namen.

TAUFPATE AMERIKAS

Ob er jemals das Meer gesehen hat, fremde Länder, ferne Inseln? Was über das Leben des Martin Waldseemüller bekannt ist, spricht eher dagegen. Der Gelehrte, der die großen Geister der Antike bewundert, holt sich die Welt in seine Studierstube.

Und die Welt seiner Zeit ist gewaltig in Bewegung. Leidenschaftlich liest und hört Waldseemüller alle Berichte von den wagemutigen Reisen der Seefahrer, ihren Vorstößen ins Unbekannte, der Landnahme an entlegenen Küsten. Wie besessen puzzelt er Detail um Detail zu einem neuen, visionären Bild zusammen: Als erster Kartograf fügt er den wenige Jahre zuvor entdeckten Kontinent in die Weltkarte ein. Und nennt ihn „America".

Sein Werk, das 1507 erscheint, zeugt von einigem Selbstbewusstsein. Die reich ausgestaltete Karte besteht aus zwölf Teilen und misst stattliche 2,36 mal 1,32 Meter.

Erstaunlich präzise führt Waldseemüller seinen Zeitgenossen Europa, Afrika und viele Gebiete Asiens vor Augen. Auf kuriose Weise schwindsüchtig wirken dagegen, aus heutiger Sicht, die Umrisse der Neuen Welt. Bedenkt man aber, wie dürftig die vorliegenden Informationen gewesen sein müssen, ist Waldseemüllers „America" ein Geniestreich: Die Teilung der Landmasse in eine Nord- und eine Südhälfte ist sofort zu erkennen, ebenso die Karibik mit ihren Inseln. Und dass an der Westküste ein Ozean beginnt, der sich bis zur Ostküste Asiens erstreckt, ist eine Tatsache, die in Europa erst 1522 durch die Weltumseglung des Ferdinand Magellan zur Gewissheit wurde.

Waldseemüller war nicht allein, als er seine epochale Karte in die hölzernen Druckstöcke schnitzte. Geboren zwischen 1470 und 1475 im Breisgau als Sohn eines Metzgers, hatte er in Freiburg studiert und sich einem Kreis junger Humanisten angeschlossen. Gefördert von Herzog René II. von Lothringen, ließ sich die Gruppe in Saint Dié in den Vogesen nieder. Sie nannte sich „Gymnasium Vosagense" und widmete sich ehrgeizigen Projekten in der Nachfolge des Mathematikers und Astronomen Claudius Ptolemäus, der im 2. Jahrhundert in Ägypten gelebt hatte.

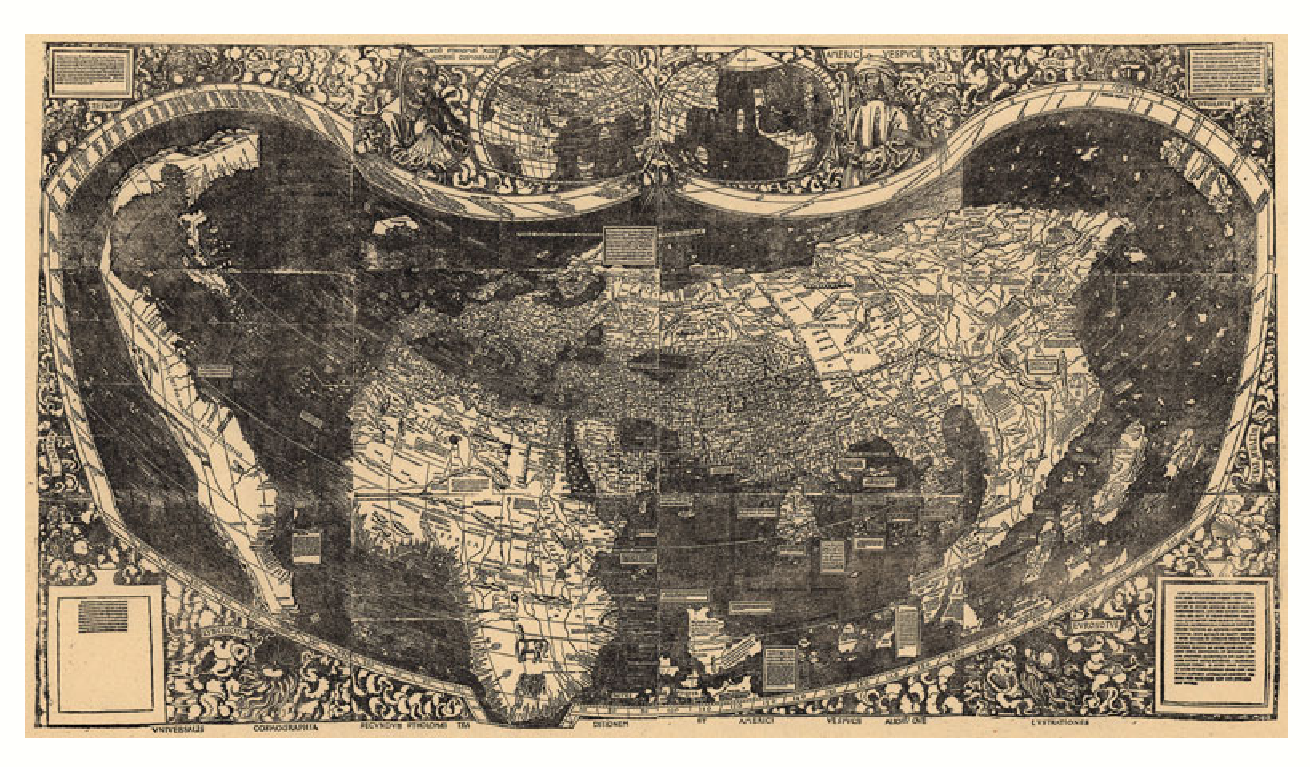
Auf der Weltkarte von 1507 blickt Ptolemäus mit würdiger Miene von West nach Ost. Sein Gegenbild ist ein Mann der neuen Zeit, Amerigo Vespucci. Es ist der Mann, von dem Waldseemüller irrtümlich annimmt, dass er – und nicht Columbus – die Neue Welt entdeckt habe. Auf Amerigo Vespuccis Namen tauft er den Kontinent.

Der Kaufmann aus Florenz ist tatsächlich mindestens zweimal nach Südamerika gesegelt. Sein phantasievoll ausgeschmückter Reisebericht wird um 1505 zu einem europäischen Bestseller, der auch die Humanisten in den Vogesen schwer beeindruckt.

Anscheinend sind Waldseemüller später gewisse Zweifel gekommen: In allen weiteren Karten verzichtet er darauf, den neuen Kontinent „America" zu nennen. Lieber schreibt er zum Beispiel „Terra Incognita", unbekanntes Land, oder „Terra Papagalli", Land der Papageien.

Aber da ist der Name Amerika schon unauslöschlich in der Welt.

Dietmar Pieper



LIBRARY OF CONGRESS

Leonardo da Vinci leistete Außerordentliches als Künstler, Techniker und Wissenschaftler. Der Außenseiter der späten Renaissance war ein Meister des Unvollendeten.

Der Universalmensch

Von MICHAEL SONTHEIMER

Bewundernswert und göttlich sei er gewesen, königlich und großherzig. Giorgio Vasari geizte nicht mit Superlativen in seiner 1568 publizierten Biografie „Das Leben des Florentiner Malers und Bildhauers Leonardo da Vinci".

Der italienische Pionier der Kunstgeschichte rühmte seinen Helden überschwänglich: „Wohin er den Geist auch lenkte, verhalf ihm seine Begabung, die schwierigsten Dinge mit Leichtigkeit zur Vollendung zu bringen."

Vasari gab den Ton an, der bis heute vorherrscht, wenn von Leonardo da Vinci die Rede ist. Goethe schwärmte von einem „Mustermenschen"; Freud vom „allseitigen Genie"; Jacob Burckhardt pries „den vollkommenen Menschen".

Als Maler war Leonardo da Vinci schon zu Lebzeiten eine Legende. Seine wissenschaftlichen Studien in Anatomie, Geologie oder Architektur fanden dagegen erst im 19. Jahrhundert Anerkennung, als Kunsthistoriker seine Arbeitsbücher und Skizzen entziffert hatten.

Mittlerweile sind es vor allem anderen die Haltung und die Weltsicht Leonardos, die faszinieren: seine experimentelle Leidenschaft; sein rastloser Drang, Wissen an die Stelle von Glauben zu setzen; schließlich der außergewöhnlich produktive Eigensinn eines Mannes, der als uneheliches Kind, als Linkshänder und als Homosexueller immer schon anders war als die anderen. Vor Augen tritt ein Mensch, der als Vorbild eines neuzeitlichen, autonomen Individuums erscheint.

Nur ein einziges Selbstbildnis Leonardos ist erhalten, ein im Alter von etwa 60 Jahren gezeichnetes Porträt: Ein Mann mit markanter Nase, buschigen Augenbrauen, wallend langem Haar, dichtem Vollbart und durchdringendem Blick.



Selbstbildnis Leonardos

So üppig die Lobeshymnen auf ihn ausfallen, so kärglich ist das Wissen über seine Person. „Die ungeheuren Umrisse von Leonardos Wesen", bedauerte Burckhardt, „wird man ewig nur von ferne ahnen können."

Wer war dieser Mann, der mit der „Mona Lisa" das bekannteste Gemälde der Welt schuf? Was trieb diesen Künstler an, in dem schon Zeitgenossen des 16. Jahrhunderts das Muster eines Universalmenschen, „uomo universale", erblickten?

Unbestritten ist, dass Leonardo am 15. April 1452 in dem Ort Vinci in der Toskana geboren wurde. Sein Vater Ser Piero war ein einflussreicher Florentiner Notar, der in seinem Heimatort eine Bauerntochter geschwängert hatte.

Aufgrund dieser illegitimen Abkunft ist es Leonardo, nachdem sein Vater ihn nach Florenz holt, verwehrt zu studieren. Mit 17 beginnt er, die Malerei zu lernen, in der Werkstatt von Andrea del Verrocchio, einem soliden und anerkannten Künstler.

Dort malt Leonardo sein erstes bedeutendes Bild, die „Verkündigung an Maria". Wie seine Kollegen ist er von der antiken Idee der Vollkommenheit inspiriert, doch deutet sich schon an, was ihn von anderen Malern unterscheidet: sein Dämmerlicht, das Verschwommene auf seinen Bildern. „Sfumato", verraucht, nennen Kunstfreunde den Effekt, der durch das Verwischen der Farbe und das Bestreichen der Bildoberfläche mit nahezu transparenten Lasuren entsteht.

Der romantische Poet Charles Baudelaire wird einige Jahrhunderte später in seinem berühmten Lyrikband „Die Blumen des Bösen" über den Maler dichten: „Leonardo da Vinci, tiefer und düstrer Spiegel / wo zauberhafte Engel mit sanftem Lächeln / geheimnisträchtig uns erscheinen im Schatten / der Gletscher und der Pinien, die ihr Land umschließen."

Eine schnelle Karriere als Künstler ist Leonardo nicht vergönnt. Etwa zehn Jahre malt er bei und für Verrocchio. Eigene kleine Aufträge bekommt er vor allem dank der Verbindungen seines Vaters.

Wir dürfen uns den jungen Künstler als lebenslustigen Mann vorstellen, der sich vom weiblichen Geschlecht frei-

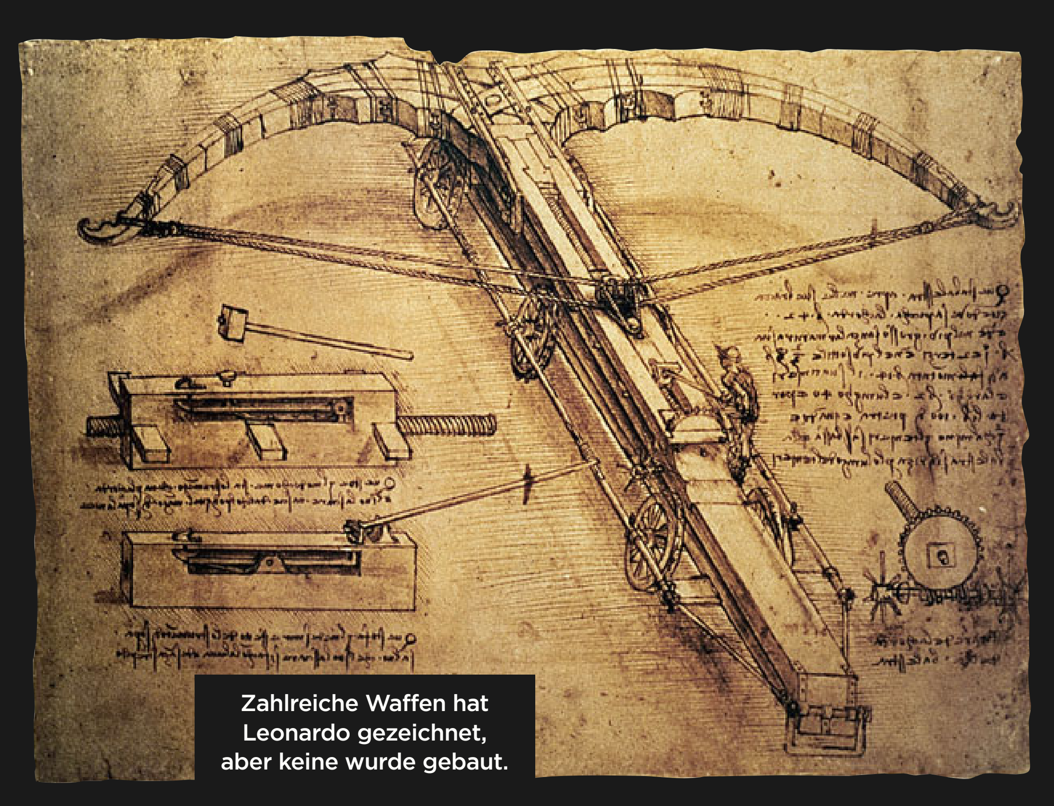
lich nicht angezogen fühlt. Seine fehlerhaften anatomischen Zeichnungen eines kopulierenden Paares zeigen später, dass Frauen als sexuelle Wesen Leonardo zeitlebens ein Rätsel bleiben.

Als er 24 Jahre alt ist, ermitteln Beamte des Florentiner Magistrats wegen „Sodomie" gegen ihn. Zusammen mit anderen Künstlern soll er mit einem männlichen Modell Unzucht getrieben haben. Doch es gibt keine Beweise.

Leonardo war schwul und schön. Sigmund Freud fühlte sich mit ihm aufgrund der eigenen „homosexuellen Besetzung" verbunden. Der Psychoanalytiker malte sich Leonardo auf Grundlage der Schilderungen von Vasari so aus: „Groß und ebenmäßig gewachsen, von vollendeter Schönheit des Gesichts und von ungewöhnlicher Körperkraft, bezaubernd in den Formen seines Umgangs, ein Meister der Rede, heiter und liebenswürdig gegen alle; er liebte die Schönheit auch an den Dingen, die ihn umgaben, trug gern prunkvolle Gewänder und schätzte jede Verfeinerung der Lebensführung."

Als Künstler hat Leonardo sich noch keineswegs durchgesetzt, als er 1482 nach Mailand geht, wo Herzog Ludovico il Moro herrscht. Mailand – eine der größten Städte Europas, dreimal größer als Florenz – liegt mit Venedig im Krieg. Da Ludovico mehr als zwei Drittel seines Etats für seine Feldzüge ausgibt, dient Leonardo sich ihm nicht als Maler an, sondern als Militäringenieur.

Er will, heißt es in einem Bewerbungsschreiben, „Eurer Herrschaft meine geheimen Erfindungen vorlegen". Darunter sind: „Eine außerordentlich leichte und feste Brücke. Eine endlose Vielzahl von Rammböcken. Eine Methode, Festungen zu zerstören, die auf einem Felsen gebaut sind. Eine Art Bombardement, das Schauer von kleinen Steinen schleudert und dessen Rauch den Feind in Schrecken versetzt."



Zahlreiche Waffen hat Leonardo gezeichnet, aber keine wurde gebaut.

Zwar zeichnet Leonardo in Mailand allerhand Kriegsgerät, doch zunächst bekommt er den Auftrag, ein Altarbild von der Geburt Christi zu malen. Lange arbeitet er an einem monumentalen Reiterstandbild des Herzogs. Das Tonmodell findet große Bewunderung, doch die Skulptur wird nie gegossen, weil der Herrscher die Bronze für Kanonen braucht.

Leonardo musiziert auf einer Laute und brilliert als Sänger, der den Herzog und seinen Hof mit improvisierten Liedern erfreut. Er entwirft prunkvolle Dekorationen für öffentliche Umzüge. Gleichzeitig führt der das Leben eines frühen Bohemiens. „Obgleich er nichts besaß und nur wenig arbeitete", heißt es bei Vasari, „hielt er sich ständig Bedienstete und vor allem Pferde."

Aber was ist künstlerische Arbeit? Leonardo begann in Mailand Arbeitsbücher zu führen; bis zu seinem Tode füllte er mit Akribie und Besessenheit diese Bücher mit Zeichnungen und Notizen. Etwa 7000 von einst rund 13 000 Seiten sind erhalten, jedoch in aller Welt verstreut. Die britische Königsfamilie verwahrt den Großteil der anatomischen Skizzen in ihrem Stammsitz in Windsor; der Software-Milliardär Bill Gates hat 1994 ein Arbeitsbuch für mehr als 30 Millionen Dollar ersteigert.

Die Aufzeichnungen sind ganz unpersönlich gehalten und zeigen den Künstler als rastlosen Forscher. Sie offenbaren auch, dass Leonardo unsystematisch vorgeht und seine Themen nicht analytisch durchdringt.

Er bringt sich ein wenig Latein bei, die akademische Sprache der Zeit, und versucht, Aristoteles und Archimedes in lateinischen Übersetzungen zu lesen. Was ihm interessant erscheint, exzerpiert er ausführlich. Aber es ist eine Kunst für sich, seine Notizen zu entziffern – der Linkshänder schreibt spiegelverkehrt von rechts nach links.

Der uneheliche Sohn, mutterlos aufgewachsen, homosexuell bis asexuell, hat als Autodidakt den sozialen Aufstieg geschafft. Der kreative Eigensinn, der dies ermöglicht, wird dadurch weiter gestärkt.

Leonardo gehört zu den wenigen großen Künstlern, die sich ausführlich zu ihrer Arbeit geäußert haben. Aus acht Büchern, die in 936 Kapitel aufgeteilt sind, besteht sein „Trattato della Pittura", eine Abhandlung über die Malerei, mit der er die Bildende Kunst gegen die seinerzeit höher angesehene Literatur verteidigen will. Der Maler erschafft die sichtbare Welt neu, führt Leonardo aus, und seine Vorstellungskraft ähnelt dabei jener Gottes. Folglich wird der Geist des Malers ein Abbild des Göttlichen.

Für seine anatomischen Studien schneidet Leonardo Leichen auf; hier ist es allerdings die Plazenta einer Kuh, worin er den Fötus abbildet.

Seinen mannigfaltigen Interessen kommen die höchst unterschiedlichen Aufgaben am Mailänder Hof von Herzog Ludovico entgegen. Leonardo ist für Ingenieurarbeiten und den Ausbau des Palastes zuständig, aber auch für das Entwerfen von Emblemen und für die Maskenspiele mit ihren Allegorien.

Um Menschen möglichst getreu abzubilden, befasst er sich mit Anatomie. „Derjenige, der nicht weiß, welche Muskeln welche Bewegungen verursachen", schreibt er, werde Muskeln in Bewegung nur „schlecht zeichnen". Sein Interesse an der Anatomie verselbständigt sich bald. Nachdem die Franzosen im Oktober 1499 Mailand erobert und Herzog Ludovico gefangen haben, geht Leonardo wieder in seine Heimatstadt Florenz, wo er in einem Hospital wohnt.

Nachts seziert er Leichen – dass die Kirche darin eine verwerfliche Störung der Totenruhe sieht, lässt ihn kalt. Obwohl Leonardo sich vor den stinkenden, verwesenden Körpern ekelt, schneidet er nach eigenen Angaben mehr als 30 von ihnen auf, Männer und Frauen jeden Alters. Mit seinen anatomischen Studien ist er, nicht zuletzt dank seiner außergewöhnlichen Fähigkeiten als Zeichner, der Zeit weit voraus. Für die Kunst scheint er jetzt verloren. Jedenfalls schreibt ein Mönch: „Seine mathematischen Untersuchungen haben ihn so von der Malerei abgebracht, dass ihn der Anblick eines Pinsels aufregt."

Leonardo hat schon immer bedächtig gemalt. Zum einen experimentiert er ausdauernd mit Lasuren und Farben, zum anderen hemmen ihn seine extrem hohen Ansprüche. Von der Kunst habe er „eine so erhabene Meinung", sagt ein Schüler über ihn, dass er, „wo andere Wunderwerke erblickten", Fehler finde.

Die Arbeit an seinem grandiosen „Abendmahl" im Mailänder Kloster Santa Maria delle Grazie hat ein Mönch beschrieben: Manchmal pflegte Leonardo demnach „vom Sonnenaufgang bis zur Abenddämmerung niemals den Pinsel aus der Hand zu legen"; er vergaß gar zu essen und zu trinken. Dann vergingen zwei, drei, vier Tage, in denen er nichts tat, als täglich eine oder zwei Stunden lang das bislang Vollbrachte zu mustern. Er „betrachtete, begutachtete und beurteilte prüfend

seine Gestalten". An anderen Tagen tat er schnell ein paar Striche und ging wieder.

Um Geld zu verdienen und dem Malen zu entkommen, tritt Leonardo, obgleich er den Krieg als „bestialische Tollheit" ablehnt, als Militäringenieur in die Dienste des Kriegsherrn Cesare Borgia – und schließt Freundschaft mit dessen Vordenker Niccolò Machiavelli.

Friedrich Nietzsche hat bei Leonardo einen „überchristlichen Blick" ausgemacht. Er ist in der Tat nicht religiös, sondern setzt als Materialist auf die Naturwissenschaften. Wirkliches Wissen basiert für Leonardo auf sinnlicher Erfahrung. Er argumentiert wie ein moderner Agnostiker: Ob es einen Gott oder eine Seele gebe, darüber ließe sich ewig streiten. Unstrittig aber sei, dass zwei mal drei sechs ist. Bei aller Wertschätzung der Mathematik lernte er allerdings zeit seines Lebens nicht richtig zu dividieren. Anders als der Leonardo-Mythos es will, war er kein Gott.

Der Autodidakt hat sich selbst keineswegs als Universalmenschen gesehen, sondern als „uomo senza lettere", als unbelesenen Mann. Sein Selbstbewusstsein wurde von Selbstkritik ausbalanciert.

Auf vielen Feldern betätigte er sich als produktiver Dilettant. So waren seine militärtechnischen Einfälle zahlreich, aber nicht bahnbrechend. Er entwarf gigantische Armbrüste, die angesichts des schon gängigen Schießpulvers keine Zukunft hatten. Ihm fehlte einfach die Kriegserfahrung, um wirkungsvolle Waffen zu bauen. Seine militärischen Maschinen seien, so der Leipziger Kunsthistoriker und Leonardo-Experte Frank Zöllner, „noch utopischer, als man ohnehin vermutet".

Manche seiner gern gerühmten Erfindungen – eine Art Hubschrauber oder Taucheranzug zum Beispiel – haben andere früher als er ersonnen. Er hat sie allerdings besser gezeichnet.

Bei den meisten seiner Ideen muss Leonardo klar gewesen sein, dass sie nie umgesetzt werden würden. Keine einzige der gezeichneten Wunderwaffen, kein einziges der von ihm entworfenen Gebäude wurde je realisiert.

Besonders fasziniert war Leonardo vom Fliegen. Aber erst nachdem er lange Zeit verschiedenste Flugapparate gezeichnet hatte, begriff er, dass die Muskelkraft eines Menschen zu gering ist, um ihn samt einem Vehikel in der Luft zu halten. Weitsichtig waren aber seine Studien von Flügeln, bei denen er sich an Fledermäusen orientierte. Sie ähneln schon den Flügeln, die der deutsche Flugpionier Otto Lilienthal erst Ende des 19. Jahrhunderts baute und bei erfolgreichen Flugversuchen verwendete.

Leonardo kassierte gern Vorschüsse für Kunstwerke, ging aber dann lieber seinen wissenschaftlichen Interessen nach. So klagte ein Mitarbeiter des Florentiner Magistrats, der berühmte Maler habe „eine gute Summe Geldes erhalten und nur wenig von dem großen Werk begonnen".

„Weh mir!", rief Papst Leo X. über Leonardo aus. „Dieser Mann wird nichts zustande bringen, weil er zuerst an das Ende der Arbeiten denkt, bevor er sie überhaupt begonnen hat."

Leonardos Bewunderer Franz I. von Frankreich ernannte ihn zum „Ersten Maler und Ingenieur und Architekten des Königs" und überließ ihm einen Herrensitz bei seinem Schloss in Amboise an der Loire, in dem er bis zu seinem Tod im Mai 1519 lebte. Der junge König fand „großen Gefallen" daran, Leonardo „konversieren zu hören" und schätzte ihn als „großen Philosophen".

Das war denn doch übertrieben. Bewundernswert aber ist und bleibt Leonardos Blick auf die Welt. „Er lebt nicht im autoritären Totalwissen", hat der Philosoph Karl Jaspers über ihn geschrieben, „sondern im fragenden und findenden Voranschreiten."

So repräsentiert Leonardos schöpferische Neugier den Aufbruch aus einer Epoche fragloser Jenseits-Gewissheiten in die moderne Erforschung der Rätsel des Diesseits.

Sogar das Bild aller Bilder, die „Mona Lisa", hielt er für unvollendet.

Als es Leonardo 1513 nach Rom verschlug, waren dort Michaelangelo und Raffael die gefeierten großen Künstler. Der Mann aus Vinci galt als genialischer Sonderling, nennenswerte Aufträge bekam er nicht.

Leonardos Œuvre als Maler ist überraschend klein. Nur neun Gemälde gelten als seine eigenhändigen Arbeiten. Weitere neun lassen sich ihm zuschreiben; sechs Werke gingen verloren, so dass Leonardo in rund 40 Jahren lediglich zwei Dutzend Gemälde geschaffen oder begonnen hat.

Für unvollendet hielt er in unerbittlicher Selbstkritik sogar das Bild aller Bilder: das Porträt von Lisa del Giocondo, der Gattin eines reichen Florentiner Seidenhändlers, „Mona Lisa" genannt. Der Auftraggeber erhielt es nie – stattdessen gelangte das 77 mal 53 Zentimeter große Gemälde kurz vor Leonardos Tod in den Besitz des französischen Königs Franz I.

Zeitweilig zierte das bekannteste Bild der Welt das Schlafzimmer Napoleons. Heute lockt es im Pariser Louvre im Schnitt 20 000 Betrachter pro Tag an. Der Surrealist Marcel Duchamp hat der Dame mit dem angeblich geheimnisvollen Lächeln ein Bärtchen verpasst; Andy Warhol hat sie in eine Pop-Ikone verwandelt.

Wer ihn kritisieren will, wirft ihm gern seine Unbeständigkeit vor. Vasari kolportiert eine Anekdote, nach der Leonardo dem König von Frankreich unmittelbar vor seinem Tode gestanden habe, „wie sehr er sich gegen Gott und die Menschen versündigt hatte, indem er seine Kunst nicht so ausgeübt hatte, wie er es hätte tun sollen".

Auch von Leonardo selbst wissen wir, dass er in seiner Vielseitigkeit manchmal ein Problem sah. „Ganz wie ein Königreich in sein Verderben läuft, wenn es sich teilt", schrieb er, „so verwirrt und schwächt sich der Geist, der sich mit zu vielen Themen beschäftigt." Doch solche gelegentlichen Bedenken stellte er mit gutem Grund wieder zurück. „Durch verworrene und unbestimmte Dinge", hatte er erkannt, „wird nämlich der Geist zu neuen Erfindungen wach." Angesichts von Leonardos umfassenden Interessen und Forschungen hat Karl Jaspers ihn in positivem Sinn einen „Fragmentarier" genannt.

Leonardo da Vinci, der immer mehr vom Künstler zum Wissenschaftler wurde, hatte verstanden, dass Versuch und Irrtum den Weg markieren, der das Ziel ist.

Goethes „Faust“ im Film
(mit Will Quadflieg als Faust und Gustaf Gründgens als Mephisto, 1960)

Doktor Faust, das Vorbild berühmter Dramen, Opern und Romane, hat um 1500 gelebt. Aber wer war der legendäre Astrologe und Experimentator wirklich?

Der Mogeldoktor

KPA / ACPIX / UNITED ARCHIVE

Von HANS-ULRICH STOLDT

Seine letzten Stunden mochte Doktor Faust nicht allein verbringen. Nachdem er mit befreundeten Studenten ausgiebig gefrühstückt hatte und spazieren war, lud er sie für den Abend ins Gasthaus „Zum Löwen“ ein. Er habe ihnen dort eine wichtige Mitteilung zu machen.

Und so beichtete Faust den Studenten sein dunkles Lebensgeheimnis: Wie er den Wonnen von Wein und Weib zugetan war, welche unglaublichen Abenteuer zu Erde, Wasser und Luft er bestanden hatte, wie die Welt ihm schier zu gehorchen schien – und welchen Preis er dafür jetzt zahlen muss.

Denn seine Seele, ach, habe er an den Teufel verkauft, und diese Nacht wolle der kommen und den Wechsel einlösen.

Sein grausliges Ende solle den Studenten Mahnung sein, sich nicht von eitlem Schein und giftigen Reizen verlocken zu lassen, sondern brav und gottesfürchtig ihr Leben zu führen.

Nach Mitternacht geschah es: Ein gewaltiger Sturm raste ums Haus, dazu „ein grewliches Pfeiffen und Zischen, als ob das Hauß voller Schlangen, Natern unnd anderer schädlicher Würme were“, wie ein Chronist es später notierte.

Als der Morgen anbrach, bot sich den verschreckten Studenten ein fürchterliches Bild: „Sie sahen keinen Faustum mehr und nichts, dann die Stuben voller Blut gesprützet. Das Hirn klebte an der Wandt, weil jn der Teuffel von einer Wandt zur andern geschlagen hatte. Es lagen auch seine Augen und etliche Zäen allda – ein greulich und erschrecklich Spectackel.“

Die sterblichen Überreste des Doktors fanden sich draußen auf einem Misthaufen, sein Gesicht war auf den Rücken gedreht.

All dies geschah in Staufen im Breisgau am 5. April anno 1540.

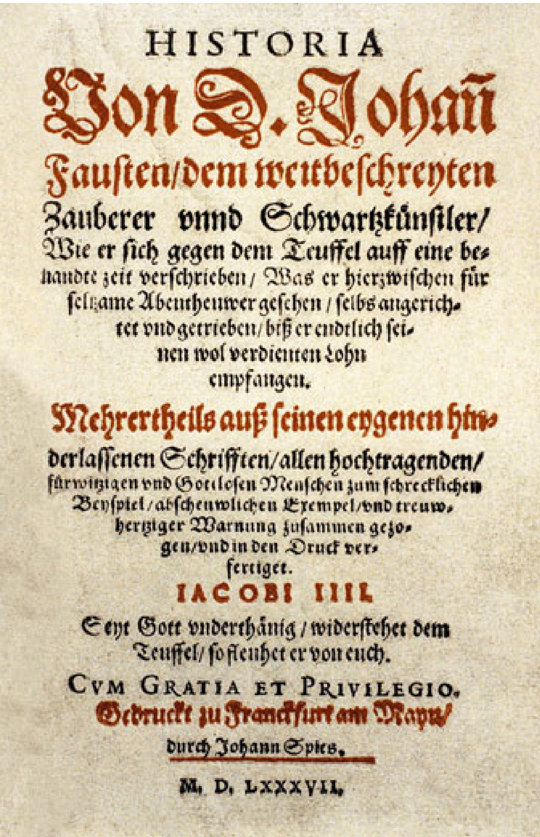
Oder war es der 8. April? Oder war es eher im Mai, in einem ganz anderen Jahr, an einem ganz anderen Ort? Und wer war da überhaupt zu Tode gekommen? Doktor Johann Georg Faust? Hat es den überhaupt je gegeben?

Ja, das ist gewiss: Faust hat gelebt.

Viel mehr weiß man nicht.

Weder wann er geboren wurde und starb, noch wie er aufwuchs, ob er je eine Schule besuchte oder eine eigene Familie hatte. Höchst unwahrscheinlich ist, dass er studierte, wohl war er ein begabter Autodidakt in jenen Disziplinen, die damals Einkommen, Ansehen und Aufmerksamkeit versprachen – in Astrologie, Magie und Alchemie.

So hat er sein Brot verdient, mit Horoskopen, Weissagungen und alchemistischen Experimenten, auf Märkten, in Gaststätten und auch bei hohen Herren – das zumindest belegen die äußerst spärlichen Zeugnisse seiner Existenz.



HISTORIA
Von D. Johañ
Fauſten/dem weitbeſchreyten
Zauberer vnnd Schwartzkünſtler/
Wie er ſich gegen dem Teuffel auff eine benandte zeit verſchrieben/ Was er hierzwiſchen für ſeltzame Abentheuwer geſehen/ ſelbs angerichtet vnd getrieben/ biß er endtlich ſeinen wol verdienten Lohn empfangen.
Mehrertheils auß ſeinen eygenen hinderlaſſenen Schrifften/allen hochtragenden/ fürwitzigen vnd Gottloſen Menſchen zum ſchrecklichen Beyſpiel/abſcheuwlichen Exempel/vnd treuwhertziger Warnung zuſammen gezogen/vnd in den Druck verfertiget.
IACOBI IIII.
Seyt Gott vnderthänig/widerſtehet dem Teuffel/ſo fleuhet er von euch.
CVM GRATIA ET PRIVILEGIO.
Gedruckt zu Franckfurt am Mayn/
durch Johann Spies.
M. D. LXXXVII.

Das Frankfurter „Volksbuch“ über Dr. Faust wurde zu einem Bestseller. (Buchtitel, 1587)

ULLSTEIN BILD/ARCHIV GERSTENBERG

Wo aber kommt diese grässliche Geschichte her, über sein ausschweifendes Leben und den Teufelspakt?

Wer war Faust?

„Den historischen Faust umgibt ein Gestrüpp von Fragezeichen“, schreibt der Literaturhistoriker Günther Mahal, „man kann seine Gestalt kaum fassen.“

Dabei gibt es wohl kaum ein Schicksal, das im vergangenen halben Jahrtausend häufiger beschrieben, besungen, auf die Bühne oder ins Kino gebracht wurde. Faust steht für die ewigen Fragen nach dem Woher, Wohin und Warum. Er symbolisiert Verführung und Grenzüberschreitung, Gut und Böse, das haltlose Streben nach irdischem Glück und das Scheitern daran.

Und er steht – wie der Gelehrte Heinrich Faust bei Goethe – für die Suche nach dem, „was die Welt im Innersten zusammenhält“.

Christopher Marlowe, Gotthold Ephraim Lessing, Heinrich Heine sowie Klaus und Thomas Mann ließen sich von dem Thema ebenso anregen wie Hanns Eisler, Gustaf Gründgens, Ariane Mnouchkine oder Salvador Dalí. Mick Jagger ließ sich bei seinem Song „Sympathie for the Devil“ von Michail Bulgakows „Der Meister und Margarita“ inspirieren, in dem Wahrheitssuche und Teufel tragende Rollen spielen.

Nicht immer heißen die Helden „Faust“, mal sind es Heldinnen, auch der Ausgang der Geschichte führt nicht zwangsläufig zur Fahrt in die Hölle.

Doch was hat all das mit dem ursprünglichen Faust zu tun, der wahrscheinlich zwischen 1480 und 1540 in Süddeutschland gelebt hat?

Ganze neun Nachweise seiner wohl 60-jährigen Existenz gibt es, Dokumente, die auf drei Din-A4-Blättern zusammenzufassen sind und deren Inhalt sich erst im Kontext der Epoche erschließt.

„Was die Zeitgenossen über Faust zu berichten wussten, ist der Quantität nach äußerst dürftig, der Qualität nach eine Mischung aus banalen Aktenvermerken und hochkarätigem Rufmord“, weiß Faust-Biograf Mahal.

Geboren wurde Faust wohl in Knittlingen, einem Städtchen in der Nähe von Pforzheim. Jedenfalls ausweislich eines Kaufbriefs von 1542, in dem das Haus neben der heutigen Stadtkirche als das Gebäude „allwo Fausten born“ bezeichnet wird.

Der Knabe geriet in eine Welt, die gerade ihre Koordinaten verlor: Es waren Jahrzehnte des Umbruchs vom späten Mittelalter zur frühen Neuzeit, Dekaden, in denen sich – je nach Betrachter – das Universum auftat oder der Himmel einstürzte. Columbus entdeckte Amerika, Magellan umsegelte die Erde, Luther begehrte gegen den Papst auf, und Kopernikus stürzte die Erde von ihrem Thron.

Es war aber auch die Zeit der Bauernkriege, der Pest, der Hexenverbrennungen und der Inquisition, mit deren Hilfe sich die Kirche ihren schwindenden Einfluss sichern wollte.

Das Neue sei alles Teufelswerk, riefen die Kleriker, und der Glaube an den Satan saß tatsächlich tief im Volk verankert. Selbst Luther, der Reformator, glaubte an den schwefligen Hinkefuß.

Und über alle dem drehte oben im All – jedem tatsächlich sichtbar – der später nach seinem Entdecker benannte Komet Halley seine Bahn, was die Menschen zusätzlich in Verwirrung stürzte. Fruchtbarer Boden für Wahrsager, Astrologen, Magier und Heiler, wie Faust einer war.

Bereits als Kind könnte er von den großen Umbrüchen in der Welt erfahren haben, auch ohne die örtliche Lateinschule zu besuchen. Denn von 1490 an befand sich eine Poststation der Fürsten von Taxis in Knittlingen und damit ein Umschlagplatz für Nachrichten und Gerüchte.

Dass Faust lesen und schreiben konnte, darf getrost angenommen werden, obwohl es dafür keinen Beleg gibt. Ihm eilte oft ein Ruf als Gelehrter voraus, als Doktor gar, und es ist nicht erwiesen, dass er sich gegen den (vermutlichen) Etikettenschwindel wehrte.

Er war aber wohl auch ein exzentrischer Angeber, ein lauter Besserwisser, der sich auf den Märkten mit allerlei Spektakel auffällig inszenieren konnte.

Alles in allem ein Mann mit höchst ambivalentem Leumund.

Eine erste Erwähnung findet Faust am 20. August 1507 in einem Brief des Würzburger Abts Johannes Trithemius an den Heidelberger Mathematiker und Hofastrologen Johann Virdung.

Den Inhalt des Schreibens mit Rufmord zu charakterisieren, wäre untertrieben. Das noch zu Fausts Lebzeiten 1536 erstmals gedruckte Pamphlet wird indes seine Wirkung entfaltet haben.

Der Hofastrologe Virdung freute sich auf ein Treffen mit Faust, doch der Abt warnte seinen Freund vor dem Mann, der sich anmaße, folgenden Titel zu tragen: „Magister Georg Sabellicus Faust der Jüngere, Quellbrunn der Nekromanten, Astrolog, Zweiter der Magier, Chiromant, Aeromant, Pyromant, Zweiter in der Hydromantie".

Faust rühme sich also, die Schwarzen Künste zu beherrschen, aus Handlinien, Wolken, Nebel und Vogelzügen sowie Feuer, Wasser und Rauch weissagen zu können – das seien doch „Anzeichen des dümmsten und unsinnigsten Geistes, welcher zeigt, dass er ein Narr und kein Philosoph ist!", wetterte der Abt.



Ein Quacksalber stellt seine Arznei aus. (Holzschnitt, um 1600)

„Ein Landstreicher, leerer Schwätzer und betrügerischer Strolch", fuhr er fort, „würdig ausgepeitscht zu werden, damit er nicht ferner mehr öffentlich verabscheuungswürdige und der heiligen Kirche feindliche Dinge zu lehren wage".

Selbst getroffen hatte Trithenius diesen Faust nicht, und so gab er vom Hörensagen weiter, wie derselbe in Würzburg gelästert habe, „dass die Wunder unseres Erlösers Christi nicht anstaunenswert seien" und er alles könne, „was Christus getan habe, so oft und wann er wolle".

Mit seinen Kenntnissen der Alchemie habe Faust bei anderer Gelegenheit in Kreuznach geprahlt, wo er auch eine Schulmeisterstelle besetzte – kurzfristig nur, denn er „begann mit Knaben die schändlichste Unzucht zu treiben und entfloh, als die Sache ans Licht kam, der ihm drohenden Strafe".

Indes: In der Kreuznacher Chronik ist nichts von einem Lehrer namens Faust zu lesen und folglich auch nichts von dessen angeblichen sexuellen Übergriffen.

So lässt sich nur darüber spekulieren, was den Abt trieb, Faust mit derartigem Furor zu bedenken.

Die Vermutung bietet sich an, dass der Geistliche von eigenen Verfehlungen ablenken wollte – stand er doch selbst unter dem Verdacht „schwarzer Magie" und war gerade zuvor von eigenen Mönchen aus seinem Kloster vertrieben worden.

Nicht abwegig auch, dass Trithenius einen lästigen Konkurrenten verunglimpfen wollte, der ihm möglicherweise das eine oder andere lukrative Geschäft in der Wahrsagerei abluchste.

Niemand weiß, ob sich der Hofastrologe Virdung nach dieser Empfehlung noch mit Faust getroffen hat, und niemand weiß, was der so Gemobbte in den kommenden Jahren trieb.

Vielleicht saß er im Experimentierstübchen, braute Essenzen und versuchte sich in der Goldgewinnung – dass dieses möglich wäre, galt seinerzeit als gesichert. Vielleicht lebte Faust auch während der vielen Jahre, aus denen nichts über ihn verbürgt ist, als Familienvater daheim, und nur, wenn das Geld ausging, zog er in die Fremde.

Das nächste Zeugnis seiner Existenz stammt aus dem Jahr 1513 und ist ebenfalls nicht sonderlich schmeichelhaft.

„Vor acht Tagen kam ein Chiromant nach Erfurt, namens Georgius Faustus Helmitheus Hedelbergensis, ein bloßer Prahler und Narr", schrieb der Kleriker Mutianus Rufus an einen Klosterverwalter. „Seine Kunst, wie die aller Wahrsager, ist eitel", notierte der Geistliche weiter, „ich hörte ihn im Wirtshaus schwatzen."

Doch das Bild eines Mannes, der sich vornehmlich in Kneipen und auf Märkten produziert, ist so nicht vollständig: Faust hatte offenbar auch Zugang zu hohen politischen Kreisen und dort einen guten Ruf als Astrologe.

So stellte er dem einflussreichen Bamberger Fürstbischof Georg III. im Jahre 1520 das Geburtshoroskop. Und das war eine nicht geringe Anerkennung, denn der Bischof war einer der höchsten kirchlichen Würdenträger im deutschen Sprachraum.

Geburtshoroskope waren schwer in Mode, und wer die Konstellation der Gestirne zu definieren und interpretieren wusste, galt als kluger Mann.

„Item X gulden geben und geschenckt doctor faustus philosoph", vermerkte des Bischofs Kammermeister penibel in seinen Büchern. Zehn Gulden – das war ein fürstlicher Lohn.

Als Wetterkundler versuchte sich Faust ebenfalls, wie 1528 eine Notiz von dabei auch als Mediziner ausgab, belegt eine Schrift von Philipp Begardi, dem Stadtphysikus von Worms.

1539 schrieb der studierte Mediziner in seinem Buch „Zeyger der Gesundheit" nieder, was er von seinen Möchtegern-Kollegen hält, von „dahergelaufenen" Kurpfuschern wie jenem „Faustus". Viele hätten sich beklagt, dass sie von ihm betrogen worden seien.

Voll des Lobes war indes 1540 Philipp von Hutten, ein Neffe des Humanisten Ulrich von Hutten. Philipp hatte sich Jahre zuvor einer Expedition nach Venezuela angeschlossen (siehe Seite 100), der Faust zutreffend einen schlechten Verlauf prognostizierte – „dasz ich bekennen musz, dasz es der Philosophus Faustus schier troffen hat".

Mal als Weissager und Astrologe gelobt, mal als Betrüger und Aufschneider geschmäht – ob es sich dabei stets um eben jenen Mann aus Knittlingen gehandelt hat, weiß niemand. Denn es gab

Der Bamberger Bischof entlohnte ihn fürstlich für ein Horoskop.

Prior Kilian Leib belegt, dem Leiter des Klosters Rebdorf in Eichstätt. Bei ihm hatte sich „Georgius faustus" als „Kommendator einer kleinen Niederlassung der Johanniter im Grenzgebiet Kärntens" ausgegeben – klingt interessant, ist aber nicht belegbar und eher unwahr.

Derlei Gemogel und Amtsanmaßung mag sich herumgesprochen haben – vielleicht bis nach Ingolstadt, wo am 17. Juni 1528 laut Protokoll des Rates einer, „der sich genant Dr. Jörg Faustus von Heidelberg" der Stadt verwiesen wurde: „Dem Wahrsager soll befohlen werden, dass er zu der Stadt auszieh und seinen Pfennig anderswo verzehre."

Noch härter kam eine Verfügung des Nürnberger Rates aus dem Jahre 1532, der Faust einen „Sodomiten" schalt, was damals allerdings noch nicht Unzucht mit Tieren unterstellte, sondern ein gemeines Schimpfwort war. Die Nürnberger Würdenträger ließen den angeblich aus Fürth („furr") stammenden Faust vor dem Stadttor stehen: „Doctor fausto, dem grossen Sodomitten und Nigromantico zu furr, glait ablainen."

Danach ist wieder auf Jahre nichts von Faust zu hören. Dass er in dieser Zeit weiter in der Region reiste und sich ja auch noch andere Menschen mit dem Namen Faust, oder so ähnlich.

Etwa jener Johannes Faust aus Simmern, der 1505 in Heidelberg ein Studium beginnt und es vier Jahre später mit Examen abschließt. Vielleicht verdankt der Knittlinger Faust dieser Namensgleichheit seinen Mogeldoktor.

Oder jener Johan Fust aus Mainz, einer der ersten Buchdrucker und zeitweiliger Kompagnon von Johannes Gutenberg, dem Faust vielleicht den Ruf als „Schwarzkünstler" verdankt. Denn so wurden nicht nur die Praktiker der „schwarzen Magie" genannt, sondern auch jene, die schwarz auf weiß etwas produzierten, nämlich druckten.

Da braute sich schon einiges zusammen im „richtigen Leben" des Johann Georg Faust aus Knittlingen, der irgendwann, irgendwo, wohl so um 60 Jahre alt, aus der Welt wieder verschwand – verschied.

Kann sein, der Mann starb friedlich im Bett, kann sein, er wurde feige gemeuchelt. Vielleicht auch, und das ist der Faust-Forscher liebste Version, verabschiedete er sich mit gehörigem Rumms bei einem nicht ganz nach Plan verlaufenden Experiment – ein alchemistischer Betriebsunfall.

Das würde ansatzweise die grausigen Schilderungen von seinem Tod erklären, die bald allen Gottesfürchtigen zur Wahrheit wurden. Noch eine Prise Schwarzkunst dazu (da ist der Teufel auch nicht fern) – fertig ist die Legende.

Schon einige Jahre vor seinem Dahinscheiden ist bedeutenden Männern klar, das Faust im Pakt mit dem Satan steht: Zweimal wird er in Luthers Tischreden erwähnt – „da vber Tisch eines Schwartzkünstlers Faustus gedacht ward", „welcher den Teufel seinen schwoger hieß".

Etliche Jahre nach seinem Tod, 1563, kommt es noch dicker: Der Gelehrte Johann Manlius aus Ansbach gibt wieder, was angeblich sein Wittenberger Lehrer, der Reformator Philipp Melanchthon, über Faust gesagt hat: Der sei ein „Scheißhaus vieler Teufel".

Der überwiegend miese Ruf des Mannes aus Knittlingen eignete sich nun offenbar prima, einen Beelzebub ganz spezieller Art zu formen.

Der Frankfurter Verleger Johann Spies ließ alles zusammenfegen, was es an Gerüchten und Gemeinheiten über Faust zu erzählen gab. Das alles verrührte er mit erdachten Geschichten, alten Erzählungen und schockierenden Teufelsschilderungen.

1587 legte er ein „Volksbuch" genanntes Werk vor, die: „Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer vnd Schwartzkünstler", der sich dem Teufel verschrieb, allerlei erstaunliche Dinge erlebte und sein wohlverdientes Ende fand.

Zum großen Teil beruhe das Werk auf den eigenen Schriften Fausts, behauptete Spies – „allen fürwitzigen vnd Gottlosen Menschen zum schrecklichen Beyspiel". Und, damit auch der Letzte versteht, um was es hier geht: „Seyt Gott underthänig, widerstehet dem Teuffel."

Das Buch wurde ein Renner, „ein Bestseller des 16. Jahrhunderts", wie die Historikerin Heike Hamberger sagt, Direktorin des Faust-Museums in Knittlingen. Bald gab es Neuauflagen der „Historia", Raubdrucke und Übersetzungen – Faust eroberte Europa.

Berühmt werden konnte das Phantom aus Schwaben, weil es in eine Epoche zwischen den Zeiten fiel, in der das Alte nicht weichen wollte und das Neue noch um seinen Platz kämpfte.

Denn so viel sei klar, sagt Museumsleiterin Hamberger: „Hätte Faust hundert Jahre später gelebt, hätte kein Hahn nach ihm gekräht."

Gold und Sklaven

Wenige Männer haben den Lauf der Welt so verändert wie Christoph Columbus. Inzwischen wissen Forscher ziemlich genau, wie er 1492 Amerika erreichte: Entscheidende Rollen spielten tote Indianer, ein Sklavenhändler – und eine geheime Seekarte.

Von CLEMENS HÖGES



Nachbauten der „Niña“
und der „Santa María“
(2006 in Palos de la Frontera)

GETTY IMAGES

Die Männer hassten ihn, diesen großen, grauhaarigen Fremden hinten auf dem Achterdeck der „Santa María“. Immer stand er da und zählte und rechnete, Seemeilen und Knoten, Tage, Vorräte, Wasserreserven. Und immer sagte er, dass Land liegen müsse, wo die Sonne untergeht.

Die meisten der rund 90 spanischen Matrosen aber glaubten ihm nicht mehr, sie glaubten, dass dieser Wahnsinnige, dieser Italiener Cristofero Colombo, den sie Cristóbal Colón nannten, sie ins Verderben führte, in den sicheren Tod.

Seit fast drei Wochen segelten sie nun schon stur gen Westen. Immer blies der Wind von achtern. An eine Umkehr war also nicht zu denken, kaum mit den kleinen wendigen Karavellen „Niña“ und „Pinta“, schon gar nicht mit dem schwerfälligen Frachtschiff „Santa María“.

Als die Männer kurz davor waren zu meutern, kamen die Kapitäne der beiden Karavellen auf die „Santa María“ zur Krisensitzung: Was, wenn Christoph Columbus' Zahlen nicht stimmen sollten, wenn die kleine Flotte einfach nur geradeaus segeln würde, bis die Wasserfässer leer sind, bis gestorben werden muss?

Noch drei Tage, so das Ergebnis der Besprechung, so der Kompromiss, würden sie Kurs halten. Wenn bis dahin kein Land auftauche, würden sie abdrehen und versuchen, irgendwie ihre Haut zu retten.

Drei Tage also, der Wind frischte auf. Bald preschten die Schiffe über den Ozean, besonders schnell in der Nacht auf Freitag, den 12. Oktober 1492. Wie meistens führte die „Pinta“, mit 7,5 Knoten, manchmal gar 9 Knoten. Es war hell, fast noch Vollmond.

Gegen zwei Uhr morgens dann sah ein „Pinta“-Matrose gerade voraus plötzlich Streifen im fahlen Licht schimmern. Er erkannte etwas Helles, darüber etwas Dunkles, dann wieder etwas Helles: Das Helle war Brandung, das Dunkle ein Riff, und das andere Helle darüber waren weiße Klippen und Strand: Land. „Tierra“, schrie der Matrose und wieder: „Tierra!“

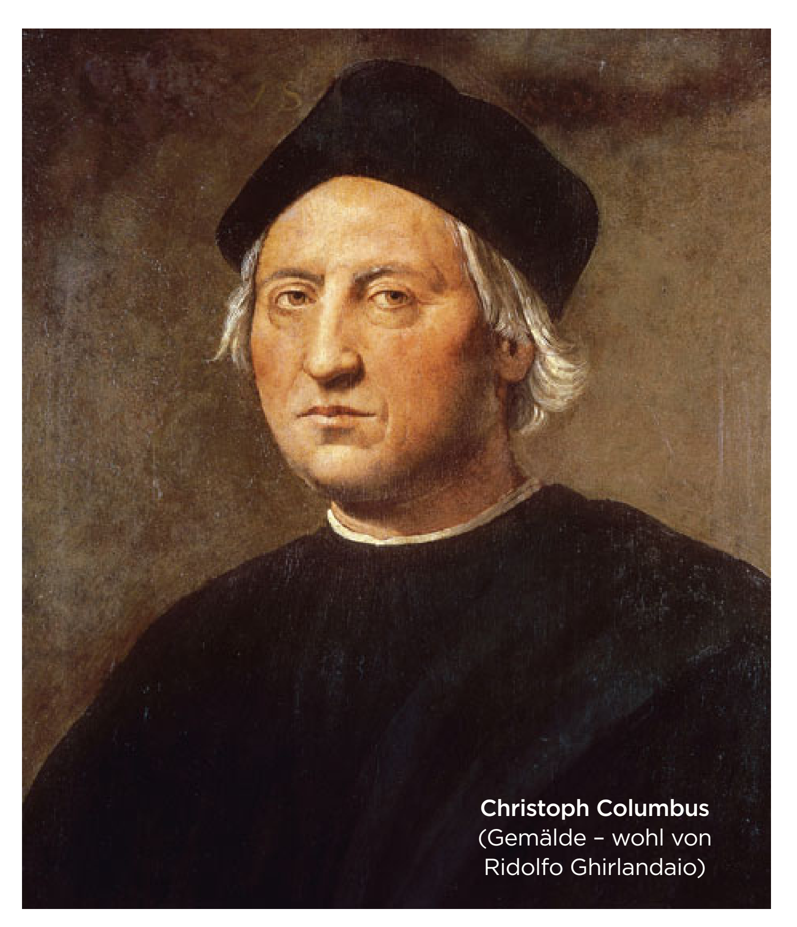
Was Stunden später geschah, beschrieb Columbus' Sohn Fernando nach den Erzählungen seines Vaters – den er meistens „den Admiral“ nannte – so:

„Bei Tagesanbruch erkannten sie eine Insel, flach, voll mit grünen Bäumen und Quellen, bewohnt von einer Vielzahl Menschen. Die hasteten alle an den Strand und bestaunten die Schiffe, die sie für Tiere hielten.

Sobald die Anker gefallen waren, fuhr der Admiral mit einem bewaffneten Boot unter königlicher Flagge an Land. Die Kapitäne der anderen Schiffe machten dasselbe. Alle dankten Gott, indem sie niederknieten und die Erde mit Freudentränen in den Augen küssten. Dann erhob sich der Admiral und taufte die Insel. Er gab ihr den Namen San Salvador und nahm mit angemessenen Worten und Formalien von ihr Besitz im Namen der Katholischen Könige, während die Eingeborenen drum herum standen.“

Es muss eine groteske Szene gewesen sein: Waffenstarrende Spanier mit bunten Flaggen vollführten sinnlose Rituale an einem Karibik-Strand, umringt von nackten Eingeborenen. Aber so entdeckte Europa die Neue Welt.

Die Besatzung war kurz davor zu meutern.



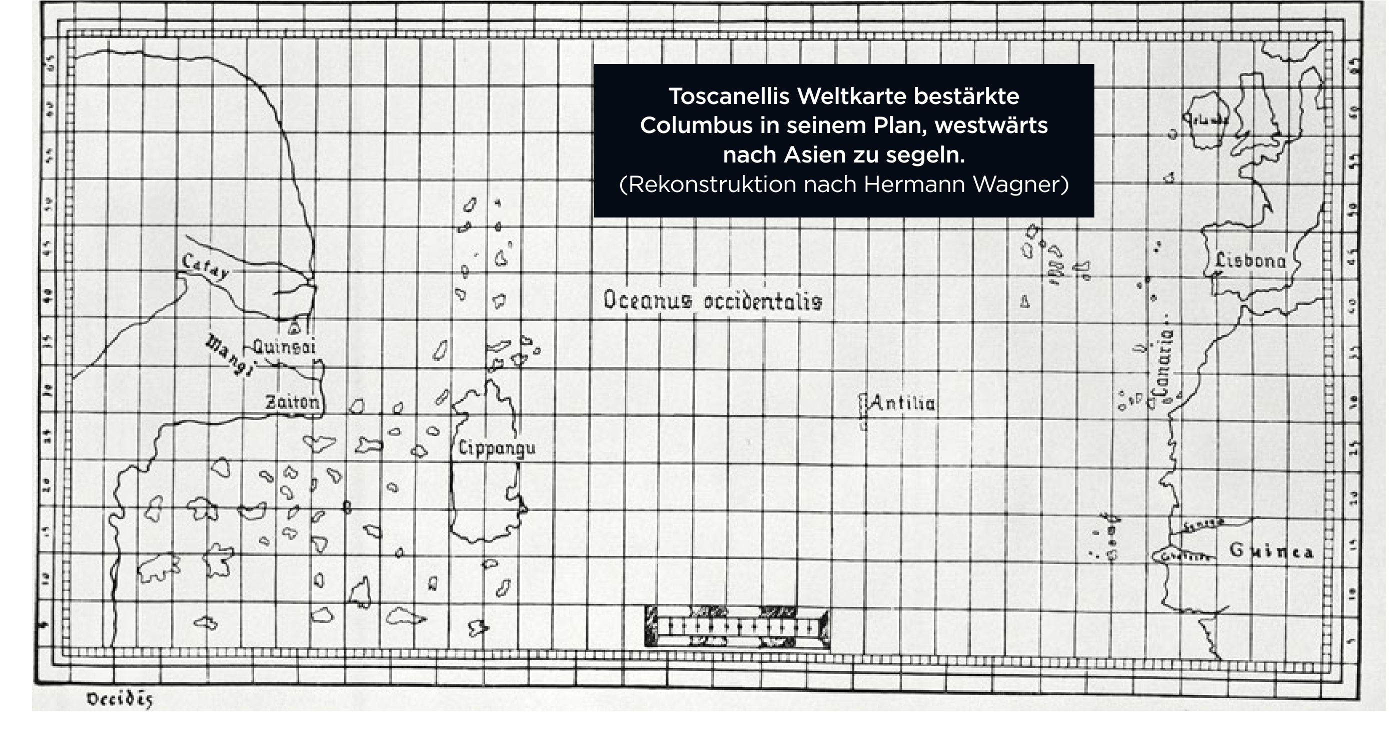
Christoph Columbus
(Gemälde – wohl von Ridolfo Ghirlandaio)

Es war kein Zufall, dass Columbus es schaffte. Über Jahre hinweg hatte er seinen großen Plan entwickelt. Er hatte alle Informationen gesammelt, die er zu fassen bekam, über merkwürdiges Treibgut an europäischen Küsten zum Beispiel. Er hatte Winde und Strömungen beobachtet, und er hatte eine geheime Karte, auf der war Land eingezeichnet zwischen Europa und Asien.

Columbus hatte eine Theorie, die zwar nicht Gebildeten, aber vielen Menschen seiner Zeit noch gotteslästerlich vorkam: dass die Erde eine Kugel sei und keine Scheibe und dass man deshalb auch nicht herunterfallen könne. Dass man deshalb Richtung Westen segeln könne, um im Osten anzukommen.

Und Columbus hatte einen starken Willen, den vor allem. Damit sollte es der Sohn eines kleinen Wollwebers aus Genua bis zum Vizekönig der Neuen Welt und „Admiral des Ozeans“ der spanischen Krone bringen.

Er war hartnäckig, und er wollte unbedingt reich werden, mehr noch: nach ganz oben kommen. Er wusste auch, wie – Land, Gold und Macht sind die Faktoren. Für all das nahm er als Bundesgenossen, wen er bekam. Noch bevor er lossegelte, das wissen Historiker inzwischen, ging es darum, Sklaven zu fangen. Das Konzept war modern erdacht, aber deswegen nicht unbedingt schön.



Toscanellis Weltkarte bestärkte Columbus in seinem Plan, westwärts nach Asien zu segeln. (Rekonstruktion nach Hermann Wagner)

Es war auch kein Zufall, dass Columbus seinen Plan gegen Ende des 15. Jahrhunderts entwarf. Die Gewichte verschoben sich damals in der Alten Welt: Einerseits vertrieben die Spanier die Mauren von ihrer Halbinsel, andererseits hatten die Muslime gerade den Bosporus für christliche Händler geschlossen – ein Schachzug, der vor allem Seefahrernationen wie den Stadtstaat Genua traf, denn die waren auch mit Gewürzen aus dem Fernen Osten reich geworden. Sie brauchten dringend einen neuen Weg nach Indien und China.

Zugleich suchten Gelehrte überall nach neuem Wissen. Vor allem Heinrich der Seefahrer, Prinz von Portugal, versammelte in seiner Akademie hoch über der Atlantikküste bei Sagres Geografen und Seeleute, um andere Wege und ferne Ziele zu finden. Sie entdeckten die Azoren, weit draußen im Atlantik, eroberten Madeira und Porto Santo, und sie hangelten sich immer weiter Afrikas Küste hinunter Richtung Süden.

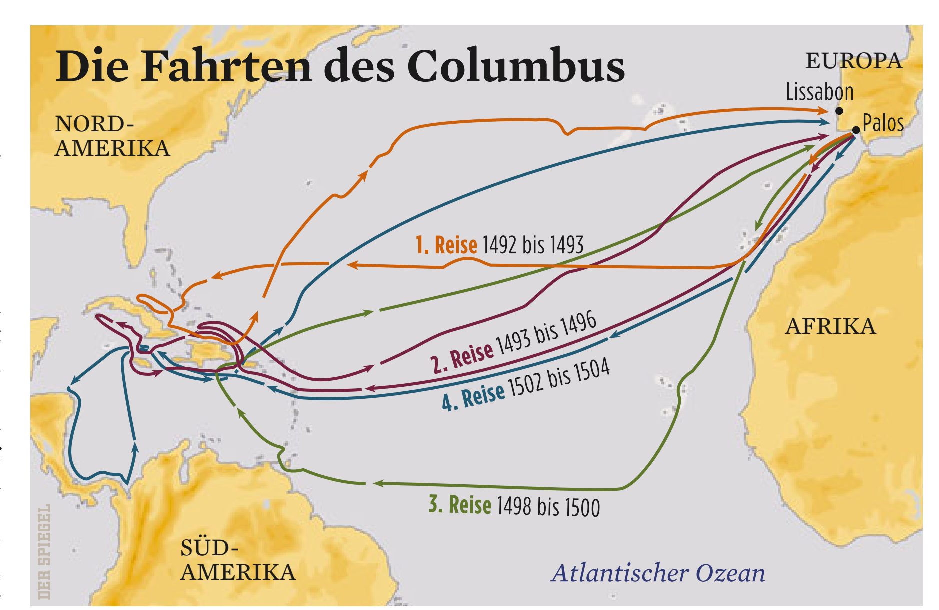
Ihre Entdeckungen passten noch ins Weltbild. Erst Columbus dann nahm den Menschen die alten Weltkarten weg und stellte ihnen einen Globus unübersehbar vor die Augen, rund und bunt und voller Verheißungen. Auf einmal fielen Grenzen, auf einmal gab es Reichtümer und Reiche zu gewinnen, gab es Verlockungen, Gefahren. Es begann auch eines der größten Verbrechen der Menschheit, denn natürlich gehörte den Europäern dieses ganze neue Land keineswegs. Aber bald schon waren mit dem Segen von Krone und Kirche ganze Völker und Kulturen ausgerottet.

Spanier und Portugiesen nahmen sich den Süden, Engländer und Franzosen später den Norden. Die Araber etwa, oder die Chinesen, blieben außen vor. Die geraubten Reichtümer Amerikas bescherten Europa nach Columbus eine ungeheure Blüte, durch ihn begann ein europäisches Zeitalter.

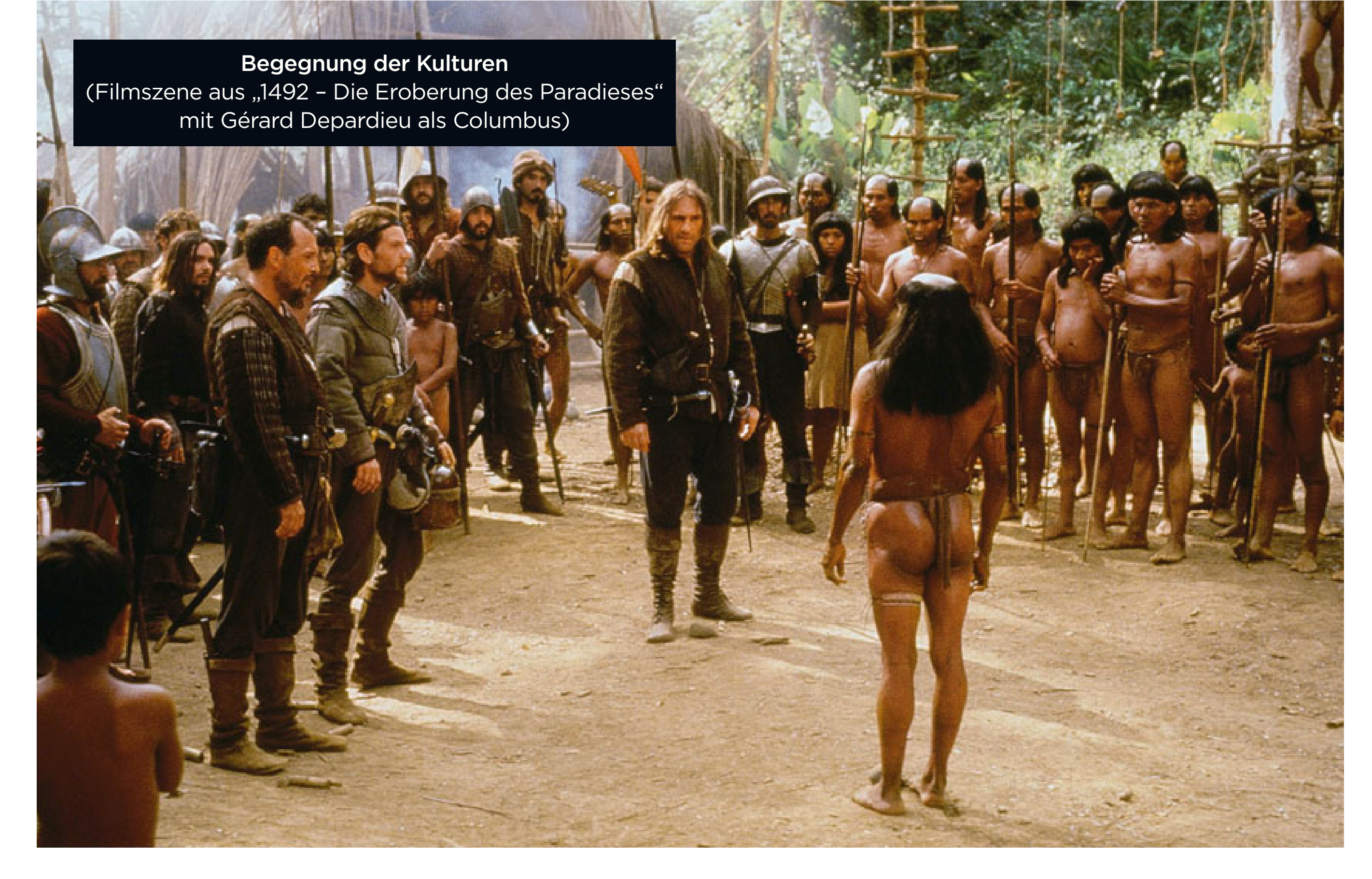
Die Historiker wissen heute viel über Columbus und darüber, wie sein großer Plan entstand. Und jedes Jahr finden sie Neues heraus. Der Schlüssel dazu liegt in Sevilla, Spanien. Neben der Kathedrale steht dort ein zweistöckiger Bau aus dem 16. Jahrhundert, das „Archivo General de Indias“, Spaniens Kolonialarchiv. Kommen dürfen eigentlich nur Wissenschaftler, die Archivare hüten über 40 Millionen Dokumente, die ältesten von 1492. Ein Teil davon liegt immer noch seit Jahrhunderten ungelesen in Kisten auf Mahagoniregalen. Es sind Ladelisten von Schiffen, Beschwerden, Kassenbücher, Briefwechsel. Die Spanier waren Extremisten der Bürokratie.

Columbus hat viel geschrieben. Da sind Briefe, Notizen, Anweisungen. Dazu gibt es sein Testament, das Bordbuch der ersten Entdeckungsreise und das sogenannte Buch der Privilegien mit Beweisen für seine Rechte und Titel. Und das alles ist erst der Anfang.

Denn nebenan liegt hinter einer unscheinbaren Tür in der Außenmauer der Kathedrale die „Biblioteca Colombina“ verborgen, Zutritt nur mit Empfehlung und nach einer Sicherheitskontrolle. Wer lesen will, tut das unter Aufsicht eines Wachmanns. Denn in den Regalen steht der Nachlass von Columbus' Sohn Fernando, darun-



AKG



Begegnung der Kulturen
(Filmszene aus „1492 – Die Eroberung des Paradieses“ mit Gérard Depardieu als Columbus)

ter all jene Bücher, die der Vater gelesen hat, zerfleddert und angesengt viele, Schätze trotzdem. Denn wenn Columbus las, dann schrieb er seine Gedanken und Ideen an die Ränder der Seiten. Über 3000 seiner sogenannten Marginalien sind bis heute gezählt.

Eine dieser Marginalien markiert die Zeit, von der an Columbus sich spätestens intensiv mit dem Seeweg zwischen Europa und Asien befasst: 1476 waren er und sein kleiner Bruder Bartolomeo plötzlich in Portugals Hauptstadt Lissabon aufgetaucht – wie und warum, das ist eines der noch ungelösten Rätsel im Fall Columbus.

Sie eröffneten eine Kopierwerkstatt für Seekarten. Karten waren Herrschaftswissen in dieser Zeit der Entdeckungen. Und Columbus zeichnete gut. Es gab die braven Karten des Mittelmeeres, aber immer häufiger nun auch Karten, die ferne Inseln im Ozean zeigten. Auf manchen Karten wurden sie Brendans-Inseln genannt.

Denn in Irland kursierte eine Legende, die war schon tausend Jahre alt. Danach soll der später heiliggesprochene Mönch Brendan mit Getreuen in einem Boot aus Ochsenhäuten über den Ozean gesegelt sein. Inseln und ein Festland habe er gesehen.

Schon ein Jahr nach seiner Ankunft in Lissabon segelte Columbus ausgerechnet nach Irland – und was ihn dort interessiert haben dürfte, ergibt sich aus einer der Marginalien, die er in sein Exemplar der Naturgeschichte „Historia Rerum“ kritzelte: „Männer aus Cathay, das im Osten liegt, kamen hierher. Wir haben viele bemerkenswerte Dinge gesehen, vor allem in Galway in Irland.“ Cathay, das war China.

Und dann reiste Columbus weiter, so erzählte er es Fernando, nach „Thule“, heute wohl Island. Dort waren andere Sagen noch lebendig, nach denen die Wikinger um das Jahr 1000 herum ebenfalls Länder weit im Westen entdeckt hätten: Vinland, Helluland, Markland. Legenden?

1960 bewiesen Forscher, dass die Wikinger tatsächlich in Neufundland waren, vielleicht auch weiter südlich. Und 1976 demonstrierte ein irischer Geograf und Abenteurer, dass man mit einem Ochsenleder-Boot Amerika erreichen kann – und dass Details der Brendan-Legende zur Route von Irland über Nordamerika Richtung Karibik passten.

Nur: Wenn Brendan tatsächlich gesegelt sein sollte, dann suchte er ja, so die Mär, das Gelobte Land Gottes. Als er das nicht fand, fuhr er wieder heim. Und die Wikinger? Sie hatten Island entdeckt und Kabeljau gefangen. Dann stießen sie vor nach Grönland und fischten Kabeljau. Von dort segelten sie nach Amerika und fingen Kabeljau. Der Fisch war überall der gleiche, ansonsten hatten sie keine Ideen, was sie mit diesem Land anfangen sollten. Irgendwann sind sie davongesegelt. Die Zeit war noch nicht reif, einen neuen Kontinent zu entdecken.

Zurück in Lissabon, näherte Columbus sich um 1479 Dona Felipa Perestrello e Moniz. Die Adlige hatte zwei Probleme: Unverheiratet mit 25 galt sie damals schon fast als alte Jungfer. Und ihre Familie hatte nicht mehr genug Geld für eine standesgemäße Mitgift.

Der Einwanderer Columbus heiratete Dona Felipa trotzdem sofort. Denn ihr verstorbener Vater war quasi ein Kollege: Dem alten Kapitän Perestrello hatte Heinrich der Seefahrer für seine Dienste die kleine Insel Porto Santo bei Madeira als Lehen gegeben. Seine Witwe, Dona Felipas Mutter, kannte zudem die halbe Admiralität Portugals.

Columbus und Felipa zogen nach Porto Santo, und er sammelte weitere Mosaiksteine für seinen großen Plan. Die Menschen auf der Insel erzählten ihm, dass schon mal seltsames Zuckerrohr angeschwemmt werde, wie es in Indien wachsen soll. Auch von geschnitzten Hölzern wussten sie. Und er erfuhr von zwei Leichen, die auf einer Azoren-Insel angespült worden seien – „mit breiten Gesichtern und überhaupt von ganz anderem Aussehen als Christenmenschen“, so später sein Sohn Fernando – Menschen aus einer anderen Welt, angetrieben im Sturm.

Bald erkannte Columbus wohl, dass der Atlantik funktioniert wie ein gigan-

CINETEXT

tischer Wirbel: Im Süden treiben Winde und Strömungen alles, was schwimmt, Richtung Westen. Heute nennen Seeleute diese Zone den Passatwind-Gürtel. Im Norden hingegen, etwa auf Höhe der Azoren, weht der Wind meist von West nach Ost – die Westwind-Drift. Weil er das wusste, segelte Columbus dann Jahre später im Süden Richtung Westen und dann im Norden zurück Richtung Osten. Jetzt war sein Plan nahezu perfekt.

Seine Schwiegermutter besorgte ihm wohl mit ihren Kontakten noch eine Bestätigung von weit oben: Bei der portugiesischen Krone lag ein geheimer Brief mitsamt der Karte eines der führenden Geografen der Zeit. Der Florentiner Paolo dal Pozzo Toscanelli hatte für den König alle Informationen von Diplomaten, Händlern und Navigatoren zusammengefasst. Sein Ergebnis: Es musste Land da draußen geben, die große Insel Antilia zum Beispiel. Und dieses Land konnte nicht zu weit weg sein. Bis China seien es vielleicht 5000 Meilen, gut zu schaffen.

Columbus' Plan hatte also Toscanellis Segen. Trotzdem lehnten es die Portugiesen ab, ihm Schiffe zu geben. Denn die Kommission der Nautiker des Königs hielt die Weltkugel für größer, als Toscanelli und Columbus schätzten. Bis China seien es mindestens 12 000 Meilen, unerreichbar.

Die Experten hatten recht, aber sie verspielten ein Weltreich. Die Erde war tatsächlich größer, als Columbus und Toscanelli dachten. Doch die Nautiker wussten nicht, dass zwischen Europa und China noch ein ganzer Kontinent liegt – und bis dorthin waren es eher Toscanellis 5000 Meilen als ihre 12 000.

Die Portugiesen wollten auch deshalb nichts von Columbus wissen, weil sie schon eine Option auf den Seeweg nach Indien und China hatten: 1487 erreichte Bartolomé Dias das südliche Ende Afrikas und hatte von dort freien Blick nach Norden und Osten. Es sah alles nach einem Weg Richtung China aus, nach einem langen und mühsamen. Aber diese Chance reichte dem König in Lissabon. Er setzte auf Dias.

Columbus suchte sein Glück nun in Spanien. Königin Isabella hatte aber zunächst anderes im Kopf, sie führte Krieg gegen die Mauren. Aber nur Tage nach dem Fall der letzten großen arabischen Festung Granada, noch im Feldlager, sagte die spanische Regentin Columbus Schiffe zu.

Einige Männer hatten dafür heftig geschoben und gedrückt. Zwei Mönche des Klosters La Rábida beim Hafenstädtchen Palos in Südspanien zum Beispiel, einer davon Beichtvater der Königin. Die Mönche glaubten an Columbus, sie kannten ihn lange, hüteten manchmal seinen Sohn, und La Rábida war oft Columbus' letzte Zuflucht. Als er komplett pleite war, organisierten die Mönche ihm zum Beispiel einen Maulesel zum Reiten. Den spendierte einer ihrer Freunde, ein Kapitän aus Palos. Sein Name war Martín Alonso Pinzón. Columbus konnte Pinzóns Karavelle vom Kloster auf dem Berg aus sehen, das Schiff ankerte häufig unten im Flussdelta. Es hieß „Pinta". Es sollte eines der berühmtesten kleinen Schiffe der Weltgeschichte werden.

Und noch ein anderer Mann kreuzte im Feldlager vor Granada auf: Gianotto Berardi, schwerreicher Abgesandter des mächtigen Medici-Clans aus Italien und dazu auf eigene Rechnung einer der größten Sklavenhändler der bekannten Welt. Er hatte auch einen Assistenten mitgebracht, Amerigo Vespucci hieß der, aber der war da noch unwichtig.

Eine führende Columbus-Forscherin aus Spanien hat den Deal rekonstruiert, der in den Tagen vor Granada ausgeheckt wurde: Die Krone und Berardi zahlten, Columbus brachte die Idee ein. Bei Erfolg sollte die Krone die Schätze erhalten, für Columbus waren gigantische Ländereien gedacht nebst dem Titel „Vizekönig".

Und der Sklavenhändler, der bisher Afrikaner verschleppte, sollte die Menschen bekommen.

Die Portugiesen wiesen ihn ab – das war Spaniens Glück.



Quadrant zur nautischen Positionsbestimmung (Deutsches Technikmuseum Berlin)

Doch das Kalkül ging nicht auf. Viermal segelte Columbus auf die andere Seite des Ozeans. Er entdeckte Kuba, Hispaniola und die Bahamas, die Kleinen Antillen, Jamaika, Puerto Rico, Trinidad, Venezuela, Honduras, Nicaragua, Costa Rica, Panama und Kolumbien. Nur Gold fand er so gut wie keins. Und die Indianer, die schon auf der zweiten Reise als Sklaven verschleppt wurden, überlebten nicht einmal die Reise nach Europa.

Am Ende hassten die Partner sich. Der Admiral starb, verachtet und von allen Mächtigen fallengelassen, 1506 in einem kleinen Haus in der spanischen Provinzstadt Valladolid.

Bereits zuvor hatte das gescheiterte Abenteuer den Kumpan Berardi in den Bankrott getrieben. Dessen Assistent Vespucci wickelte die Sklavenfirma nun ab. Der Mann mit dem schönen Vornamen Amerigo reiste dann selbst ein wenig herum und schrieb farbige Schilderungen, in denen er sich als Entdecker gerierte.

Das Werk wurde ein Bestseller, auch ein deutscher Kartograf glaubte die Prahlereien (siehe Seite 43). Er taufte als Erster die Landmasse, die nun seine Karten füllte. Deshalb heißt Columbus' Neue Welt jetzt nach dem ehemaligen Laufburschen eines bankrotten Sklavenhändlers: „Amerika".

MAURICE WEISS / OSTKREUZ

Im Jahr 1498 entdeckte Vasco da Gama den Seeweg nach Indien, den Columbus 1492 gefunden zu haben glaubte. Portugal wurde Weltmacht, und die erste Globalisierung nahm ihren Lauf.

Am Ziel eines Traumes



Vasco da Gama sticht am 8. Juli 1497 bei Lissabon am Fluss Tejo in See. (Lithografie, undatiert)

AKG

Von **THILO THIELKE**

Der Name des Berichterstatters ist unsicher. Man weiß aber, dass er ein portugiesischer Seemann war, dass er an Vasco da Gamas großer Reise teilnahm und dass er auf der „São Rafael“ diente – einem Schiff, das vom Bruder des Entdeckers, Paulo da Gama, kommandiert wurde. Seine Aufzeichnungen sind als „Roteiro da viagem de Vasco da Gama em 1497“ bekannt geworden und beginnen mit dürren, frommen Worten:

„Im Namen Gottes, amen! Im Jahre 1497 entsandte König Dom Manuel, der erste dieses Namens in Portugal, vier Schiffe auf Entdeckungen, die nach Gewürzen fahren sollten. Als Kommandant dieser Schiffe fuhr Vasco da Gama, und von den anderen Schiffen befehligte eines sein Bruder Paulo da Gama und ein anderes Nicolao Coelho. An einem Samstag – es war der 8. Juli besagten Jahres 1497 – traten wir von Rastello aus unsere Fahrt an, die Gott der Herr wolle zum Ziel führen lassen. Amen!“

Noch mehr als 500 Jahre später gilt die Expedition, die damals begann, als eines der großen Ereignisse der Weltgeschichte: die Entdeckung des Seewegs von Europa nach Indien. Fünf Jahre vor Beginn des portugiesischen Abenteuers hatte Christoph Columbus im Westen Amerika gefunden, das er für Indien hielt. Nun aber sollte Afrika umrundet und die Fahrt nach Osten erfolgreich bis Indien fortgesetzt werden.

Die Angst vor dem Unbekannten war besiegt und Portugal nicht länger auf den mühseligen, von Türken, Arabern und Persern beherrschten Landweg nach Indien angewiesen.

Schiffe, vollbeladen mit Pfeffer und anderen kostbaren Gewürzen, mit feinen Stoffen und Edelmetallen, konnten nun weitgehend unbehindert Lissabon erreichen – allein die Tücken der Ozeane bedrohten sie fortan. Und Portugal wurde für einige Jahrzehnte die



Da Gama überreicht 1502 dem indischen Radscha Samurin von Calicut einen Brief des portugiesischen Königs Manuel I. (Holzstich nach einem Gemälde, um 1890)

ULLSTEIN BILD / AKG

beherrschende Seemacht im Indischen Ozean.

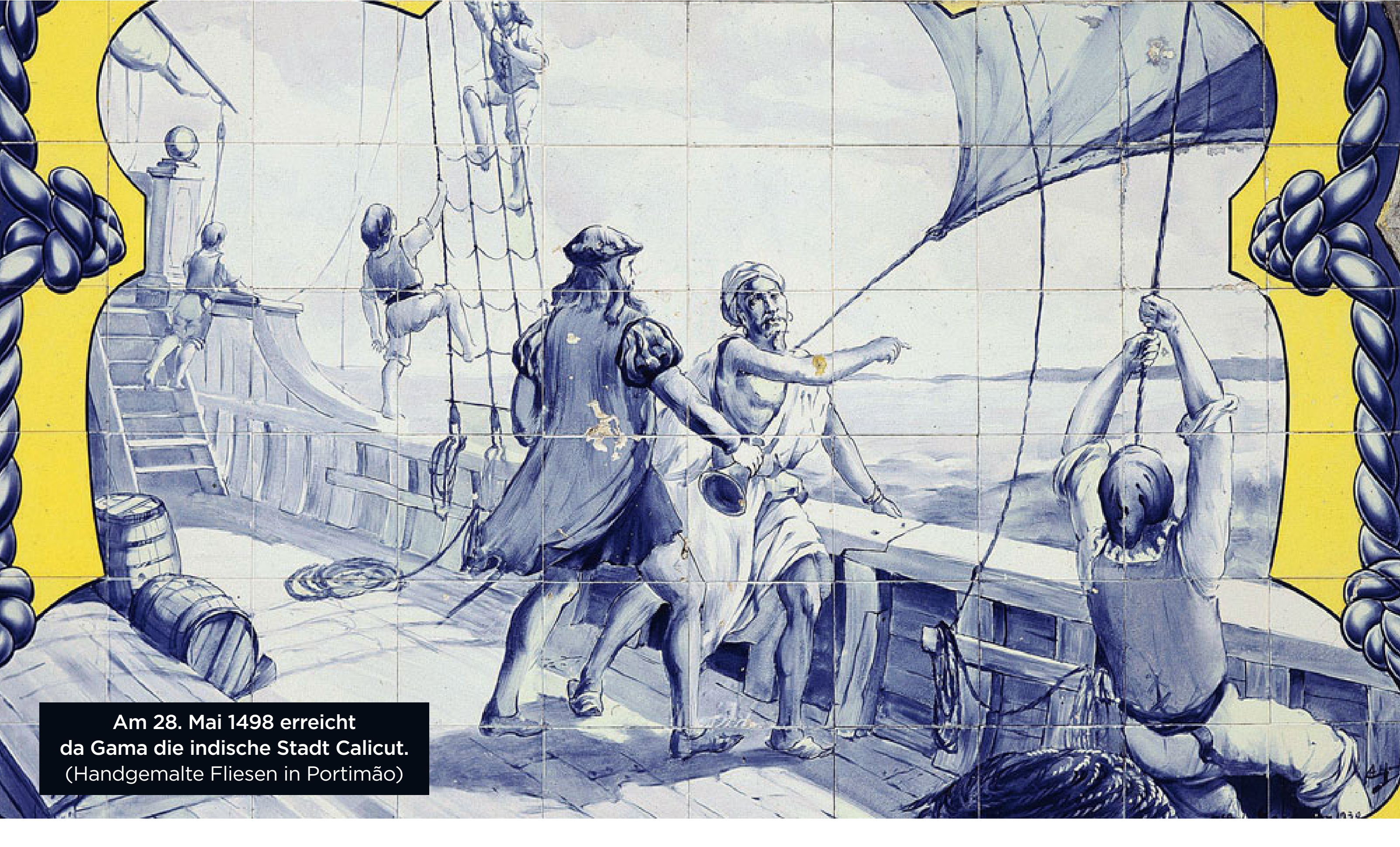
Nur kurze Zeit später würde Pedro Álvares Cabral, ein anderer portugiesischer Kommandant in da Gamas Fahrwasser, bei der Umschiffung gefährlicher Strömungen vor der Westküste Afrikas zu weit nach Südwesten abgetrieben werden – und dabei zufällig Brasilien entdecken. So begann an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert die Herrschaft des weißen Mannes über weite Teile der Menschheit.

Der Wiener Historiker Peter Feldbauer beschreibt die Ära nach Vasco da Gamas Entdeckung so: „Einige missionsbegeisterte, land-, macht-, gold- und profithungrige portugiesische Könige, Adelige, Kaufleute und Abenteurer“ seien die treibenden Kräfte gewesen. Es begann ein „sukzessive den gesamten Erdball umfassender Prozess zunehmender Kontaktaufnahme und Konfrontation, vielfältiger Kommunikation sowie intensiven Kenntnistransfers in alle Richtungen“.

Waren sich die Beteiligten der historischen Bedeutung ihres Tuns bewusst? Es sieht ganz danach aus.

Kurze Zeit, bevor die große Fahrt losgehen sollte, hat Portugals König Dom Manuel der Überlieferung nach seinen Schiffskommandanten Vasco da Gama und die wichtigsten Offiziere zu sich auf die Burg Montemór o Novo geladen. Chronisten schildern eine feierliche Audienz; die wichtigsten Persönlichkeiten des Hofes waren gekommen, die höchsten Würdenträger der Kirche trugen ihre Zeremonialgewänder.

„Da mein Königreich neue Titel, neue Gewinne und Einkünfte von der Küste Äthiopiens [das heißt Afrikas] erhalten hat, das praktisch längs der ganzen Küste erforscht ist“, hob der fromme Monarch nach Darstellung des Schriftstellers João de Barros an, „wie viel mehr können wir erhoffen, wenn wir in unserem Streben fortfahren, die orientalischen Reichtümer zu erwerben, welche



Am 28. Mai 1498 erreicht da Gama die indische Stadt Calicut. (Handgemalte Fliesen in Portimão)

die Autoren der Antike so preisen, ein Teil welcher Reichtümer, durch Handel erworben, solch mächtige Staaten wie Venedig, Genua, Florenz und andere sehr große Städte Italiens noch erhöht hat!“ Dann lobte er die wenige Jahre zuvor erfolgte Vertreibung der Mauren „aus diesem Teil Europas und Afrikas“, versprach da Gama und seinen Leuten „ruhmreiches Andenken“ als Lohn für die bevorstehenden Strapazen und mahnte die Abenteurer zu „Frieden und Eintracht“ bei ihrer riskanten Mission.

Nach dieser königlichen Ansprache soll da Gama vor seiner Majestät niedergekniet sein, das seidene Banner des Christusordens – ein rotes Kreuz auf weißem Grund – entgegengenommen und den Treueeid geschworen haben: „Ich, Vasco da Gama, der ich jetzt von Euch, allerhöchster und mächtigster König, mein Lehnsherr, den Befehl erhalten habe, auszuziehen und die Meere und Länder Indiens und des Orients zu entdecken, schwöre auf das Zeichen dieses Kreuzes, auf das ich meine Hände lege, dass ich im Dienste des Allerhöchsten und Euer selbst es aufrechterhalten und es angesichts der Mauren, Heiden oder anderen Ungläubigen, denen ich begegnen könnte, nicht verlassen werde.“

Wenig später stachen die Schiffe in See: zwei Dreimaster von 100 und 120 Tonnen; das größere, die „São Gabriel“, mit 20 Bombarden, mauerbrechenden Geschützen, bestückt; dazu ein Vorratsschiff und die „Bérrio“. An Bord befanden sich etwa 170 Mann, unter ihnen ein Dutzend Sträflinge. Einige von diesen waren zum Tode verurteilt, aber für die lebensgefährliche Expedition begnadigt worden: Sie sollten später ausgesetzt werden, um Neuland zu erkunden. Etliche schwarze Sklaven, die portugiesische Eroberer bei früheren Expeditionen gefangen hatten, waren als Dolmetscher an fremden Küsten vorgesehen. Außerdem: Navigatoren und Matrosen, Soldaten, Stückmeister und Hornisten, ein Chirurg, Reepschläger und Büchsenmacher, Köche und Kajütenjungen. Viele der Seeleute waren schon mit Bartolomeu Diaz gesegelt, der ein Jahrzehnt zuvor als erster Europäer die Südspitze Afrikas umsegelt hatte, sie verfügten also über Erfahrung auf fremden Meeren.

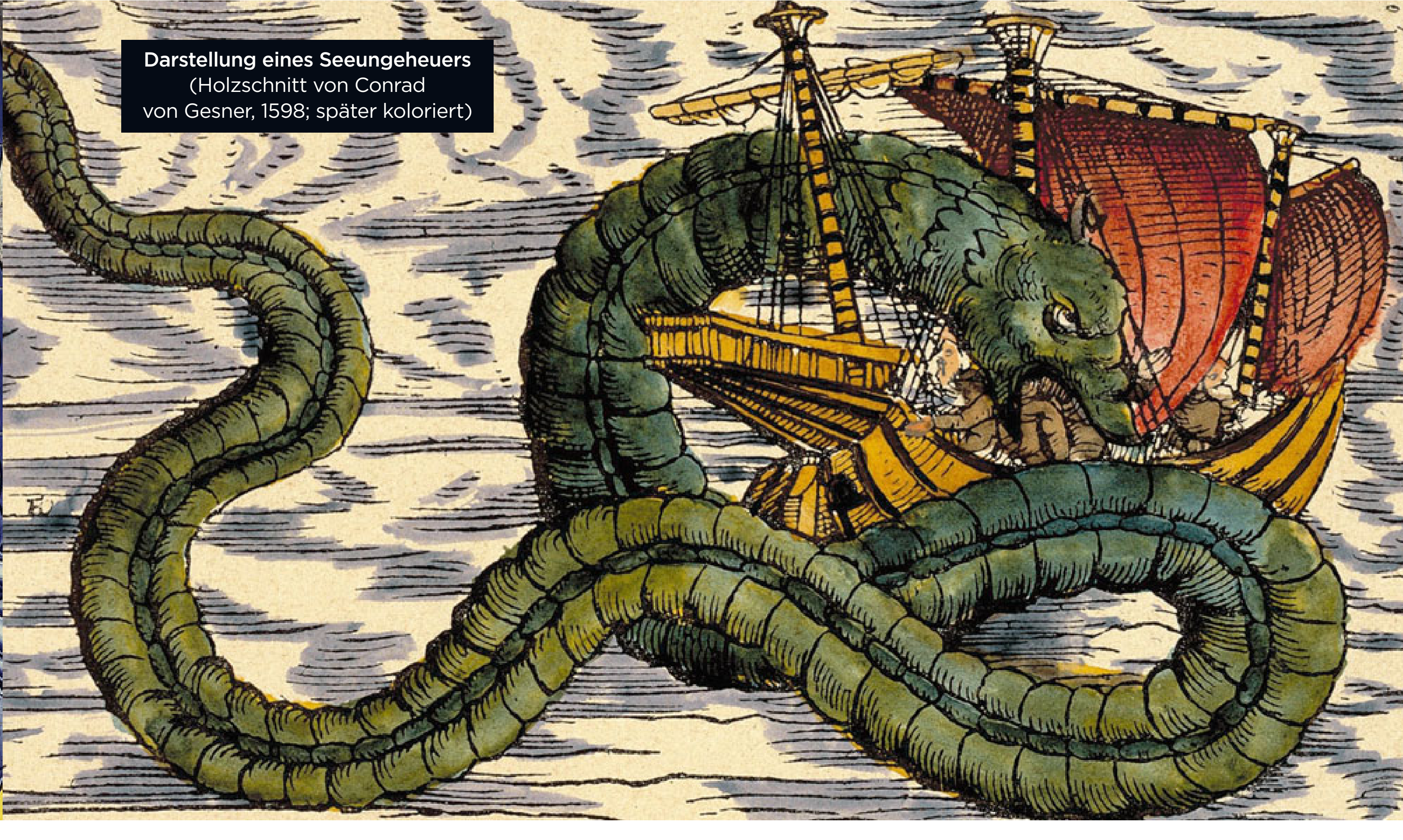
Auch bei der Zusammenstellung der Ladung hatte jener große Entdecker tatkräftig Hilfe geleistet. Selbstverständlich waren die damals modernsten nautischen Geräte an Bord. Zum Tauschen oder Verschenken lud man Stoffe, Korallen, Hüte und Kapuzen, weil man sich an den Erfahrungen mit den anspruchslosen Afrikanern orientierte – was sich als Irrtum erweisen sollte.

So ging es vom Fluss Tejo, nur ein paar Kilometer von Lissabon entfernt, hinaus: „So wollten wir zu jenen Meeren gehen / Wohin sich noch kein Menschenweg erstreckt“ – wie es Luís de Camões in seinem portugiesischen Nationalepos „Die Lusiaden“ 75 Jahre später besingen würde. An Deck bliesen die Trompeter eine Fanfare, Musikanten wirbelten auf ihren Kesselpauken. Flöten und Tamburins erklangen. Flaggen und Wimpel flatterten. Die Soldaten trugen glänzende Rüstungen, Dutzende von Booten eskortierten die Ausfahrenden.

An Bord waren etwa 170 Mann, unter ihnen ein Dutzend Sträflinge.

Die Ära von Portugals Entdeckungs- und Eroberungsfeldzügen hatte im Jahr 1415 begonnen, als drei Söhne des portugiesischen Königs Johann I. einen Kreuzzug gegen das marokkanische Ceuta anführten und die reiche arabische Handelsstadt im Handstreich eroberten. Erstmals hatte Portugal nach

GIANNI DAGLI ORTI / THE ART ARCHIVE / NO VALUE SET



Darstellung eines Seeungeheuers (Holzschnitt von Conrad von Gesner, 1598; später koloriert)

AKG

einem überseeischen Territorium gegriffen.

Fortan keimte in Henrique – dem dritten Sohn des Königs, der schon bald den Beinamen „o navegador", der Seefahrer, bekommen sollte – der Wunsch nach weiterer Eroberung der Meere. Heinrich der Seefahrer träumte von der Umrundung Afrikas, von der Schaffung einer portugiesischen Seemacht, von der Entsendung christlicher Missionare in die von Heiden bewohnten Gebiete und vom profitablen Handel mit anderen christlichen Ländern.

Ab 1422 schickte er, der selber kaum je zur See gefahren war, jährlich eine Expedition auf die Reise, um das Kap Bojador zu umrunden. „Ausbauchendes Kap" nannten die Portugiesen eine Stelle südlich der Kanarischen Inseln, im heutigen Westsahara gelegen. Bei den Seeleuten der damaligen Zeit war dieses Gebiet berüchtigt und gefürchtet. Schon die Phönizier hatten sagenhafte Geschichten darüber verbreitet: von Magnetbergen und einer Sonne, die so heiß sei, dass sie die Nägel aus den Schiffsplanken lösen könne.

Jahrhundertlang wurde phantastisches Seemannsgarn überliefert und weitergesponnen: dass vor der afrikanischen Küste Seeungeheuer ihr Unwesen trieben, Sirenen und böse Geister. Und dass sich hinter dem ausbauchenden Kap das Ende der Welt verberge.

In den Schreckensgeschichten steckte ein Körnchen Wahrheit. Vor der afrikanischen Westküste lauern gefährliche Untiefen, Strudel und schwierige Winde. Sandbänke und Riffe schieben sich in den Atlantik, und der Wüstenwind Harmattan treibt dichte Wolken aus rötlichem Sand übers Meer. Bis 1434 scheiterten deshalb alle Expeditionen am Kap Bojador.

Dann endlich gelang es Gil Eanes, einem Schildknappen Heinrichs, die Barriere zu überwinden. Statt sich, wie damals noch üblich, nahe an der Küste zu halten, segelte er mit seinem Zweimaster weit nach Westen hinaus, drehte dann nach Süden und umrundete das Kap Bojador weiträumig.

Nun gab es kein Halten mehr für Heinrich. Während die von ihm entsandten Entdecker immer wieder die afrikanische Küste hinabsegelten, baute er seinen Hof zu einer Art Wissenschaftszentrum aus. In einem Observatorium im Süden des Landes wurden die besten Navigatoren, Schiffsbauer und Kartografen aus aller Welt zusammengezogen. Portugiesische Seefahrer wurden verpflichtet, ausführlich von ihren Reisen Bericht zu erstatten, Karten anzulegen und Wege zu markieren. Die portugiesischen Geheimnisse wurden sorgsam gehütet. Empfindliche Strafen drohten jedem, der plauderte. Ein Netz von Spionen in fremden Häfen und Handelszentren wachte über diese Staatsräson.

Auch die sensationelle Meldung über den Eanes-Coup hielt Heinrich zunächst unter Verschluss; er ließ sich erst von seinem Vater, dem König, das Monopol für den Handel südlich des Kaps garantieren. Das war wie eine Lizenz zum Gelddrucken, wie sich herausstellte. Bald entwickelte sich der Handel mit afrikanischen Sklaven zu einem der wichtigsten Wirtschaftszweige der aufstrebenden Nation (siehe Seite 98).

Die Überwindung des Kap Bojador war wie eine Befreiung, nun ging alles schnell. 1445 hatten es die Schiffe Heinrichs bis zum Kap Verde geschafft, bereits ein Jahr später drangen sie zur Mündung des Senegal-Flusses vor. Dann jedoch tauchte eine ganz andere Bedrohung im Osten auf: Konstantinopel, die Hauptstadt des byzantinischen Reichs, fiel 1453 in die Hände osmanischer Truppen. Der Indien-Handel geriet nun komplett unter die Kontrolle der Muslime, Luxusgüter aus Fernost, Seide, Juwelen und Gewürze, wurden fast unerschwinglich. Und dieser Handel lief meist über Venedig.

Kein Wunder, dass in Portugal der Gedanke, das islamische Kontinental-

hindernis auf dem Seeweg zu umgehen, zur fixen Idee wurde. Sie überdauerte Heinrichs Tod im Jahr 1460.

Vom Afrika-Handel profitierte zunächst hauptsächlich die Krone. 1469 verpachtete König Alfons V. das Geschäftsprivileg an einen Lissaboner Kaufmann – mit der Auflage, jedes Jahr einhundert Léguas, rund 500 Kilometer, weiter entlang der afrikanischen Küste vorzustoßen. Zwei Jahre später bereits wurde der Äquator überschritten, 1482 der Kongo erreicht, 1485 die Küste des heutigen Namibia.

Die rasche Expansion verschärfte den Streit mit dem iberischen Nachbarn. Man fand zunächst einen Kompromiss, indem Portugals König Alfons V. die Ansprüche auf den kastilischen Thron aufgab, die er aus seiner Ehe mit der Tochter des spanischen Königs Heinrich IV. ableitete. Im Gegenzug wurde Alfons V. die Oberhoheit über die afrikanischen Entdeckungen zugestanden. Im Jahr 1481 bestätigte Papst Sixtus IV. in der Bulle „Aeterna Regis“ diese Regelung. Das genügte aber nicht, um die beiden rivalisierenden Seemächte langfristig zu besänftigen.

Papst Alexander VI. sah sich 1494 genötigt, erneut zwischen den iberischen Großmächten zu vermitteln: Er teilte im Vertrag von Tordesillas die Welt auf (siehe Seite 63).

Zwischenzeitlich war dem Portugiesen Bartolomeu Diaz schon der nächste seefahrerische Durchbruch gelungen: die Umrundung der Südspitze Afrikas. Für Diaz war dieses später berüchtigte Seefahrergrab das „Kap der Stürme“. Sein König aber taufte es, weil es nun nicht mehr weit sein konnte nach Indien, in „Kap der Guten Hoffnung“ um.

Der ersehnte Triumph der Indien-Entdeckung blieb Diaz aber verwehrt. Geplagt von Heimweh, Skorbut und tosender See, verweigerte seine Mannschaft nach der Umrundung Afrikas die Weiterfahrt und zwang den Kommandeur zur Heimkehr nach Lissabon. So nah er seinem Ziel auch gekommen war – es blieb einem anderen vorbehalten, bald das letzte, Ruhm und Reichtum verheißende Stück Wegs zu bewältigen.

Die Historiker streiten bis heute darüber, warum König Manuel nicht dem erfahrenen Seemann Diaz das Kommando der entscheidenden Expedition anvertraute, sondern dem gerade 28-jährigen Adligen Vasco da Gama. Hatte Bartolomeu Diaz zu viel Schwäche gezeigt, als er sich seiner rebellierenden Mannschaft beugte? Oder fürchtete man am Hof, dass Diaz, der für die Krone schon fast 2250 Kilometer Küste erkundet hatte, zu mächtig werden könnte? Es war charakteristisch für die portugiesischen Herrscher, immer wieder andere Männer an die Spitze der Expeditionen zu stellen.

Der Chronist António Galvão hat die persönliche Tragödie von Diaz beklagt: „Man kann sagen, dass er das Land Indien, wie Mose das Gelobte Land, nie betreten durfte.“

Einige Jahre nach da Gamas Triumph ging dessen großer Wegbereiter Bartolomeu Diaz bei seinem letzten Versuch, Indien zu erreichen, in einem Orkan irgendwo vor der Südküste Afrikas unter.

Der glücklichere Vasco da Gama wurde um 1469 geboren, über seine Jugend ist wenig bekannt. Belegt ist, dass er 1480 in den Ritterorden von Santiago eintrat und 1492 von König Johann II. mit einer Strafexpedition an die Algarve beordert wurde, um an französischen Handelsschiffen Vergeltung für Überfälle von Korsaren zu üben.

Wie es dazu kam, dass 1497 ausgerechnet ihm das Kommando über die Indien-Expedition angetragen wurde, bleibt unklar. Immerhin war es eine der am besten vorbereiteten und wichtigsten Expeditionen der damaligen Zeit. Columbus hatte Amerika, das er zeitlebens starrsinnig für Indien hielt, ja eher zufällig entdeckt. Da Gamas Durchbruch war dagegen sorgsam vorbereitet. Bartolomeu Diaz begleitete den jungen Entdecker ein Stück weit.

Nach gut vier Monaten erreichten die Portugiesen das Kap der Guten Hoffnung. Wann immer sie sich dem Land näherten, schmückten die Entdecker ihre Schiffe „mit Fahnen und Standarten“, legten Galakleidung an und feuerten Böllerschüsse ab: So hat es der anonyme Reiseteilnehmer in seinem Bericht überliefert.

Sie trafen auf „Menschen von brauner Hautfarbe, die sich von Seelöwen ernähren, von Walfischen, Gazellenfleisch und von Pflanzenwurzeln. Sie gehen in Felle gekleidet und tragen über



Heinrich der Seefahrer (Gemälde von Adriano de Sousa Lopes, 1940)

Der spanisch-portugiesische Vertrag von Tordesillas

DIE AUFTEILUNG DER WELT

Nachdem Columbus 1492 für die spanische Krone Amerika erreicht hatte, verschärfte sich die Konkurrenz zwischen den Seemächten Portugal und Spanien. Papst Alexander VI., für beide katholischen Monarchien die höchste Autorität, trat als Schiedsrichter auf. Im Mai 1493 legte er in der Bulle Inter caetera eine Trennlinie fest, die 100 Léguas (etwa 500 Kilometer) westlich der Kapverdischen Inseln in Nord-Süd-Richtung von Pol zu Pol durch den Atlantischen Ozean lief. Alle Territorien, die westlich dieser Linie lagen (Amerika) wurden den spanischen Königen und ihren Erben zugesprochen, alle Gebiete östlich davon (Afrika und Asien) fielen an Portugal. Ein portugiesischer Einspruch führte zu Neuverhandlungen mit dem Ergebnis, die Linie auf etwa 1800 Kilometer westlich der Kapverdischen Inseln zu verschieben. Die neue Linie erlaubte es den Portugiesen wenige Jahre später, das östlich davon gelegene Brasilien zu kolonisieren.



Vertrag von Tordesillas

Der Wortlaut dieses am 7. Juni 1494 in Tordesillas geschlossenen Vertrags wurde von beiden Ländern gemäß den jeweiligen Interessen interpretiert; immer wieder gab es Streit. So beanspruchten beide Mächte die indonesischen Molukken als profitable Gewürzinseln.

Die anderen großen Seemächte der Zeit – England, Frankreich, Holland – erkannten den Vertrag von Tordesillas nicht an, da er ihre eigenen imperialen Ambitionen ignorierte. Juristisch gesehen, handelte es sich um ein Rechtsgeschäft zu Lasten Dritter: Die Einwohner der verschacherten Gebiete wurden nicht gefragt. *Rainer Traub*

TEXTAUSZÜGE:

Soweit es zwischen *den vertragschließenden Herrschern eine gewisse Zwistigkeit über das gibt, was jedem von ihnen von dem gehört, das ab heute, dem Datum dieses Vertrages, im Ozean zu entdecken bleibt, gefällt es Ihren Königlichen Hoheiten zum Wohl des Friedens und der Eintracht und zur Erhaltung der Verwandtschaft und Liebe, die den König von Portugal mit dem König von Aragón und der Königin von Kastilien verbinden, dass in ihrem Namen ihre Unterhändler aufgrund ihrer Vollmachten gewährten und genehmigten, es werde durch den westlichen Ozean eine Linie vom Nordpol zum Südpol gezogen, die 370 Seemeilen westlich der Kapverdischen Inseln verläuft und so genau und schnell wie möglich bestimmt werden soll. Alles, was bis jetzt von dem König von Portugal und seinen Schiffen nach Westen bis zu der genannten Linie und nicht darüber hinaus aufgefunden und entdeckt ist und künftig aufgefunden und entdeckt wird, seien es Inseln oder Festländer, bleibt und gehört dem König und seinen Nachfolgern für immer.*

Und alles andere, seien es Inseln oder Festländer, die von dem König und der Königin von Aragón und Kastilien und ihren Schiffen gefunden und entdeckt sind oder aufgefunden und entdeckt werden, wenn man von der festgelegten Linie weiter nach Westen fährt, bleibt und gehört dem König und der Königin von Kastilien und ihren Nachfolgern für immer …

Da die Schiffe des Königs von Aragón und der Königin von Kastilien, die von ihren Reichen nach den Gegenden jenseits der Linie fahren, notwendigerweise bis zu der Linie hin die Meere, die dem König von Portugal gehören, überqueren müssen, wird vereinbart und ausgemacht, dass diese Schiffe des Königs und der Königin von Kastilien-León und Aragón frei, sicher und in friedlicher Weise, ohne Widerspruch die genannten Meere, die dem König von Portugal verbleiben, auf dem Hin- und Rückweg durchfahren können …

Wenn diese Schiffe vor Erreichung der Linie eine Entdeckung machten, gehöre sie dem König von Portugal, und die Königlichen Hoheiten [Isabella von Kastilien und Ferdinand von Aragón] haben sogleich sie ihm übergeben zu lassen.“ (Zitiert nach: Richard Konetzke: „Lateinamerika seit 1492“. Stuttgart 1971)

AFP

ihren Geschlechtsteilen eine Art von Scheide. Ihre Waffen sind im Feuer gehärtete Hornstücke, die sie in Stöcke von wildem Ölbaum einsetzen.“ Beeindruckt berichtete der Chronist von Vögeln, „die sind so groß wie Enten und können nicht fliegen, weil sie keine Schwungfedern in den Flügeln haben, und man nennt sie Pinguine“.

Doch das Unternehmen war kein besinnlicher Ausflug wissbegieriger Völkerkundler. Mal wurden die herausgeputzten Fremdlinge von Küstenbewohnern angegriffen, mal von arabischen Händlern, die unangenehme Konkurrenz fürchteten. Meist sprachen die mitgeführten Bordkanonen das letzte Wort. Gelegentlich wurden Einheimische als Geiseln genommen oder auch gefoltert, indem man ihnen etwa siedendes Öl auf die Haut träufelte, und schließlich brutal ermordet.

„Dieser da Gama war ein Mann von eiserner Körperverfassung und grober Gemütsart“, urteilte der Historiker Charles Nowell, „ungebildet, brutal und gewaltsam.“ Und sein indischer Kollege Sanjay Subrahmanyam kommt zum Schluss, erst da Gama habe „den systematischen Gebrauch von Gewaltanwendung auf See“ eingeführt.

Seinen Leuten setzte nach Monaten ohne frische, vitaminreiche Kost der Skorbut zu – „es wurden uns dort viele Leute krank. Hände und Füße schwollen ihnen an, und das Zahnfleisch wucherte ihnen so über die Zähne, dass sie nichts mehr essen konnten“.

Am 7. April 1498 erreichte die Expedition endlich Mombasa im heutigen Kenia, die arabische Hafenstadt an der Ostküste Afrikas. Doch die muslimischen Händler empfingen die Ankömmlinge feindselig. Es kam zu einem Artilleriegefecht, so dass da Gama die Fahrt fortsetzte, bis er dann rund hundert Kilometer weiter nördlich in Malindi freundlicher aufgenommen wurde.

Ein Grund für das Entgegenkommen mag die Rivalität verschiedener arabischer Fürstentümer in der Region gewesen sein. Jedenfalls betrachtete der in Malindi residierende Scheich da Gama und seine Leute als Verbündete und versorgte ihre Schiffe mit Vorräten und Lotsen, die bei der Fahrt über den Indischen Ozean behilflich waren.

Denn im strengen Sinn „entdecken“ konnte da Gama auf seiner Reise wenig. Jede Seemeile der Route war von anderen schon zurückgelegt worden – auf portugiesischen Karavellen, afrikanischen Einbäumen oder arabischen Dhaus. Vasco da Gama gebührte allerdings das Verdienst, als erster alle Abschnitte nacheinander komplett bewältigt zu haben.

Mit Hilfe eines maurischen Lotsen gelang den Portugiesen in knapp vierwöchiger Fahrt die Überquerung des Indischen Ozeans vom afrikanischen Malindi zur Küste der südindischen Handelsstadt Calicut.

Zunächst erwartete sie dort eine freundliche Begrüßung. Von einer Menschenschar, die es fast unmöglich machte, durch die Straßen zu kommen, wusste der Chronist zu berichten: „Trommler, Trompeter und Schalmeienbläser kamen.“ Auf einem Diwan ruhend, gewährte der Hindukönig den Fremdlingen eine huldvolle Audienz.

Es fehlte aber bei der Begegnung von Orient und Okzident auch nicht an interkulturellen Missverständnissen. „Die Stadt Calicut ist christlich“, glaubten die Portugiesen allen Ernstes, „diese Christen sind Menschen von brauner Hautfarbe, und ein Teil von ihnen trägt große Bärte und lange Haare.“ Die Idee, dass es sich bei ihren Gastgebern um Anhänger einer ganz anderen Religion handeln könnte, kam den Europäern offenbar nicht. Sie wunderten sich freilich, dass die vermeintlichen Heiligenbildnisse der Inder so vielarmig waren. Insgesamt gewannen sie einen eher positiven Eindruck („all diese Leute sind, dem Anschein nach zu urteilen, von gutmütigem Charakter und weicher Gemütsart“). Allerdings entsprachen die Frauen nicht ihrem Geschmack („im Allgemeinen hässlich und klein von Gestalt“).

Selten hat eine Reise die Welt so verändert.

Auf die Einheimischen jedoch wirkten Vasco da Gamas Gastgeschenke wie ein schlechter Scherz, so der Chronist: „Zwölf Stücke gestreiften Baumwollstoffes und vier Kapuzen von scharlachfarbenem Tuch, sechs Hüte und vier Korallenzweige, ferner ein Behältnis mit sechs Metallbecken, eine Kiste voll Zucker, zwei Fässchen mit Olivenöl, zwei voll Honig.“ Da lachten sie und sagten, das seien keine Geschenke für einen König; der ärmste Kaufmann aus Mekka oder sonstwo aus Indien gebe mehr. Wenn er Geschenke machen wolle, dann müssten sie aus Gold sein, andere Dinge nehme der König nicht an.

Drei Monate lagen die portugiesischen Schiffe bei Calicut vor Anker. Die Spannungen wuchsen zwischen den Portugiesen, dem Hindukönig und den muslimischen Kaufleuten, die die Christen immer mehr als Bedrohung ihres Handelsmonopols empfanden. Geiseln wurden genommen, ein Spion gefoltert, Portugiesen gefangengesetzt. So ging es hin und her. Vasco da Gama schaffte es unter diesen Umständen bei seiner ersten Reise nach Indien nicht, eine Handelsniederlassung einzurichten.

Die portugiesischen Seefahrer erhielten auch nur Pröbchen der Reichtümer, mit denen in Calicut gehandelt wurde: Pfeffer, Nelken, Zimt und Muskatnuss.

Im Spätsommer des Jahres 1499, nach über zweijähriger Reise, erreichte Vasco da Gama schließlich wieder portugiesischen Boden. Von den etwa 170 Mann, die sich aufgemacht hatten, kamen nur 55 lebend wieder in die Heimat zurück.

Und dennoch hat selten eine Reise die Welt so verändert wie Vasco da Gamas Abenteuer. Die türkische Sperre des Fernost-Handels wurde fortan umschifft, die italienischen Handelsstädte verloren an Bedeutung. Portugals Aufstieg zur Großmacht war besiegelt: König Manuel nahm den Titel „Gebieter der Eroberungen, der Schifffahrt und des Handels in Äthiopien, Arabien, Persien und Indien“ an, und Vasco da Gama wurde zum „Admiral der Indischen Meere“ ernannt.

Im 16. Jahrhundert verkehrten überwiegend portugiesische Handelsschiffe zwischen Europa und Asien. Lissabon ließ in Fernost Handelsniederlassungen und militärische Festungen, Fabriken und Kontore errichten. Fast 100 Jahre sollte es dauern, bis Holländer und Engländer den Portugiesen die maritime Vorherrschaft streitig machen sollten.

Noch zwei Mal fuhr Vasco da Gama nach Indien – zuletzt als „Vizekönig der portugiesischen Besitzungen in Asien“. Von seiner letzten Reise kehrte er nicht lebend zurück. Im Alter von ungefähr 55 Jahren starb er an Heiligabend 1524 in der indischen Stadt Cochin.

Der spanisch-portugiesische Vertrag von Tordesillas

DIE AUFTEILUNG DER WELT



Vertrag von Tordesillas

Nachdem Columbus 1492 für die spanische Krone Amerika erreicht hatte, verschärfte sich die Konkurrenz zwischen den Seemächten Portugal und Spanien. Papst Alexander VI., für beide katholischen Monarchien die höchste Autorität, trat als Schiedsrichter auf. Im Mai 1493 legte er in der Bulle Inter caetera eine Trennlinie fest, die 100 Léguas (etwa 500 Kilometer) westlich der Kapverdischen Inseln in Nord-Süd-Richtung von Pol zu Pol durch den Atlantischen Ozean lief. Alle Territorien, die westlich dieser Linie lagen (Amerika) wurden den spanischen Königen und ihren Erben zugesprochen, alle Gebiete östlich davon (Afrika und Asien) fielen an Portugal. Ein portugiesischer Einspruch führte zu Neuverhandlungen mit dem Ergebnis, die Linie auf etwa 1800 Kilometer westlich der Kapverdischen Inseln zu verschieben. Die neue Linie erlaubte es den Portugiesen wenige Jahre später, das östlich davon gelegene Brasilien zu kolonisieren.

Der Wortlaut dieses am 7. Juni 1494 in Tordesillas geschlossenen Vertrags wurde von beiden Ländern gemäß den jeweiligen Interessen interpretiert; immer wieder gab es Streit. So beanspruchten beide Mächte die indonesischen Molukken als profitable Gewürzinseln.

Die anderen großen Seemächte der Zeit – England, Frankreich, Holland – erkannten den Vertrag von Tordesillas nicht an, da er ihre eigenen imperialen Ambitionen ignorierte. Juristisch gesehen, handelte es sich um ein Rechtsgeschäft zu Lasten Dritter: Die Einwohner der verschacherten Gebiete wurden nicht gefragt. *Rainer Traub*

TEXTAUSZÜGE:

Soweit es zwischen *den vertragschließenden Herrschern eine gewisse Zwistigkeit über das gibt, was jedem von ihnen von dem gehört, das ab heute, dem Datum dieses Vertrages, im Ozean zu entdecken bleibt, gefällt es Ihren Königlichen Hoheiten zum Wohl des Friedens und der Eintracht und zur Erhaltung der Verwandtschaft und Liebe, die den König von Portugal mit dem König von Aragón und der Königin von Kastilien verbinden, dass in ihrem Namen ihre Unterhändler aufgrund ihrer Vollmachten gewährten und genehmigten, es werde durch den westlichen Ozean eine Linie vom Nordpol zum Südpol gezogen, die 370 Seemeilen westlich der Kapverdischen Inseln verläuft und so genau und schnell wie möglich bestimmt werden soll. Alles, was bis jetzt von dem König von Portugal und seinen Schiffen nach Westen bis zu der genannten Linie und nicht darüber hinaus aufgefunden und entdeckt ist und künftig aufgefunden und entdeckt wird, seien es Inseln oder Festländer, bleibt und gehört dem König und seinen Nachfolgern für immer.*

Und alles andere, seien es Inseln oder Festländer, die von dem König und der Königin von Aragón und Kastilien und ihren Schiffen gefunden und entdeckt sind oder aufgefunden und entdeckt werden, wenn man von der festgelegten Linie weiter nach Westen fährt, bleibt und gehört dem König und der Königin von Kastilien und ihren Nachfolgern für immer …

Da die Schiffe des Königs von Aragón und der Königin von Kastilien, die von ihren Reichen nach den Gegenden jenseits der Linie fahren, notwendigerweise bis zu der Linie hin die Meere, die dem König von Portugal gehören, überqueren müssen, wird vereinbart und ausgemacht, dass diese Schiffe des Königs und der Königin von Kastilien-León und Aragón frei, sicher und in friedlicher Weise, ohne Widerspruch die genannten Meere, die dem König von Portugal verbleiben, auf dem Hin- und Rückweg durchfahren können …

Wenn diese Schiffe vor Erreichung der Linie eine Entdeckung machten, gehöre sie dem König von Portugal, und die Königlichen Hoheiten [Isabella von Kastilien und Ferdinand von Aragón] haben sogleich sie ihm übergeben zu lassen.“ (Zitiert nach: Richard Konetzke: „Lateinamerika seit 1492“. Stuttgart 1971)

AFP

1500 gelingt der erste Kaiserschnitt, den Mutter und Kind überleben.

DIE STUNDE DES KASTRATORS

Mit Messern kann er umgehen. Besser, geschickter, präziser als die meisten. Jacob Nufer ist von Beruf Kastrator, Schweinekastrator. Die Bauern rufen ihn, damit ihr Vieh schön fett wird. Und sie vertrauen dem Fachmann, der die Klinge sicher und beherzt zu führen weiß. Die Tiere sollen nicht unnötig viel Blut verlieren und bald wieder fressen.

Allzu viel ist nicht bekannt über diesen Jacob Nufer aus Siegershausen im Schweizer Kanton Thurgau. Aber an einem denkwürdigen Tag im Jahr 1500 gelingt ihm etwas, das niemand vor ihm geschafft hat: der erste Kaiserschnitt, den Mutter und Kind überleben.



Kaiserschnitt (Gravur nach einem Gemälde um 1666)

Bis dahin galt Generation um Generation die unerbittliche Regel: Will ein Kind bei der Geburt nicht zur Welt kommen, wird eines unausweichlich sein: der Tod der Mutter oder der des Kindes – oder sogar von beiden.

An jenem Tag vor über 500 Jahren wächst daher im Hause Nufer die Angst. Der bedeutende Anatom Caspar Bauhin aus Basel hat die Geschichte einige Jahrzehnte später für die Wissenschaft überliefert.

Seit Tagen schon liegt Nufers Ehefrau Elisabeth in den Wehen. Sie hat unvorstellbare Schmerzen, sie ist erschöpft und verzweifelt. Ihr erstes Kind kommt und kommt nicht aus ihrem Bauch heraus. 13 Hebammen und etliche Wundärzte sind an ihr Bett geeilt. Sie alle haben nichts tun können. Sie alle sind ratlos. Sie alle warten. Elisabeth weiß, dass sie vielleicht bald sterben wird.

Jacob Nufer will nicht länger zusehen. Der Mann, der von Berufs wegen Schnitte führt und Wunden versorgt, will es wagen, „mit Gottes Hülfe und Beystand". Er will seiner Frau den Bauch aufschneiden, das Kind herausholen und beide retten. Alle wissen: Die Gefahr ist groß, dass die Mutter ihr Leben lässt. Denn in ähnlichen Fällen haben schwangere Frauen den Schnitt nie länger als wenige Stunden überstanden – wenn überhaupt. Sie verlieren zu viel Blut, zu schlecht heilt die Wunde, rapide raffen sie Infektionen dahin.

Üblich ist der Kaiserschnitt seit der Antike daher nur dann, wenn die Hebammen glauben, dass die geschwächte Gebärende ohnehin sterben wird, das Kind aber noch lebt. Dann werden die Ärzte gerufen. Um eine offenbar rettungslos Verlorene nicht mit zusätzlichen Schmerzen zu quälen, warten die Mediziner gewöhnlich bis zum Tod der Mutter. Dann holen sie das Kind.

Über die Anzahl solcher Fälle ist zwar nichts bekannt, selten sind sie aber nicht. Es gibt Erfahrungen, Regeln, Vorschriften. So verbietet es ein Gesetz des römischen Kaisers Justinian im 6. Jahrhundert n. Chr., dass eine tote Schwangere mit ihrem toten Kind im Bauch begraben wird. Ärzte müssen den kleinen Körper aus dem Mutterleib herausschneiden, für den Fall, dass das Kind noch lebt.

Haben die Ärzte nach tagelangen Wehen den Eindruck, dass die Frau noch stark und überlebensfähig ist, entscheiden sie oftmals auch gegen das eingeklemmte Kind. Sie machen sich daran, das Ungeborene zu zerstückeln, um die Mutter zu retten.

Nufers Frau will das nicht. Sie vertraut ihrem Mann, dem Schweinekastrator, sie willigt ein, und er eilt los.

Ohne den Segen des Prälaten will er es nicht wagen. Der ziert sich: „Es hat aber der Herr Prälat, als er die Sach vernommen, sich anfangs difficultieret und in ein so gfährlichen Handel nicht gern einwilligen wollen." Doch als er merkt, dass Nufer auf Gott vertraut, dass er da einen Mann vor sich hat, der voller Hoffnung und Zuversicht seine Frau retten will, gibt er seinen Segen.

Jacob Nufer rennt zurück. Viel Zeit ist schon verloren. Die Wartenden am Bett seiner Frau stellt er vor die Wahl: hinausgehen oder bleiben. Die Beherzten, die Unverzagten aber sollen ihm helfen. Elf gehen, zwei Hebammen und die Wundärzte harren aus. Nufer legt seine Frau auf den Tisch, greift zum Messer. Es reicht ein Schnitt, und das Kind ist befreit, schreit und lockt damit die vor der Tür bangenden Hebammen wieder herein. Nufer kümmert sich um seine Frau, stickt und heftet die Wunde wie „alte Schuhe" wieder zusammen. Elisabeth lebt.

Es dauert gar nicht lange, und die Eheleute werden wieder Eltern. Erst bekommen sie Zwillinge, dann weitere vier Kinder. *Felix Rettberg*

Als treffsicherer Moralist, Sprachvirtuose und Friedensmahner hat Erasmus von Rotterdam sein Zeitalter mitgeprägt. Persönlich blieb der Niederländer rätselhaft – aber seine Leistung faszinierte auch Gegner.

Netzwerker der Wahrheit

Von JOHANNES SALTZWEDEL

Erasmus von Rotterdam
(Gemälde von Hans Holbein dem Jüngeren, 1523, Kunstmuseum Basel)

Ein Mann sitzt da und schreibt. Geradezu eingemummelt wirkt er im dicken, edlen Hausmantel, dazu trägt er eine schwarze Kappe. Das Papier auf dem sanft angeschrägten Pult ist schon unverkennbar gefaltet: ein Brief, natürlich. Wie könnte man Erasmus von Rotterdam, den Erzphilologen und Kommunikator, den schmallippigen, akribischen Workaholic, besser porträtieren als beim Briefeschreiben, hier in der Hinterstube des Verlagshauses Froben in Basel?

Als Hans Holbein der Jüngere 1523 das Profilbildnis malte, war sein Modell einer der bekanntesten Menschen Europas, ein Fürst im Reich des Geistes, der mit Kaiser, Klerus, Reformatoren und Humanisten von Gleich zu Gleich umging. Erst zwei Jahre zuvor hatte sich der Starpublizist hier am Rhein niedergelassen, gleich bei den Druckpressen, die seine Werke bekannt machten. Hier hatte er endlich gefunden, was ihm behagte: ein Logis mit offenem Kamin – Heizungsluft war dem stets kränkelnden Gelehrten eine Qual –, Schonkost nach Bedarf, vor allem aber ein Team von Textarbeitern, das auf Zuruf funktionierte.

Missverstanden fühlte er sich allerdings weiterhin: „In Rom machen mich gewisse Leute zum Lutheraner, in Deutschland bin ich der strammste Antilutheraner“, klagte er im Frühjahr 1524, wie immer auf Latein. Dabei versuche er doch nur, seiner „aufrichtigen Liebe zur Wissenschaft und zur Sache des Evangeliums“ gerecht zu werden.

So war es eigentlich immer gewesen: Rasch schätzten ihn Kluge und Mächtige, aber ein Lebenszentrum blieb ihm versagt. Dem Mönchsdasein früh entlaufen, Priester mit fehlender Messpraxis, Studienabbrecher in Paris, ohne Doktortitel aus England abgereist, im Italien der Humanisten nicht heimisch geworden, zwischen Rom und den Reformatoren zerrieben, endlich an der Kircheneinheit verzweifelt: Der Lebenslauf des Mannes, den sein Schüler Philipp Melanchthon begeistert zum „Erasmus Optimus Maximus“ ausrief, sah für Basler Handelsherren eher nach intellektueller Herumtreiberei aus.

Überhaupt wusste niemand Präzises über ihn – und das hat sich zum Teil bis heute nicht geändert. Weder sein Geburtsjahr (1466, 1467 oder 1469?) noch der Name seiner früh verstorbenen Mutter sind zweifelsfrei belegt; Vater des offenbar nicht ehelich geborenen Jungen und seines Bruders Peter soll der Priester Gerard Roger gewesen sein. Den Namen Desiderius wählte er erst 1496 selbst. Ein „homo sui generis“ sei er gewesen, hieß es später. Beim Wort genommen: einer, der sich selbst erfunden hatte.

Schweigen, Vorsicht und Argwohn im weiteren Leben zeugen von langen Durststrecken: Nach eher trüber Schulzeit in Gouda, Utrecht und Deventer auf Drängen seiner Vormünder ins Kloster gegangen, suchte der hochsensible Allesleser und Vers-Virtuose bald eine Chance, den Mauern zu entgehen. Sie kam, aber mit ihr die Ruhelosigkeit. Ein Job als Bischofssekretär, dann ein Dozentenposten, Privatlehrer-Aufträge, Theologiestudien, nichts hielt ihn für länger.

Ein Brief des Erasmus von 1525 zum Fall Luther

Wohl fand er kluge Diskussionspartner, etwa beim ersten England-Besuch den Oxforder Theologen John Colet und den brillanten jungen Literaten und Juristen Thomas More. Aber noch lange litt sein „corpusculum“, sein anfälliges, oft wehleidig bejammertes „Körperchen“, unter Reisestress („Oh, dieser Gestank, dieses Gebrüll!“) und kargen Geldmitteln.

Einen Vorteil hatte das Herumziehen immerhin: Als er 1509/10 zum dritten Mal nach England ging, kannte Erasmus die intellektuelle Szene von Venedig bis Paris und stand in Kontakt mit der Kulturelite Europas. Dazu zählte er dank zweier erfolgreicher Bücher nun auch selbst. Die aus Geldmangel in Windeseile zusammengestellten „Adagia“, eine Sammlung von anfangs 800, bald etlichen tausend antiken Sprichwörtern samt historisch-stilistischem Kommentar, wurden ein Standardwerk für alle Männer des Wortes; das 1503 erschienene „Enchiridion militis christiani“ (Handbüchlein eines christlichen Streiters) zeigte bangen Weltleuten, wie echtes Christentum von innen kommen müsse.

Für sich und andere ringe er um „wahre Theologie“, schrieb Erasmus zu dieser Zeit. In der scheinbar schlichten Formel verschmolz die Frömmigkeit seiner Anfänge im Umfeld der niederländischen „Devotio moderna“ mit dem Forscherehrgeiz der Humanisten. Was hauptsächlich in Italien und Frankreich seit einem Jahrhundert kluge Köpfe faszinierte, griechische Weisheit und Poesie, aber auch römische Geschichtsschreibung im Originaltext, diese Bildungsschätze sollten im Einklang mit der Bibel zur Grundlage vertieften Glaubens werden:

Den Buchstaben verachte, blicke möglichst auf das Geheimnis. So verhält es sich bei den Werken aller Dichter und unter den Philosophen bei den Platonikern, ganz besonders aber bei der Heiligen Schrift, die … unter schmutziger und beinah lächerlicher Hülle die reine Gottheit umschließen.

Wirklich erkennen konnte die Wahrheit in den alten Schriften natürlich nur, wer um ihre Ursprünge wusste und ihres Wortlauts sicher war. Diese Überzeugung wurde für Erasmus zur Gewissheit, als er 1504 im Kloster Park bei Löwen ein Manuskript fand: „Annotationes“, kritische Notizen zum Text des Neuen Testaments, verfasst von keinem Geringeren als dem 1457 gestorbenen Lorenzo Valla. Der legendär furchtlose Humanisten-Philologe hatte die Konstantinische Schenkung, seit Jahrhunderten Rechtsgrundlage des Kirchenstaates, als Fälschung entlarvt. Zweifelte er etwa auch am Bibelwort?

„Eine unerträgliche Frechheit, werden die Theologen sagen, dass ein Grammatiker, nachdem er alle Disziplinen misshandelt hat, seine leichtfertige Feder nicht einmal von der Heiligen Schrift fernhalten kann!“, schrieb Erasmus über die „Annotationes“ – und sorgte dafür, dass sie schnellstens gedruckt wurden. Nur die Wahrheit, in diesem Fall den überprüften griechischen Urtext, durfte

BPK (L.); THE PRINT COLLECTOR / ULLSTEIN BILD (R.)



Erasmus' Arbeitszimmer in Anderlecht, wo das „Lob der Torheit" entstand

ERICH LESSING / AKG

man als Quelle echter Offenbarung gelten lassen.

Zugegeben: Solche Grundlagenforschung interessierte vorerst eher Fachleute. Aber auch anderen hatte Erasmus bald ein Aufklärungswerk zu bieten, hinter dessen antikisch gewürzter Satire unbeugsamer Wahrheitssinn spürbar wurde. „Μωριας Εγκωμιον sive laus stultitiae" (Lob der Torheit) hieß es stolz auf Griechisch und Latein – angeblich eine rhetorische Übung, auch mal für Beschränktheit zu plädieren, tatsächlich aber einer der genialsten Rundumschläge der Literaturgeschichte.

Ausnahmslos jeder Mensch lebt mit und in, ja von der Dummheit, so zeigte sich hier. Nur ein Holzkopf kann sich einbilden, dass man durch Heiraten glücklich würde, nur ein Narr glauben, dass teure Ablasszettel die Pein des Fegefeuers minderten. Seite um Seite, Pointe um Pointe wurde hier allen mit gelehrtem Witz der Spiegel vorgehalten: Die Welt verwandelte sich in eine Bühne grenzenlosen Blödsinns, jeder bekam sein Fett weg.

Freunde machten sich Sorgen, als das Opus 1511 in Paris herausgekommen war: Durfte ein seriöser Gelehrter Humbug und Verblendung ironisch als das Wahre feiern? Konnte die tänzerische Spontaneität dieses Stils Erfolg haben? Würde eine derart grenzenlose Satire, die sogar vor ehrwürdigen theologischen Formeln nicht haltmachte, überhaupt verstanden? Sie wurde es – und das Buch, geschrieben in nur einer Woche, ein Best- und Longseller: 36 Auflagen erschienen allein zu Lebzeiten des Autors. Literaturhistoriker haben ihn seither oft zum Nachfahren des antiken Spötters Lukian und zum Vorläufer des Universal-Aufklärers und Erzketzers Voltaire erklärt.

Geistige Umstürzlerei allerdings plante Erasmus nie – im Gegenteil: Eines seiner nächsten Bücher handelte von der Erziehung eines christlichen Fürsten. Ganz ohne Schalkheit verschmolzen darin Glaubenslehre, Bildungsentwurf und die Vision einer Welt, in der jeder sinnvoll und tolerant seine von Gott bestimmte Rolle spielen sollte. In einem weiteren Buch ließ Erasmus 1517 den Frieden selbst mahnen und klagen, wie weit sich die Menschen von christlicher Eintracht entfernt hätten.

Konkrete Wirkung hatten diese durchaus politisch gemeinten Schriften nicht, auch wenn sie den Ruf des Gelehrten als moralische Instanz weiter festigten. Erst als die beginnende Reformation Europa entzweite und bald fast alle Parteien im Glaubensstreit auf ein kluges Machtwort des Ober-Intellektuellen hofften, sah Erasmus sich genötigt, ins Tagesgeschehen einzugreifen.

Gerade das aber fiel dem alternden Theologen und Stilvirtuosen überraschend schwer. Eben hatte er Vallas Anregungen in die Tat umgesetzt und eine Ausgabe des Neuen Testaments herausgebracht, die dem griechischen Original besser als alle früheren gerecht zu werden suchte. Er hatte angefangen, die Schriften seines großen Vorbilds, des Kirchenvaters und Bibelübersetzers Hieronymus, zu publizieren. Klassiker-Ausgaben, saubere Texte für die rechte geistig-geistliche Ordnung, das wollte er leisten.

Doch die Mühe schien weltfremd. „Lieber Colet, wie wechselt gegenwärtig die Szenerie der irdischen Dinge!“, schrieb er im Oktober 1518 missmutig aus der Universitätsstadt Löwen an seinen alten Oxforder Freund. „Aus Menschen machen wir Götter, und das Priestertum wandelt sich in Tyrannei. Die Fürsten verschwören sich mit dem Papste und vielleicht mit dem Türken gegen das Geschick des Volkes. Christus wird aufs Altenteil gesetzt, und wir folgen Moses.“

Ende Mai 1519 antwortete er schließlich sehr behutsam und versöhnlich auf einen Brief Martin Luthers: „Schreierei, Unverfrorenheit, Ränken, Eifersüchteleien, Verleumdungen“ habe es gegeben – „und das wollen Theologen sein!“ –, weil man ihn, den Kritiker von Mönchtum und Kurie, auf Seiten des Reformators wähne. Keineswegs: „So viel wie möglich halte ich mich neutral, um desto mehr dem Wiederaufblühen der Wissenschaft nützlich zu sein.“ Schriebe der Wittenberger doch nur „etwas höflicher und maßvoller“, seufzte er bald darauf.

Es belustigte ihn schon, wenn jemand auf Latein dichtete: „Hineinsehen durfte noch niemand in das beredte Herz des Erasmus.“ Er wusste genau, dass etwas Versteckspielerei dem eigenen Ruhm dienlich war. Aber selbst von guten Bekannten wie dem draufgängerischen Ritter-Literaten Ulrich von Hutten sah er sich nun oft so verkannt, dass klar wurde: Sein Standort zwischen allen Lagern wirkte dubios, ja feige. Er musste sich entscheiden.

Modern gesprochen, wurde es eine konservative Lösung: Bei aller Sympathie für den protestantischen Aufbruch blieb Erasmus der überkommenen Glaubenswelt treu. Reform nur zu gern, aber keine Revolte, lautete das Hauptargument. Das betraf ganz besonders die Theologie. Im Traktat „De libero arbitrio“ (Über den freien Willen, 1524) trat Erasmus frontal Luthers Lehre entgegen, Gottes Gnade sei die einzige Instanz für das Seelenheil. Als der Reformator in seiner Antwort „De servo arbitrio“ Buchtitel und Argumentations-Spieß rigoros umdrehte, waren für jedermann die Positionen klar.

Als „Streiter für die Kirche“ wollte der Gelehrte seine Pflicht tun.

Das konnte in den Glaubenskämpfen der nächsten Jahre nicht so bleiben. Moralische Verdächtigungen, theologischer Grundsatzdisput und politisches Kalkül vermengten sich bis zur Unentwirrbarkeit. Entschlossen, als „tapferer Streiter für die Kirche“ seine Pflicht zu tun, ließ sich Erasmus immer wieder in Fehden verwickeln. Ein Achtel seiner Schriften – und entsprechend viel Lebenszeit – habe er der eigenen Rechtfertigung gewidmet, bilanzierte er im hohen Alter kopfschüttelnd. „Me miserum!“ (Ich Armer!)

Dabei hatte er wirklich keine Minute vergeudet. Bis zu seinem Todesjahr 1536 waren unter seiner Leitung in Basel getreu dem humanistischen Appell „Ad fontes“ (Zu den Quellen!) gediegene Ausgaben von einem Dutzend lateinischer und griechischer Kirchenväter, allen voran Hieronymus, erschienen, dazu eine noch größere Anzahl antiker Klassiker, worunter so umfangreiche waren wie Roms Historiker Livius oder der Astronom und Geograf Ptolemaios. Ähnlich wie südlich der Alpen Aldus Manutius aus Venedig, in dessen Druckhaus Erasmus 1508 eine Weile Gast gewesen war, hatte das bis zu zehnköpfige Expertenteam bei Froben eine Qualitätsmarke geschaffen.

Bisweilen stöhnte der Gelehrte über die „Tretmühle“ des Edierens – aber als durchsickerte, dass ausgerechnet Luther für seine Übersetzung des Neuen Testaments die Erasmus-Fassung des griechischen Textes herangezogen hatte, durfte er sich bestätigt fühlen. Für viele Jahrzehnte, manchmal für Jahrhunderte setzten die Basler Ausgaben philologische Standards. Doch selbst mit dieser Wort-Manufaktur war die Arbeitskraft des scheuen, effizienten Netzwerkers der Wahrheit nicht erschöpft.

Pädagogen wie Luthers Bildungsexperte Philipp Melanchthon konnten sich auf die Kernsprüche des Buches „De ratione studii“ (Methode des Lernens) und ein eigenes Werk „Von der Kindererziehung“ berufen. Für den Rhetorikunterricht brachte Erasmus eine umfangreiche „Anleitung zum Briefschreiben“ heraus. Die „Colloquia familiaria“ (Vertraute Gespräche) boten amüsante, mitunter respektlose Dialog-Anekdoten als Sprachübung an. Verstockte Puristen des lateinischen Stils mussten die Abhandlung „Ciceronianus“ lesen. Sogar die heutige Aussprache des Altgriechischen hat Erasmus festgelegt.

Am farbigsten, ja schillerndsten zeigen ihn aber die Briefe. Hochnäsig können sie sein und egozentrisch oder mild und selbstlos, diplomatisch berechnend oder offenherzig, höhnisch oder voller Selbstironie. Weltbürger möchte Erasmus sein – er machte das Wort berühmt –, dennoch fühlt er sich kaum irgendwo richtig wohl. Mal nennt er sich einen genießerischen „Epikuräer“, als nächstes stöhnt er über die Fron seiner Aufgaben.

Doch im unverkennbaren Grundton von sanftem Scherz spricht ein Mann, der die vielen Widersprüche seiner Existenz nur zu genau sah und dennoch um der Menschlichkeit und Wahrheit willen weitermachte. Besser als in seiner Schreib-Klause vor dem angefangenen Brief hätte kein Maler diese unergründliche Schwellengestalt porträtieren können.

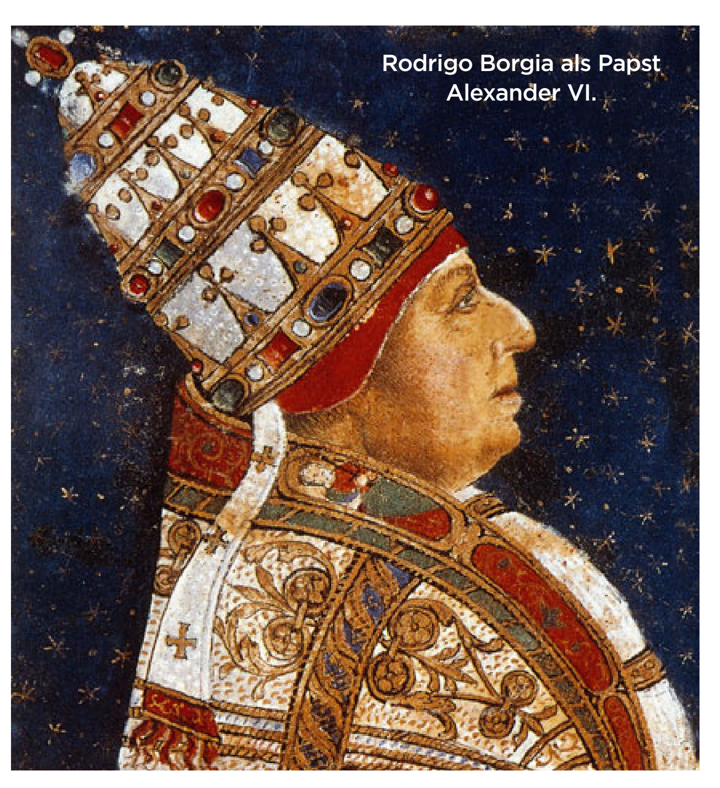
Ein Leben voller Intrigen, Mord- und Liebesdramen: Lucrezia Borgia hat Dichter und Komponisten inspiriert. Die Tochter von Papst Alexander VI. war eine Renaissance-Frau zwischen Tradition und Moderne.

Die Schöne und der Papst

Von KAREN ANDRESEN

Ihren Ruhm verdankt die junge Frau vor allem ihrem schlechten Ruf. Lucrezia Borgia sei eine Giftmischerin, hieß es, eine Mörderin, machtbewusst und intrigant. Sie habe mit ihrem Vater geschlafen und mit ihrem Bruder auch. Victor Hugo setzte ihr ein literarisches Denkmal, Gaetano Donizetti widmete ihr eine Oper.

In Wahrheit aber war die Borgia wohl weniger eine einflussreiche Strippenzieherin als vielmehr eine brave Tochter, die tat, was ihr machtbewusster Vater und manchmal auch ihr durchtriebener Bruder von ihr verlangten.


Rodrigo Borgia als Papst Alexander VI.

Ein Papstkind war sie, was den Menschen damals allerdings weniger sensationell erschien, als es heute klingt. Um den Erwartungen ihres klerikalen Erzeugers zu entsprechen, musste Lucrezia vor allem heiraten, immer wieder heiraten. Bewerber gab es genug, aber wer von den Hochzeitskandidaten oder Ehemännern nicht mehr ins väterliche Kalkül passte, wurde verjagt oder sogar umgebracht.

Lucrezia beschwerte sich fast nie. Es war das Schicksal beinahe aller Frauen damals, fremdbestimmt ihr Leben zu verbringen. Und doch gibt es in der Biografie der Borgia, die mit 39 Jahren an Kindbettfieber starb, Phasen, in denen dieses Leben ungeheuer modern erscheint, in denen man die junge Frau geradezu emanzipiert nennen könnte. Etwa als sie ihren Vater bei seinen Amtsgeschäften im Vatikan vertrat. Oder als sie, gegen Ende ihres Lebens, eine erfolgreiche Geschäftsfrau wurde, tüchtiger als die anderen und weitblickender auch als ihr eigener Mann.

Doch der Reihe nach.

Rodrigo Borgia ist Kardinal – und schon Vater dreier illigitimer Kinder, als er, vermutlich 1474, Lucrezias Mutter Vannozza Cattanei kennenlernt. Die Familie Borgia stammt aus dem spanischen Valencia. Borja wurde ihr Name dort geschrieben und später als Borgia dem Italienischen angepasst. Dass Rodrigo Spanier und damit ein Fremder in Italien war, sollte in seinem und Lucrezias Leben später noch eine Rolle spielen.

Der junge Mann aus Valencia ist, so sein Hauslehrer Gaspare de Verona, „schön, von froher Miene und freudvollem Auftreten“. Frauen würden von ihm „auf bemerkenswerte Weise angezogen, heftiger als Eisen von einem Magneten“.

Vannozza, eine Römerin, muss ihrem Liebhaber an Schönheit nicht nachgestanden haben. Vier Kinder gebiert sie ihm, drei Söhne und Lucrezia. Er bleibt ihr sein ganzes Leben lang verbunden, auch als das erotische Feuer längst erloschen ist und er eine andere Geliebte hat.

Vannozzas Kinder verbringen ihre Jugend nicht im Haus des Vaters, das wäre für einen Kardinal, der in der Kirche noch aufsteigen will, denn doch zu riskant. Zwar liebt Rodrigo Lucrezia und ihre Brüder und kümmert sich mehr um sie als um alle seine anderen Kinder, aber wenigstens oberflächlich gilt es doch, den Schein der Sittsamkeit zu wahren.

So wohnen die Söhne fern von den Eltern. Lucrezia erlebt ihre frühen Jahre zwar im Haus Vannozzas, das fußläufig von Rodrigos Palast entfernt liegt, wird später jedoch zu einer Verwandten gegeben, um die aristokratische Erziehung zu bekommen, die Rodrigo Borgia für sie wünscht.

Die Kindheit Lucrezias dauert nicht lang, wenn es denn überhaupt je eine Kindheit nach unseren Maßstäben war. Die Tochter ist noch nicht einmal elf, als ihr Vater sie zum ersten Mal verheiraten will. Die kleine Borgia ist zu einem hübschen Mädchen herangewachsen, schlank, mit einem feingeschnittenen Gesicht und langen blonden Haaren.

Blond entspricht im Rom der Renaissance dem Schönheitsideal. Stundenlang

FRANZ ROTH / PRESSEBUEROROTH (R.); RUE DES ARCHIVES / SÜDDEUTSCHE ZEITUNG PHOTO (L.)



LUCREZIA BORGIA Lange galt dieses Gemälde als Porträt der Papsttochter. Inzwischen jedoch haben Historiker ernste Zweifel, ob es wirklich Lucrezia Borgia war, die dem Maler Bartolomeo Veneto Modell gesessen hat. Ein authentisches Bildnis der Renaissance-Schönheit ist nicht überliefert.

setzen sich junge Frauen in die Sonne, um ihre Haare zu bleichen. Lucrezia hat von Natur, wovon andere träumen, aber auch sie versucht, ihre Haare mit Tinkturen aus Eiweiß, Kamille und Zitrone heller glänzen zu lassen.

Der Auserwählte des Vaters ist Don Cherubino Juan de Centelles, ein Graf aus dem spanischen Adelsgeschlecht der Oliva. Rodrigo sieht die Zukunft seines Kindes in Spanien, seinem Heimatland. Ein Ehevertrag wird abgeschlossen, doch der Kandidat muss dem Vater schon bald darauf nicht mehr zugesagt haben, denn im selben Jahr gibt es noch ein weiteres Ehegelöbnis Lucrezias, diesmal mit dem vier Jahre älteren Grafen von Aversa, Don Gasparo.

Heiraten wird das junge Mädchen am Ende allerdings keinen der beiden Aspiranten. In Rom ist Papst Innozenz VIII. gestorben, Rodrigo macht sich Hoffnungen, sein Nachfolger zu werden. Die spanischen Caballeros sind nicht mehr standesgemäß.

Auf Maultieren schickt Rodrigo, so ein Augenzeuge, Silber zu Ascanio Sforza, dem Mann mit dem entscheidenden Stimmpaket im Konklave. Auch sonst scheint der spanische Aufsteiger raffiniert agiert zu haben. Am 11. August 1492 ist er, nunmehr 61 Jahre alt, am Ziel seiner Wünsche. Als Papst Alexander VI. zieht er in den Vatikan ein, seine schöne Tochter soll nun gewinnbringender eingesetzt werden.

Der nächste Ehekandidat heißt Giovanni Sforza, ist Graf von Cotignola, Signore von Pesaro und außerdem ein Verwandter jenes Ascanio Sforza, dem Rodrigo seinen neuen Posten verdankt.

Aber es ist bei weitem nicht nur Dankbarkeit, die Rodrigo dazu bewegt, den 26-jährigen Giovanni für die richtige Wahl zu halten. Der junge Mann kommt aus dem Herzogtum Mailand und spielt damit im inneritalienischen Machtgefüge eine Rolle, die dem Vatikan gerade gelegen kommt.

Italien besteht gegen Ende des 15. Jahrhunderts aus einem Flickenteppich verschiedenster Kleinstaaten. Republik Venedig, Herzogtum Mailand oder Königreich Neapel heißen sie und sind untereinander oft erbitterte Feinde.

Mailand etwa versucht gerade, die Großmacht Frankreich gegen das Königreich Neapel aufzustacheln. Alexander VI. und sein Kirchenstaat wollen sich der neuen Allianz gewogen zeigen, eine Ehe zwischen Lucrezia und Giovanni könnte da eine gute Idee sein.

Mitte Oktober 1492 kommt der junge Mailänder inkognito nach Rom, um sich dem künftigen Schwiegervater zu präsentieren. Peinlich nur, dass zur selben Zeit auch ein anderer in der Ewigen Stadt auftaucht, um seine Ansprüche lautstark geltend zu machen: Don Gasparo, der abgewiesene Spanier, pocht auf Vertragserfüllung und macht einigen Ärger. Mit 3000 Golddukaten lässt er sich schließlich abspeisen.



Lucrezia Borgia vor ihrem Bruder Cesare (Fresko im Vatikan von Pinturicchio)

Am 12. Juni 1493 heiraten Lucrezia und Giovanni im Petersdom. Der Bräutigam trägt ein goldgeschmücktes Gewand in türkischem Stil, wie es damals Mode ist, die Braut ist über und über mit Edelsteinen geschmückt. Man tanzt viel, lacht, speist opulent.

Danach aber dauert es nicht lange, bis sich im Vatikan erneut eine Kehrtwende anbahnt. Alexander VI. möchte sich und seinen Kirchenstaat nun doch nicht gegen Neapel in Stellung bringen, und als Großmacht ist ihm inzwischen Spanien lieber als Frankreich. Giovanni ist wieder der falsche Mann für Lucrezia.

Aber zunächst fährt die 13-Jährige noch mit ihrem Gefolge nach Pesaro, an den Wohnsitz ihres Ehemannes. Mutter Vannozza kommt mit, Giulia Farnese, die Geliebte ihres Vaters, 19 Jahre alt und bildhübsch, dazu noch eine Tante, Adriana de Mila Orsini. Lucrezias Ehemann ist derweil mit seinen Landsknechten im Dienste des Papstes unterwegs.

Bei der römischen Verwandtschaft sinkt sein Stern unaufhaltsam. Die Beziehungen zu Frankreich sind prekär, die Verbindungen zu den Mailänder Sforzas keine gute Investition in die Zukunft mehr. Der Papst und Sohn Cesare überlegen, wie sie Giovanni möglichst geräuschlos loswerden können.

An Gift oder ähnlich Grausames könnte man denken, aber den beiden fällt stattdessen etwas ein, das zwar Giovannis Ruf ruiniert, nicht aber dessen Gesundheit. Die Heirat müsse annulliert werden, die Ehe sei nicht vollzogen worden, argumentieren sie, der Ehemann könne nicht, die Braut sei noch Jungfrau. Und Lucrezia? Die ist vermutlich gar nicht groß gefragt worden. Brav tut sie, was Vater und Bruder von ihr erwarten, und reicht die Scheidung ein.

Ihr Angetrauter schäumt. Er impotent? Welch eine Beleidigung! Ein Onkel rät dem Gekränkten, seine Manneskraft durch öffentliches Kopulieren unter Beweis zu stellen, eine Prozedur, der sich unter Beweisnot geratene Herren im Mittelalter und auch später in der Renaissance durchaus unterzogen haben.

Doch Giovanni will nicht, erklärt sich zur Scheidung bereit und rächt sich mit Schauergeschichten, die den Borgias über ihren Tod hinaus anhängen.

den. Am 21. Juli 1498 wird Hochzeit gefeiert, im engsten Familienkreis, wie man heute sagen würde.

Doch über der Ehe steht wieder kein guter Stern: Cesares dynastische Ambitionen scheitern, Alexander VI. überwirft sich mit dem Haus Aragon, Spanien droht, den Papst abzusetzen, der Vatikan wendet sich Frankreich zu – Alfonso passt nicht mehr zu Vater und Sohn Borgia. Besorgt um sein Leben, flieht der junge Mann aus Rom.

Besorgt um sein Leben, flieht Lucrezias Ehemann aus Rom.

Blutschande gebe es im Hause des Papstes, lässt er streuen, die Tochter treibe es mit Vater und Bruder. Was an den Gerüchten wahr ist und was Dichtung, kann die Nachwelt kaum ergründen.

Wer zum Beispiel ist der Junge, der im Februar oder März 1498 geboren wird und den sie zunächst nur „Infans Romanus“ nennen, römisches Kind? Später wird er dann auf den Namen Giovanni getauft, und manche Leute sagen, er sei ein Kind Lucrezias, gezeugt von Cesare. Nein, behaupten andere, der Vater sei Perotto, jener Kämmerer des Papstes, der am 8. Februar 1498 „nicht aus eigenem Willen in den Tiber fiel“, wie der päpstliche Zeremonienmeister Johann Burchard mit feiner Ironie schreibt. Später wird Perotto tot aus dem Fluss geborgen.

War Cesare der Mörder, um den Fehltritt seiner Schwester zu rächen? Oder ist Lucrezia etwa gar nicht die Mutter, sondern Giulia, die Geliebte des Papstes? Alexander VI. hat den kleinen Jungen vier Jahre später jedenfalls in einer geheimen Bulle als sein Kind anerkannt.

Geklärt wird die mysteriöse Geschichte nie, unangenehm aber sind die Gerüchte für die Borgias auf jeden Fall, schließlich ist die Familie mal wieder dabei, für Lucrezia einen Mann zu suchen. Ein Neapolitaner soll es diesmal sein, um Bruder Cesare die angestrebte Machtübernahe im Königreich zu erleichtern.

Alfonso d’Aragona, Herzog von Bisceglie, auf den nun die Wahl fällt, ist ein fröhlicher, überaus attraktiver junger Mann. Lucrezia habe sich sofort in ihn verliebt, überliefern die Chronisten, und die Liebe ist wohl auch erwidert wor-

Diesmal nimmt Lucrezia, die schwanger ist, den Bruch ihrer Ehe nicht widerspruchslos hin. Sie bedrängt ihren Vater, Alfonso zurückzuholen. Ihr Kummer beeindruckt den Papst schließlich so sehr, dass er versucht, die Verzweifelte abzulenken – mit einer Aufgabe, die zum ersten Mal zeigt, dass er ihr mehr zutraut, als nur nach seiner Vorgabe zu heiraten. Anfang August 1499 wird Lucrezia Gouverneurin von Spoleto, einer wichtigen Stadt im Kirchenstaat. Das Amt hatten bisher nur Kardinäle inne und natürlich noch nie eine Frau. Später kommt noch die Herrschaft über Nepi dazu.

Den zweiten Vertrauensbeweis des Vaters in ihre Intelligenz gibt es zwei Jahre später. Im Juli 1501 geht Alexander VI. auf Reisen und überträgt seiner Tochter die Verwaltungsgeschäfte. Der Kurie kann das nicht gefallen haben, aber Lucrezia schlägt sich offenbar wacker.

Alfonso ist, als seine Frau im Vatikan regiert, bereits seit einem Jahr tot. Er war nach einigem Zögern zu Lucrezia zurückgekehrt und bald darauf in der Nähe des Petersdoms von Bewaffneten überfallen und schwer verletzt worden. „Da er an seinen Wunden nicht sterben wollte“, so des Papstes Zeremonienmeister, erdrosselte ihn einige Zeit später ein Vertrauter Cesares in seinem Krankenbett im Vatikan.

Die ruchlose Tat macht schnell durch ganz Europa die Runde und ruiniert den Ruf der Borgias endgültig. Lucrezia bricht zusammen und zieht sich voller Groll nach Nepi zurück. Von dort schreibt sie traurige Briefe, unterzeichnet mit „la infelicissima principessa“, die unglücklichste Fürstin.

Aber bald schon fängt sie sich wieder. Schließlich ist sie eine Borgia, nicht so rücksichtslos wie Vater und Bruder, aber überaus clever und ambitioniert. Der Papst ist inzwischen 70 Jahre alt, es gilt ihre Zukunft zu sichern, und das geht für Frauen in der Renaissance eben nur mit einer guten Partie. Für Lucrezia aber ist eine passender Mann so leicht nicht mehr zu finden. Wer aus gutem Hause stammt und etwas auf sich hält, möchte sich lieber nicht mit einer Borgia verbandeln.

Alfonso d’Este jedenfalls sträubt sich mit allen Kräften. Der Sohn und Erbe des Herzogs von Ferrara kommt aus einer der ältesten und angesehensten Familien im damaligen Italien. Seit Jahrhunderten herrschen die Estes über große Territorien, ihr Name bezieht sich auf die nahe Padua gelegene Stadt gleichen Namens. Alfonso wehrt sich vehement gegen eine Hochzeit mit der inzwischen 21-jährigen Lucrezia.

Also ziehen Alexander VI. und Cesare alle Register ihrer Einflussmöglichkeiten. Sogar der französische König wird mit der Sache befasst. Am Ende gelingt der Plan. Gegen eine üppige Mitgift heiratet Alfonso d’Este am 30. Dezember 1501 die Papsttochter.

Knapp zwei Jahre später stirbt Alexander VI. Manche raten Alfonso, sich Lucrezias nun, angesichts der neuen Machtkonstellation im Vatikan, wieder zu entledigen. Doch Alfonso will nicht. Man hat sich arrangiert.

Für Lucrezia beginnt eine neues, ein ruhigeres Leben. Sie wendet sich der Religion zu, versammelt Künstler und Gelehrte um sich und wird, wie die amerikanische Historikerin Diane Yvonne Ghirardo herausgefunden hat, eine überaus erfolgreiche Unternehmerin.

Die Po-Ebene, in der das Herzogtum Ferrara liegt, ist ein überwiegend sumpfiges und damit schwer zu bewirtschaftendes Gebiet. Lucrezia lässt in großem Stil morastigen Boden trockenlegen. Innerhalb von sechs Jahren bringt sie es so auf etwa 20 000 Hektar fruchtbaren Landes, auf dem Getreide und Oliven, Bohnen und Wein wachsen.

Vielleicht ist es diese Geschäftstüchtigkeit, die Lucrezia in der Achtung ihres Mannes steigen lässt. Als sie, inzwischen 39 Jahre alt, am 24. Juni 1519 nach der Geburt ihres neunten Kindes mit dem Tode ringt, weicht Alfonso jedenfalls nicht von ihrer Seite. An einen Neffen schreibt der Witwer in der Todesnacht, er sei untröstlich, sich „einer so lieben und süßen Gefährtin beraubt zu sehen“.

Lucrezia Borgia war eben wirklich viel besser als ihr Ruf.



Zeitgenössisches Paracelsus-Porträt des flämischen Malers Quinten Massys

Verwegen ist es, das Alte zu verwerfen und Neues an seine Stelle zu setzen; doch warum sollte dies nicht geschehen, wenn es nötig ist?

Paracelsus

Der Arzt, Laientheologe und Philosoph Paracelsus widersetzte sich allen Autoritäten. Er stritt mit akademischen Kapazitäten wie mit der Obrigkeit. Der Preis für seinen Widerspruchsgeist: ein Leben auf Wanderschaft, oft auf der Flucht.

Rebell mit Januskopf

Von JOACHIM MOHR

Arm, verzweifelt, ohne Hoffnung – um das Jahr 1500 herum wachsen viele Kinder in Europa in finsteren Verhältnissen auf. Einen kleinen Jungen im Wallfahrtsort Einsiedeln im Schweizer Kanton Schwyz trifft das Schicksal besonders hart.

Sein Vater ist ein unehelicher Spross eines verarmten, niederen, altwürttembergischen Adelsgeschlechts. Der einfache Landarzt verdient häufig nicht einmal genug Geld, um seine kleine Familie satt zu kriegen. Die Mutter, eine Leibeigene des Benediktinerstifts in Einsiedeln, stirbt, noch bevor der kleine Kerl, das einzige Kind, zehn Jahre alt ist.

Der äußeren Mühsal nicht genug, ist der Bengel für jeden erkennbar von körperlichen Makeln gezeichnet: Er ist kleinwüchsig, schleppt den Ansatz eines Buckels mit sich herum und stottert. Jahre später schreibt er in trauriger Erinnerung, dass „wir in Armut und Hunger unsere Jugend verzehrt haben".

Theophrastus Bombastus von Hohenheim, so sein Geburtsname, kommt Ende 1493 oder Anfang 1494 zur Welt, und vom ersten Tag an muss er sich durch ein höchst widriges Leben kämpfen. Doch sein Wille, auf sich aufmerksam zu machen und sich zu behaupten, ist gewaltig.

Berserkerhaft wird der auffällige Außenseiter voranschreiten und unter dem Namen „Paracelsus" als einer der großen Streiter und Erneuerer des ausklingenden Mittelalters in die Geschichte eingehen. Bis heute wird Paracelsus vor allem als Begründer einer neuen Medizin gewürdigt – von Vertretern der Schulmedizin genauso verehrt wie von Anhängern alternativer Behandlungsmethoden.

Aber war Paracelsus tatsächlich der Super-Arzt seiner Zeit, der geniale Neu-Denker von Medizin und Natur, daneben theologischer wie sozialer Revolutionär, ein großer Magier und Alchemist? Oder überwuchern posthume Legenden sein Leben? Zeigte sich in ihm vielleicht nur ein selbstverliebter Gernegroß, ein ärztlicher Scharlatan und Blender, ein greller theologischer wie philosophischer Schwadroneur, von der Nachwelt weit überschätzt?

Jedenfalls wird Theophrastus von Hohenheim in eine politisch wie geistig unruhige Zeit geboren. Im Jahr 1493 übernimmt der Habsburger Maximilian I., später auch „der letzte Ritter" genannt, die Regentschaft im Römisch-Deutschen Reich. Die Dauerfehde zwischen dem Kaiser und den Reichsständen kann er nicht beilegen. Die Kirche beherrscht noch weitgehend den Alltag des Einzelnen wie das Zusammenleben in der Gesellschaft. Doch 1517 macht ein gewisser Martin Luther mit 95 Thesen gegen den Ablasshandel Furore, und die Kirchenspaltung nimmt ihren Lauf.

Wenige Jahrzehnte zuvor erst hat Johannes Gutenberg den Buchdruck mit Metall-Lettern erfunden. Die Geistesbewegungen des Humanismus und der Renaissance blühen europaweit auf.

Was der kleine Theophrastus damals in der Schule lernt, darüber ist nichts bekannt. In seinem Werk „Die große Wunderartzney" von 1536 schreibt er rückblickend zwar von verschiedenen Lehrern, mit Namen nennt er gar vier Bischöfe. Ob er damit allerdings persönliche Lehrmeister meint, die ihn von Angesicht zu Angesicht unterrichtet haben, oder ob er nur die Werke dieser seinerzeit berühmten Persönlichkeiten studiert, bleibt unklar.

Sicher wird er hingegen durch seinen Vater, den Landarzt, sehr früh mit vielfältigen menschlichen Leiden und Krankheiten sowie allerlei Fragen und Methoden der damaligen Medizin konfrontiert.

Wann und wo Paracelsus anfängt zu studieren, liegt ebenfalls im Dunkeln. Unstrittig ist aber, dass er sein Studium in der oberitalienischen Stadt Ferrara mit der Promotion zum Dr. med. abschließt, wohl um das Jahr 1515 herum.

Von 1516 bis 1524 folgen dann Jahre einer großen Wanderschaft, Paracelsus unternimmt eine Tour von enormem Ausmaß: Wahrscheinlich zog er – teils zu Fuß, sicher aber auch zu Pferd oder per Kutsche – von Ferrara über Sizilien, Barcelona, Lissabon, Toulouse nach Paris. Von dort aus reiste er wohl weiter nach England, durch die Niederlande, nach Schweden, über Brandenburg, Preußen, Litauen, Russland, Siebenbürgen, Ungarn bis nach Kroatien. Vieles spricht dafür, dass er sich während dieser Zeit als Feld- und Militärarzt im Dienste verschiedener Herren verdingte und so mehrere Kriege miterlebte.

Schon auf diesem langen Weg folgt der noch junge Arzt mutmaßlich keiner klar durchdachten Route. Vielmehr treiben ihn innere Unruhe und widrige Umstände durch weite Teile Europas.

Immer wieder eckt er mit seinem streitbaren Wesen an, fordert er Auseinandersetzungen mit Dienstherren ebenso wie mit anderen Medizinern heraus. So schreibt er später: „Sie trieben mich aus Litauen, danach aus Preußen, danach aus Polen, was nicht genug war.

H. LEWANDOWSKI / BPK / RMN



Ärztliches Sezierbesteck (englisches Gemälde aus dem 16. Jahrhundert)

Nach nur rund elf Monaten muss er aber auch die Schweizer Gemeinde bei Nacht und Nebel verlassen, da er wegen eines Rechtsstreits um ein Honorar und nach heftigen Angriffen gegen den Rat der Stadt fürchtet, verhaftet zu werden.

Es folgt wieder mehr als ein Jahrzehnt der Wanderschaft. Sein Weg führt ihn diesmal unter anderem über Colmar, Nürnberg, St. Gallen, Meran, Ulm, München und Wien schließlich wieder nach Salzburg.

Schon während seiner Studienzeit und der ersten Jahre des Umherziehens sammelt Paracelsus medizinisches Wissen nicht allein bei akademischen Lehrern und damals anerkannten Ärzten, sondern er interessiert sich auch für die Volksmedizin von Badern, Hebammen und Apothekern.

Das Angebot seiner Zeit ist so vielfältig wie teilweise zweifelhaft: Neben studierten Medizinern bieten einfache Wundärzte, Bader und Barbiere, sesshafte Heiler wie auch umherziehende Quacksalber oder Wunderweiber ihre für den Patienten manchmal hilfreichen, manchmal auch lebensverkürzenden Dienste an.

Die an Universitäten gelehrte Schulmedizin des Mittelalters folgt weitgehend blind dem Wissen der Antike – den griechischen Ärzten Hippokrates von Kos, geboren um 460 vor Christus, und Galenos von Pergamon, geboren wahrscheinlich 129 nach Christus. Auf deren Lehren beruhte die sogenannte Humoralpathologie, nach der eine Krankheit ihre Ursache stets in einer Störung des Gleichgewichts der vier Körpersäfte Blut, Schleim, Galle und schwarze Galle hat.

Ich gefiel den Niederländern auch nicht.“

Versuche, in den folgenden Jahren sesshaft zu werden, scheitern. 1524 lässt sich Paracelsus in Salzburg als praktizierender Arzt nieder, muss jedoch nicht einmal zwei Jahre später fluchtartig die Stadt verlassen, da er mit einem Bauernaufstand in Verbindung gebracht wird. Er kann aus seiner kleinen Mietwohnung nicht einmal seine Habe mitnehmen.

Im Jahr 1526 kauft er sich in Straßburg das Bürgerrecht und wird als niederer Wundarzt Zunftmitglied. Schon 1527 zieht er allerdings weiter nach Basel, da ihn der dortige Stadtrat zum Stadtarzt und Professor beruft. In der Stadt am Rhein trifft er den berühmten Theologen und Philosophen Erasmus von Rotterdam.

Paracelsus greift die klassische medizinische Lehre seiner Zeit und ihre Vertreter an. So schreibt er im Juni 1527, damals Professor in Basel, in einer gedruckten Einladung zu einer seiner Vorlesungen: Seine eigenen Lehrbücher seien „nicht etwa aus Hippokrates und Galenos oder irgendwelchen ande-

ren Lehrbüchern zusammengebettelt, sondern vermitteln das, was mich die höchste Lehrerin Erfahrung und eigene Arbeit gelehrt haben. Demnach dienen mir als Beweishelfer Erfahrung und eigene Erwägung statt Berufung auf Autoritäten".

Dies ist nicht nur eine offene Attacke auf die damals gültige Medizin-Lehre, sondern auch ein Affront gegen seine Mitprofessoren in Basel. Die Aufregung seiner Gegner verstärkt Paracelsus noch, indem er mehrere seiner Vorlesungen in deutscher Sprache abhält, nicht wie üblich in Latein. Eine Frechheit, ein wahrer Skandal aus Sicht der Basler Akademikerschaft! Er ist damit der erste Gelehrte, der an einer Universität medizinische Vorlesungen auf Deutsch vorträgt.

Einerseits leistet Paracelsus für den Fortschritt einiges: So beschreibt er als Erster eine Berufskrankheit, die sogenannte Bergsucht, die Leiden der Bergwerksarbeiter; er stellt zutreffend verschiedene Formen der Syphilis dar; er weiß um die harntreibende Wirkung von Quecksilber; er erwähnt den Zusammenhang von Trinkwasser, Mineralien und Kropfbildung; er kennt antiseptische Lehren in der Wundbehandlung.

Gleichzeitig bleibt er spekulativen, intuitiven, magischen Ansätzen des Mittelalters verhaftet. So macht er etwa auch Einflüsse der Sterne für Gebrechen verantwortlich und scheut nicht davor zurück, für die Genesung seinen Patienten Gebete wie drei Ave Maria anzuempfehlen. Es ist, als trüge er zwei Gesichter, von denen eines in die Vergangenheit und eines in die Zukunft blickt wie beim römischen Gott Janus.

Eng verknüpft mit seiner ärztlichen Kunst ist seine religiöse Weltsicht. Auch im Glauben fühlt er sich nicht den Gelehrten nahe, sondern dem Volk. Er prangert die Amtskirche an, ihre Macht und ihre leeren Rituale: Der Papst sei zum „irdischen Luzifer" geworden, die Bischöfe nennt er „reißende Wölfe". Dabei sympathisiert er aber keineswegs mit der Reformationsbewegung, sondern hofft auf einen „Engelspapst", der dem wahren Willen Gottes Geltung verschaffen soll.

Immer wieder tritt er in seinen Schriften für soziale Gerechtigkeit ein, erklärt alle Menschen für gleich: „Was bist du, Edelmann? Was bist du, Bürger? Was bist du, Kaufmann? Stinkt dein Dreck nicht so übel als des Bauern Dreck?" Er wird zu einem frühen Gegner der Todesstrafe.

Unterwegs von Ort zu Ort, stets auf Wanderschaft, oft sogar auf der Flucht – Paracelsus führt das Leben eines Abenteurers, zeitweise das eines Herumtreibers. Einer seiner Famuli, der ihm in Basel und auch noch eine Zeit danach verbunden gewesen ist, beschreibt sein Wesen in einem kritischen Brief wenig schmeichelhaft: Paracelsus sei „ganze Tage und Nächte … dem Trunk und der Prasserei ergeben" gewesen, „dass man ihn kaum eine oder zwei Stunden lang nüchtern finden konnte … Er war ein großer Geldverschwender … oft so abgebrannt, dass ich wusste, dass ihm kein Heller geblieben war". Mit „Pillen so groß wie Mäusedreck … brüstete er sich so, dass er nicht zögerte zu behaupten, dass er durch (deren) Gebrauch allein Tote zu Lebenden machen könne".

Zeitgenossen halten ihn für einen Trunkenbold und Geldverschwender.

Dass Paracelsus von großer Geltungssucht durchdrungen war, erkannte auch der Schüler: „Er (Paracelsus) drohte, dass er einst Luther und den Papst, nicht weniger als jetzt Galen und Hippokrates, in die Schranken weisen würde."

Woher übrigens der Name Paracelsus stammt, ob er ihn sich selber gab oder ihm ein Freund oder Kumpan diesen Rufnamen verpasste – das Rätsel ist bis heute ungelöst.

So unstet sein Leben war, so wild muss man sich Paracelsus auch als Denker vorstellen. Er hinterließ ein kolossales Werk medizinischer, theologischer, naturkundlicher und philosophischer Schriften. Viele der Abhandlungen sind allerdings schwer verständlich, häufig führt er Gedanken nicht zu Ende, seine Einfälle sind sprunghaft, immer wieder widerspricht er sich selbst.

Gelang es ihm zu Lebzeiten nur wenige Schriften zu publizieren, erschienen nach seinem Tod schon ab Mitte des 16. Jahrhunderts Hunderte Ausgaben seiner Werke. Bis heute sind rund 10 000 Seiten veröffentlicht, zahlreiche Texte warten noch auf eine Edition. Viele Geistesgrößen lasen Paracelsus, Johann Wolfgang von Goethe nahm in seinem „Faust" Ideen und Motive von ihm auf. Immer wieder tobten Auseinandersetzungen seiner Anhänger und Gegner.

Der Mythos Paracelsus gründet sicherlich auf seinem gewagten Leben – vor allem aber auf seiner aufrührerischen Ader, seiner trotzigen Entschlossenheit, sich keinerlei Würdenträgern unterzuordnen, ohne Rücksicht auf sich selbst gegen tradierte Glaubenssätze und Normen zu rebellieren.

Gerade als Arzt hat Paracelsus viele seiner Nachfolger ermutigt, die überkommenen alten Lehren anzuzweifeln und neue Fragen zu stellen.

„Es wird ein Werk erkennbar, das nicht nur im medizinischen Teil, sondern in allen Bereichen, in denen Paracelsus schrieb, vom ‚Aufstand gegen die Autoritäten' geprägt war", vermerkt der Medizinhistoriker Udo Benzenhöfer.*

Nicht umsonst hat Paracelsus für sich den Wahlspruch gewählt „Alterius non sit, qui suus esse potest" (Keines anderen Knecht sei, wer sein eigener Herr sein kann). Mit seinem Widerspruchsgeist bricht er aus dem Dunkel des Mittelalters auf, bleibt teilweise aber auch in der vormodernen Zeit verhaftet.

Nur 47 Jahre alt, stirbt Paracelsus am 24. September 1541 in Salzburg. Drei Tage zuvor hat er im Wirtshaus „Zum weißen Ross" sein Testament aufgesetzt. Darin legt er fest, trotz aller Kritik an der Kirche, dass er auf dem Friedhof St. Sebastian begraben werden wolle und man am ersten, siebten und dreißigsten Tag nach dem Begräbnis eine Totenmesse für ihn lesen solle.

Seine Todesursache ist bis heute ungeklärt. Moderne gerichtsmedizinische Untersuchungen vor wenigen Jahren ergaben erhöhte Quecksilberwerte in von ihm erhaltenen Knochen. Dazu würde eine der Vermutungen über sein Lebensende passen: Paracelsus habe bei sich eine Mittelohrentzündung diagnostiziert und diese mit Quecksilber behandelt, worauf er an Quecksilbervergiftung gestorben sei.

Demnach wäre er an seiner eigenen Therapie zugrunde gegangen.

---

* Udo Benzenhöfer: „Paracelsus". Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg; 160 Seiten; 7,50 Euro.

Mit ausgeprägtem Selbstbewusstsein kämpfte Margarete, Königin von Navarra, an der Seite katholischer Reformer, verhandelte mit Kaiser Karl V. und hinterließ ein reichhaltiges literarisches Werk.

Wirbelsturm am Königshof

Von BETTINA MUSALL

Margarete war schlank und hochgewachsen. Die Augen blau, die Lippen schmal. Ein langer, familientypisch gebogener Zinken dominierte ihr blasses, feingeschnittenes Gesicht. Die Adlige entsprach wahrhaftig keinem konventionellen, lieblichen Traumfrau-Ideal.

Und doch ging von der Dame eine große Wirkung aus. Bedeutende Kerle ihrer Zeit buhlten um sie – was sie schon als selbstbewusste junge Gräfin ungerührt über sich ergehen ließ. Als Margarete erfuhr, sie solle aus machttaktischen Gründen König Heinrich VII. von England ehelichen, der eigentlich für ihre Mutter vorgesehen war, ließ die 13-Jährige ausrichten, sie werde, wenn es an der Zeit sei, „einen jungen, reichen und edlen Mann heiraten, ohne den Kanal überqueren zu müssen".

Derart beeindruckten Margaretes Charme und Intelligenz ihre Umgebung, dass sie durch ihre Ausstrahlung sogar als hübsch wahrgenommen wurde. „Jung und gutaussehend, strotzend vor Gesundheit und Vitalität", schreiben die amerikanischen Biografen Patricia und Rouben Cholakian, „brachten Franz und seine Schwester an den Hof frischen Wind und einen Sinn für die Vergnügung von Körper und Geist."

Es war der Hof ihres Bruders, Franz I., 1515 König von Frankreich. Aus Italien, wo Papst Leo X. den Kirchenstaat regierte, drang der Geist der Renaissance herüber. Michelangelo hatte die Sixtinische Kapelle schon ausgemalt. Das Neue Testament in der quellenkritischen Ausgabe des Erasmus von Rotterdam stand kurz vor der Vollendung. Reformfreudige Bischöfe, die in Frankreich die Papstkirche von innen erneuern wollten, rieben sich zunehmend mit konservativen Theologen der Universität von Paris.

Der Wert von Frauen bemaß sich trotz aller herannahenden Umwälzungen unverändert auf dem Heiratsmarkt und daran, ob sie männliche Erben zur Welt brachten. Dennoch gelang es Margarete, geborene Gräfin von Angoulême, verwitwete Herzogin von Alençon und Königin von Navarra, nachhaltig Einfluss auf Kultur, Religion und Politik zu nehmen und als Schriftstellerin in die Literaturgeschichte einzugehen – eine Karriere, die alles andere als vorhersehbar war.

Der Vater von Franz und Margarete, ein wenig bedeutender Graf der westfranzösischen Provinz Angoulême, war jung gestorben und hatte seiner 19-jährigen Frau Louise und den zwei Kleinkindern nicht viel mehr als 200 wertvolle Bücher und einen genealogischen Hoffnungsschimmer hinterlassen: Falls der amtierende König Ludwig XII., ein Cousin des verstorbenen Grafen, ohne männlichen Erben bliebe, könnte Franz in der Thronfolge auf Platz eins landen. Und nach dem Tod ihres Mannes gab es für die junge Witwe nur noch eines: ihren Sohn. „Mein César" nannte sie ihn gern.

Jedesmal, wenn die königliche Gattin niederkam, ging es um alles oder nichts. „Anne, Königin von Frankreich, hat einen Sohn bekommen; egal, er ist totgeboren und also keine Gefahr für meinen César", notierte Mutter Louise 1502 im Tagebuch. Tochter Margarete musste lernen, ihr Leben dem ihres Bruders zu unterwerfen.

In der Ausbildung immerhin behandelte die sehr belesene Mutter ihre Kinder gleich. Nach dem Motto: „Libris et liberis" – für die Bücher und für die Kinder, lernten sie Italienisch, Spanisch, Latein, Philosophie und biblische Geschichte. Margarete begann, sich für spirituelle und moralisch-ethische Fragen zu interessieren. Aber sie durfte auch singen und tanzen.

Als Franz I. nach vielen Jahren Wartezeit 1515 den Thron besteigt, brechen die Geschwister wie ein Wirbelsturm über die noch mittelalterlich verstaubte, aristokratische Gesellschaft Frankreichs herein. Für damalige Zeit stattliche 1,80 Meter groß, charmant, aber auch etwas schüchtern, präsentiert sich der neue Monarch. Er beherrscht die Kunst gehobener Konversation, schreibt Briefe und gelegentlich Gedichte. Vor allem aber sucht der 21-jährige König auf der Jagd und im Turnier das Abenteuer.

Seine zwei Jahre ältere Schwester dagegen, geistreich, lustig und schlagfertig, kann endlich alles, was sie gelernt hat, zur Geltung bringen. Margaretes Lebensinhalt, zunächst die Schwester des künftigen und nun die des herrschenden Königs zu sein, darf sich voll entfalten. Der König ist zwar verheiratet, aber seine Ehefrau Claude ist keine Person der Öffentlichkeit und außerdem meistens schwanger. Margarete, deren 1509 geschlossene Ehe mit dem Herzog von Alençon kinderlos ist, steht an ihrer Stelle im Rampenlicht.

Kein Maskenball, keine Jagdgesellschaft kommt ohne die lebhafte Schwester des Königs aus. Ob Kunst, Musik oder Philosophie, Konversation in vier Sprachen oder die Gedankenwelt Platons – die junge Herzogin von Alençon beflügelte eine neue, lebendige Kultur am Hof. Man könne sich, schreibt Bibliothekswissenschaftler Peter Amelung, „den plötzlichen Wandel", der durch die Geschwister angestoßen wurde, „gar nicht krass genug vorstellen".

Was Margarete heraushob aus der aristokratischen Vergnügungselite, war ihre eigene Kreativität. Liebesgedichte, Theaterstücke und Komödien verfasste sie, korrespondierte mit politischen und

F. FAILLET / BPK



Königin Margarete von Navarra
(Gemälde von François Clouet, um 1540)

geistlichen Führern. Allein ihr Briefwechsel mit einem der bedeutendsten Vordenker der französischen Reformatoren, Guillaume Briçonnet, Bischof von Meaux, hätte an Umfang und Inhalt mühelos mehrere Bücher gefüllt. Ihre religiösen Gedichte markieren den Beginn der Gedankenlyrik in Frankreich.

Das bedeutendste Buch der adligen Schriftstellerin, das „Heptameron“ (Siebentagewerk), umfasst 700 Seiten. Den Rahmen bildet eine aristokratische Reisegruppe, die durch ein Unwetter aufgehalten wird. Um sich die Zeit zu vertreiben, erzählen sich die Reisenden Anekdoten. Natürlich geht es vor allem um Liebe, Erotik und das Verhältnis der Geschlechter zueinander, um den Anstand der Frauen und das Begehren der Männer, um Moral und Amoral, mal in der Ehe, oft nebenher. Vergewaltigung und Missbrauch spielen eine große Rolle. Im Anschluss an jede Episode wird die Moral von der Geschicht diskutiert.

Das Besondere: Alle Novellen, so die Autorin im Prolog, müssten „auf einer wahren Begebenheit“ beruhen – was das „Heptameron“ zu einer Schatzkiste für Spekulationen und Interpretationen macht: Welche historischen Personen und Ereignisse verstecken sich hinter Margaretes literarischen Masken?

Offiziell eingepfercht, wie alle Frauen ihrer Zeit, in einer konventionellen Damenwelt zwischen Stickarbeit und Salon, schildert sie die politischen, sozialen, religiösen und zwischenmenschlichen Zustände ihrer Epoche. Nebenbei erzählt die ebenso leidenschaftliche wie fromme Frau über sich selbst und ihre Gesellschaft – was kein schmeichelhaftes Porträt ergibt.

Detailgenau berichtet die Autorin etwa, wie eine „edle Frau aus so vornehmem Haus, dass man ein besseres nicht finden“ kann, spätabends auf dem Landsitz eines alten Freundes zu Bett ging. Der Gastgeber, der die Dame seit Jahren insgeheim „mehr liebte als sich selber“, zog „das kleidsamste, prächtigste und wohlriechendste seiner Hemden“ an, schlich sich ins Zimmer der Frau und legte sich „kurzerhand zu ihr ins Bett“. Die Dame „entwand sich seinem Zugriff“, begann „ihn zu schlagen, zu beißen und zu kratzen“ und schlug ihn in die Flucht.

Schon die Chronisten des 15. und 16. Jahrhunderts, wie Pierre de Bourdeilles, Abt von Brantôme, identifizierten die bedrängte Dame als Margarete von Navarra, die Autorin selbst. Auch bei dem Beinahe-Vergewaltiger legte Brantôme sich fest: Guillaume Gouffier, Seigneur de Bonnivet, sei der liebestolle Unhold gewesen. Brantôme war gut informiert, seine Mutter und seine Großmutter lebten und arbeiteten als Hofdamen in Margaretes Entourage.

Bonnivet war nicht irgendjemand. Wie eine Lichtgestalt tauchte der 17-jährige Edelmann bei Familie Angoulême auf, als Mutter und Kinder noch von der Krone träumten. Zwar war er weit unter Stand, doch zugleich so beeindruckend, dass Margarete ihm Jahre später im „Heptameron“ ein Denkmal setzte: „Nun war aber dieser scharfe Verstand mit so großer und angeborener Schönheit vereint, dass jedes Auge mit Wohlgefallen auf ihm ruhte.“ War „seine Schönheit auch über jeden Vergleich erhaben, so war es seine Redegabe nicht minder“. Gar nicht zu reden von seinem „Mut, der ihm trotz seiner Jugend weitherum in der Welt Ruhm eingebracht hatte“.


Guillaume Gouffier, Seigneur de Bonnivet (Zeichnung von Jean Clouet um 1516)

Sieht ganz so aus, als habe sich die damals 14-jährige Margarete in den Tausendsassa verliebt. Was nicht weiter schlimm gewesen wäre, hätte „die züchtigste und schönste Jungfrau“, wie sich Margarete selbst porträtiert, nicht in süßer Unschuld und fröhlicher Bibelfestigkeit an die reine, gottgefällige Liebe ihres Wunderknaben geglaubt.

Stattdessen stellt sich der Angebetete als Wüstling heraus – jedenfalls in Novelle zehn des „Heptameron“, die bis heute in Sachen unerfüllter Liebe als autobiografisches Schlüsselkapitel für Margarete von Navarras Lebenswirklichkeit steht. Die US-Biografen Cholakian, deren Untersuchung 2006 erschien, sind überzeugt: Margaretes „frühe traumatische Erfahrungen mit männlicher Aggression ... veränderte die Richtung, die ihr Leben nehmen sollte“ – und damit „ihre gesamte spirituelle und literarische Entwicklung“.

Margaretes Ehemänner konnten den geliebten Schwerenöter jedenfalls kaum vergessen machen. Der Herzog von Alençon war ein glanzloser Charakter, der dazu noch auf dem Schlachtfeld als Drückeberger auffiel. Nach dessen Tod 1525 kam der König des unabhängigen Territoriums Navarra am Rand der Pyrenäen zum Zuge. Er machte sie immerhin zur Mutter von zwei Kindern – und zur Großmutter des späteren Bourbonen-Königs Heinrich IV.

Doch Margaretes Leidenschaft konzentrierte sich mehr und mehr darauf, die politischen und religiösen Ränkespiele ihrer Zeit zu beeinflussen. Dafür brauchte sie den König, den sie „Vater, Bruder und Ehemann“ nannte. Gemeinsam mit ihrer Mutter, die den Sohn in Abwesenheit auf dem Thron vertrat, beriet und unterstützte sie ihn in allen Staats- und Privatangelegenheiten. Sogar die offizielle Geliebte des Königs, Anne d’Heilly, Herzogin von Étampes, wählten Mutter und Schwester aus.

Während Aristokratie, Parlament und Klerus in Europa in wechselnden Koalitionen um Macht und Vorherrschaft in Politik, Kirche und Gesellschaft rangen, schlug sich Margarete mit humanistischem Eifer auf die Seite der katholischen Reformer, die sich um den Bischof von Meaux sammelten. Die Bibel sollte ins Französische übersetzt, der Amtsmissbrauch von Bischöfen und Priestern bekämpft werden.

Die Gegner einer Erneuerung saßen im Vatikan, an der Universität von Paris – und am Hofe des Königs selbst, wo aufklärerische Ideen vor allem Angst um die eigenen Pfründen auslösten. Immer wieder rief Margarete ihren Bruder erfolgreich um Hilfe an. Mehrmals beschützte sie verfolgte Dichter und Denker. Den antiklerikalen Schriftsteller Louis de Berquin konnte sie jedoch 1529 nicht vor dem Scheiterhaufen bewahren. Ihr eigener Gedichtzyklus „Spiegel einer sündigen Seele“ wurde gar vorübergehend wegen umstürzlerischer Ideen verboten.

Während Mutter und Schwester zu Hause versuchten, das Reich zusam-


Die Gefangennahme von König Franz I. in der Schlacht von Pavia 1525 (Ausschnitt aus Wandteppich von Bernard van Orley)

menzuhalten, führte der junge König Krieg. Am frühen Morgen des 1. März 1525 brachten zwei Kuriere die Nachricht nach Frankreich, dass Franz I. von den Truppen Kaiser Karls V. in der Nähe der italienischen Stadt Pavia katastrophal geschlagen worden war. Den König, der zu Fuß weitergekämpft hatte, als sein Pferd tot zusammenbrach, nahmen die Feinde fest. „Nichts ist mir geblieben“, schrieb er an seine Familie, „als meine Ehre und mein Leben.“

Immerhin. Mehr als 10 000 Soldaten waren tot. Königin-Mutter Louise lamentierte hysterisch nach Mütter-Art: „Warum hat er nicht auf mich gehört, Ich habe ihn gewarnt.“ Margarete litt darunter, dem geliebten Bruder nicht helfen zu können, „doch hat das Schicksal mich betrogen“, jammerte sie, „in dem es mich zur Frau gemacht hat“ – ein Umstand, der sie wohl ein Leben lang einengte.

Doch wie so oft in der Geschichte, wenn Männer sich in eine ausweglose Lage bringen, darf plötzlich eine Frau einspringen. Franz I. bietet dem Kaiser für seine Freilassung ein Lösegeld, Karl V. besteht auf Übergabe des Herzogtums Burgund. Margarete soll vermitteln. Ihr Glück kennt keine Grenzen: „Auch wenn ich die Asche meiner Knochen in den Wind streuen müsste, um Ihnen zu dienen, wäre nichts zu außergewöhnlich, zu schwierig oder zu schmerzhaft.“ Nie hätte sie gedacht, notiert die Schwester, „ihn so sehr zu lieben“ – kein Wunder, dass Gerüchte über eine inzestuöse Beziehung die Geschichte dieses königlichen Bruder-Schwester-Verhältnisses begleiten.

Doch die Emissärin hat kein Glück. Der Kaiser aus dem Hause Habsburg spielt mit ihr. Zwar empfängt er die junge Dame, die ihm auch schon mal als Ehefrau vorgeschlagen worden ist, nach allen Regeln höfischer Etikette. Aber in der Sache bleibt Karl hart. Am Ende tritt Frankreich die wertvollen Gebiete ab, und der König liefert im Tausch für seine Haftentlassung seine beiden sieben- und achtjährigen Söhne als Geiseln aus.

Unter den Toten auf den Schlachtfeldern bei Pavia ist auch ein Jugendfreund von Franz und Margarete, der Draufgänger und Herzensbrecher Bonnivet. Im „Heptameron“, an dem die Autorin wahrscheinlich bis zu ihrem Tod 1549 schreibt, lässt sie den Edelmann Amadour – sprich Bonnivet – besonders verzweifelt sterben. Da er sich „so wenig gefangen nehmen lassen“ wollte, „wie er seine Freundin nicht hatte erobern können“, fabuliert sie süffisant, „küsste er sein Schwertkreuz, befahl Leib und Seele Gott und versetzte sich einen so mörderischen Stich, dass jede Hilfe sinnlos gewesen wäre“.

Amadours unglückliche Liebe, die schöne Florida, geht daraufhin ins Kloster, wie es sich zu ihrer Zeit für unglücklich liebende Edelfrauen gehört. Ihre Schöpferin, Margarete, Königin von Navarra, flüchtet sich in die Einsamkeit der Schriftstellerin: „la doulce escripture“, das süße Schreiben.



Der Astronom Nikolaus Kopernikus schuf ein neues Weltbild. Es war eine Revolution, die weit über die Naturwissenschaften hinausreichte.

Umsturz wider Willen

Von ANNETTE GROSSBONGARDT

An der altehrwürdigen Universität Krakau schärfte Kopernikus seinen Blick für die Gestirne. (Astronomisches Instrument, Krakau um 1500)

Der alte Mann lag im Sterben, als sie ihm das erste Exemplar seines Werks noch druckfrisch ans Bett brachten. Rund 400 Seiten, geschrieben auf Latein, der Sprache der Gelehrten. „De revolutionibus orbium coelestium“ – „Über die Kreisbewegungen der Himmelskörper“ hieß das Buch, an dem der Meister wohl mehr als 20 Jahre gearbeitet hatte, gefeilt, verbessert, immer wieder korrigiert. Nun endlich war es fertig, aber konnte er es noch wahrnehmen, sich gar freuen? So lange hatte er gezögert, seine neue Theorie zu veröffentlichen, aus Angst vor der Reaktion der akademischen Welt, aus Sorge, sich womöglich lächerlich zu machen.

Tatsächlich bedeutete das, was der Astronom Nikolaus Kopernikus 1543 mit seinem Kompendium präsentierte, eine Revolution: ein neues Weltbild, das mit der althergebrachten Ordnung brach. Nicht die Erde, behauptete der Wissenschaftler, sondern die Sonne bildet den Mittelpunkt des Universums. Und: Die Erde ruht nicht still und fest verankert, sie bewegt sich.

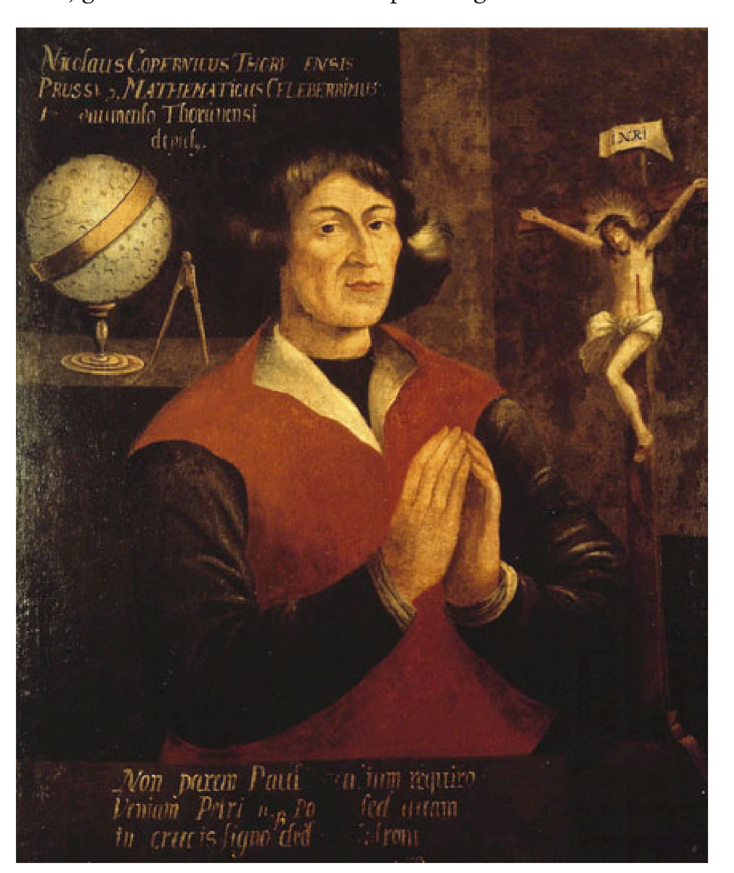
Damit formulierte er nicht nur ein neues astronomisches Modell, er erschütterte ein ganzes Glaubenssystem. Kopernikus, urteilte der Philosoph Ludwig Feuerbach im 19. Jahrhundert, habe „die Menschheit um ihren Himmel gebracht“. Die bisher so fest und sicher geglaubte Heimstatt Erde schwankte.

Als der Sohn eines reichen Kaufmanns aus Thorn an der Weichsel 1491 sein Studium der Astronomie sowie Dialektik, Grammatik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie und Musik an der Universität Krakau begann, war der Kosmos ein klar umgrenzter Raum: Er bestand aus einer gewaltigen Hohlkugel, an deren Innenseite die Fixsterne klebten. In der Mitte ruhte die Erde als winzige Kugel. Um sie kreisten die Planeten in eigenen Sphären.

So sah man die Welt seit der Antike. Aristoteles, der große griechische Philosoph, hatte schon im 4. Jahrhundert vor Christus die Vorstellung von der Erde als Mitte des Universums geprägt. In Alexandria formte der vielseitige Gelehrte Ptolemäus etwa 500 Jahre später dieses geozentrische Weltbild zu einem komplexen Modell aus, seitdem wurde es nach ihm benannt.

Himmel und Sterne hatte Aristoteles in einen unvergänglichen, göttlichen „Äther“ entrückt. Die Himmelskörper in ihren kristallenen Sphären galten als beseelt. Der menschliche Geist konnte diesen Raum nicht wirklich ergründen. So hatte der mittelalterliche Mensch ein wohlgeordnetes, begrenztes Universum vor Augen, er unten, oben Gott, der ihn nach der Mühsal des irdischen Daseins ins Paradies emporhob.

Nun, fast 1400 Jahre nach Ptolemäus, kam der Astronom Kopernikus, nebenbei Domherr und Doktor des Kirchenrechts, und baute den Himmel einfach um. „In der Mitte aber von allen steht die Sonne“, so lautet der zentrale Satz seines Werks: „Denn wer wollte diese Leuchte in diesem wunderschönen Tempel an einen anderen oder besseren Ort setzen als dorthin, von wo sie das Ganze zugleich beleuchten kann? … So lenkt in der Tat die Sonne, auf dem königlichen Thron sitzend, die sie umkreisende Familie der Gestirne.“



Sein Forschergeist ließ Kopernikus mit dem Glauben des Mittelalters brechen. (Gemälde, 16. Jahrhundert)

Die Erde war damit bloß noch ein Planet wie alle anderen. „Was für ein Erdrutsch in unserer Vorstellung vom Universum“, kommentiert der britische Astrophysiker Stephen Hawking. „Wenn wir uns nicht im Mittelpunkt befinden, hat unsere Existenz dann noch irgendeine Bedeutung? Warum sollte es Gott oder die Naturgesetze kümmern, was auf dem dritten Felsen von der Sonne aus gesehen passiert, jenem Ort, an den uns Kopernikus verbannt hat?“

Mit Kopernikus geschah ein Stück „Entzauberung der Welt“ durch die Wissenschaft, wie Max Weber es nannte.

Der Astronom hatte alles bis ins Kleinste berechnet, mit etlichen Fehlern, wie sich später herausstellte. Auch kam er noch nicht darauf, dass sich die Planeten nicht auf Kreisbahnen, sondern Ellipsen bewegen. Beweisen konnte er ohnehin nichts. Zu seiner Zeit gab es noch nicht einmal ein Teleskop, damit arbeiteten die Forscher erst einige Jahrzehnte später.

Kopernikus verfügte über die damals klassische Ausstattung: Quadrant, Armille, Jakobsstab und Dreistab. Es waren simple Geräte, mit denen man etwa den Winkel eines Himmelskörpers über dem Horizont messen konnte, den Stand der Sonne. Auf dem Dreistab saß nach Art eines Gewehrlaufs eine Visiervorrichtung, die man auf Mond, Planeten oder einen der Sterne richten konnte. Am eindrucksvollsten sah noch die Armillarsphäre aus, eine Art Himmelsglobus mit mehreren gegeneinander verschiebbaren Reifen. Kopernikus hatte seine Instrumente mit Hilfe der uralten Anleitungen des Ptolemäus weitgehend selbst gebaut. Ohne Zweifel verstand er sich aber eher als theoretischer denn als empirischer Astronom.

Bis heute wird bezweifelt, dass Kopernikus den astronomischen Umsturz, den er auslöste, tatsächlich so beabsichtigt hatte. Es scheint, als habe er bloß

die Planetenbewegungen besser berechnen und harmonischer darstellen wollen, sein Biograf Jochen Kirchhoff spricht von einer „ungewollten Revolution“. Aber schmälert das seine Wirkung? Wohl galt er als eigenbrötlerisch und konservativ, doch etwas Grundlegendes verband den Katholiken mit den Denkern der neuen Zeit: Er verehrte die antiken Philosophen, bezog sich auf sie – aber er wollte nicht mehr alles als unumstößlich akzeptieren, was von alters her galt.

Im neuen Konflikt zwischen Glauben und Wissen vertrauten die Forscher der Renaissance ihrer eigenen Vernunft. Mit der Kraft der Erkenntnis, so glaubten sie, konnten sie nicht nur die Dinge der Erde ergründen, sondern auch des Himmels. Damit rüttelten die Wissenschaftler dieser Schwellenzeit auch an der Macht der Kirche, die damals die Autorität über das menschliche Wissen beanspruchte. Theologische Doktrin und biblische Offenbarung galten dem Mittelalter als wichtigste Schlüssel zum Verständnis des Universums.

Als Kopernikus 1473 geboren wird, stoßen Europäer auf die Südhalbkugel der Erde vor. Eine portugiesische Expedition überquert bei Afrika den Äquator. Es ist eine Zeit, in der die Menschen Grenzen überwinden, die Welt wird größer. Kopernikus ist 19 Jahre alt, als Columbus Amerika entdeckt.

Eigentlich heißt er Koppernigk oder Kopernik, doch in der Tradition der Humanisten latinisiert er den Namen. Sein Vater stirbt früh, doch Nikolaus hat das Glück, dass sich der einflussreiche Onkel Lucas Watzenrode, später Bischof von Ermland, seiner annimmt. Der besorgt ihm einen einträglichen Versorgungsposten: einen Sitz als Domherr in Frauenburg, eine Art kirchlicher Verwalter. Das Amt bringt ihm ein gutes Auskommen und so viel Freiheit, dass er erst noch mal sieben Jahre in Italien studieren kann, darunter auch Medizin.

Hier, im Stammland der Renaissance, trifft er auf kritische Geister, die sich aus den Fesseln der christlichen Schulweisheit befreien. In Bologna, wo er Jura studiert, schließt er sich dem fortschrittlichen Astronomen Domenico Novara an, der an der ptolemäischen Astronomie zweifelt. Hier dürfte Kopernikus auch von alternativen Modellen des Himmelsbaus gehört haben, die es bereits in der Antike gab. Auch einige griechische Philosophen dachten nämlich schon über

„Auf dem königlichen Thron sitzend“, von den Gestirnen umkreist, so sah Kopernikus die Sonne. (Spätere Buchillustration)

eine zentrale Rolle der Sonne im Kosmos und die Erdbewegung nach – Kopernikus wird sich später auf sie beziehen.

Zwischen 1504 und 1514, als er nach dem Ende des Studiums seinem Onkel als Sekretär und Leibarzt dient und dann auch endlich die Aufgaben als Domherr wahrnimmt, formuliert er einen groben Entwurf seiner revolutionären Lehre. Zehn Blatt sind es nur, „Hypothesen über die Bewegungen des Himmels“, aber schon darin findet sich der unerhörte Satz: „Der Erdmittelpunkt ist nicht der Mittelpunkt der Welt.“ Auch die Erde drehe sich um die Sonne wie alle anderen Planeten auch.

Offen kritisiert er den Altmeister Ptolemäus, bei dem habe er doch „sehr viel Angreifbares“ gefunden, besonders über die Geschwindigkeit der Planetenbewegung. Weil sich die Planeten danach unterschiedlich schnell bewegten, sieht er

das antike Dogma von der gleichförmigen Kreisbewegung verletzt. So gerät Kopernikus bei der Neuberechnung der Gestirnsbewegungen offenbar immer weiter auf die Bahn, eine neue, stimmige Gliederung des ganzen Planetensystems zu formulieren.

Das Thesenpapier wird in wenigen Exemplaren als Handschrift unter Bekannten und vertrauenswürdigen Gelehrten verteilt. So spricht sich die neue Himmelskunde nur langsam herum.

Auch Papst Clemens VII. hört von den kühnen Studien. Noch ist die katholische Kirche vergleichsweise tolerant und aufgeschlossen gegenüber neuen Ideen. So lässt sich der Papst 1533 in den vatikanischen Gärten die kopernikanischen Thesen über die Bewegung der Erde vortragen. Sie können ihn nicht sonderlich empört haben, denn er bedankt sich beim Referenten großzügig mit einer kostbaren griechischen Handschrift.

Bald ermuntert der einflussreiche Kardinal Nikolaus von Schönberg, langjähriger päpstlicher Gesandter, Kopernikus sogar, „dass du diese deine Erkenntnisse den Gelehrten mitteilst“. Dass der Kirchenmann begriffen haben muss, um was es geht, zeigt sein Lob, „dass du eine neue Ordnung der Welt aufgestellt hast“.

Doch Kopernikus zögert weiter. Erst als ihn der junge Gelehrte Georg Joachim Rhetikus, Professor für Mathematik in Wittenberg, aufsucht und 1540 unter einigem Aufsehen einen ersten ausführlichen Bericht über die kopernikanische Theorie veröffentlicht, kann der Astronom nicht mehr zurück. Keineswegs „Neuerungssucht“ treibe seinen Lehrer an, betont Rhetikus vorsichtig, nur wenn „gute Gründe und die Tatsachen selbst ihn dazu zwingen“, weiche er von den „wohlbegründeten Ansichten der Alten“ ab.

Seinem Buch stellt Kopernikus sogar eigens eine Widmung an den neuen Papst Paul III. voran. Darin rechtfertigt er sich umständlich, „wie mir der Einfall gekommen wäre, dass ich gegen die anerkannte Meinung der Mathematiker und sogar gegen die allgemeine Anschauung gewagt habe, mir irgendeine Bewegung der Erde vorzustellen“.

Ungereimtheiten bei Berechnung „der Bewegung der Sonne und des Mondes“, führt er an. Vor allem aber hätten die Mathematiker bisher „die Hauptsache, das ist die Gestalt der Welt und das unbestreitbare Gleichmaß ihrer Teile“, nicht finden können und damit „kein sicheres Prinzip für die Bewegungen der Weltmaschine“.

Als Lösung präsentiert er das heliozentrische Modell – damit ergebe sich ein „bewunderungswürdiges Gleichmaß der Welt“, schwärmt Kopernikus. Was er dann auf engbedruckten Bögen in komplizierter Sprache und mit vielen Tafeln belegt, war, so Kirchhoff, „ein erster Schritt in Richtung auf eine grundlegende Neubestimmung der menschlichen Existenz im kosmischen Ganzen“.

Sein umstürzlerisches Werk widmet er dem Papst.

Doch die Würdigung dieser Großtat setzt merkwürdig verspätet ein. Das Buch wird zunächst nur begrenzt in akademischen Zirkeln wahrgenommen. Ausgerechnet der Reformator Philipp Melanchthon greift Kopernikus an und wirft ihm „Geltungssucht“ vor. Auch Luther, so ist es überliefert, erregt sich in einer Tischrede über den dreisten Forscher, der verbreite, dass die Erde sich bewege – entgegen der Bibel: „Als ob jemand, der sich im Wagen oder im Schiff bewegt, glauben würde, er bleibe stehen und das Land und die Bäume würden sich bewegen.“ Aber in der Bibel, beharrt Luther, „hieß Josua die Sonne stillstehen, nicht die Erde“. Die Sonne müsse sich also zuvor bewegt haben. Kopernikus missachtet die Autorität der Bibel, die Luther gerade wiederentdeckt, er stellt, das ist das Neue, die Naturwissenschaften über die Theologie.

Doch als das Buch erscheint, trifft es kein Bannstrahl der römischen Kirche. Es dauerte noch einige Jahrzehnte, bis Gegenreformation und Inquisition ihre volle Wucht gegen Freigeister entfalteten – wie Giordano Bruno. Der italienische Dominikanermönch und Philosoph starb am 17. Februar 1600 in Rom als Ketzer auf dem Scheiterhaufen. Gestützt auf Kopernikus hatte er eine eigene Naturphilosophie mit einem unendlichen Weltraum begründet. Er bestritt zudem, dass Jesus Gottes Sohn sei.

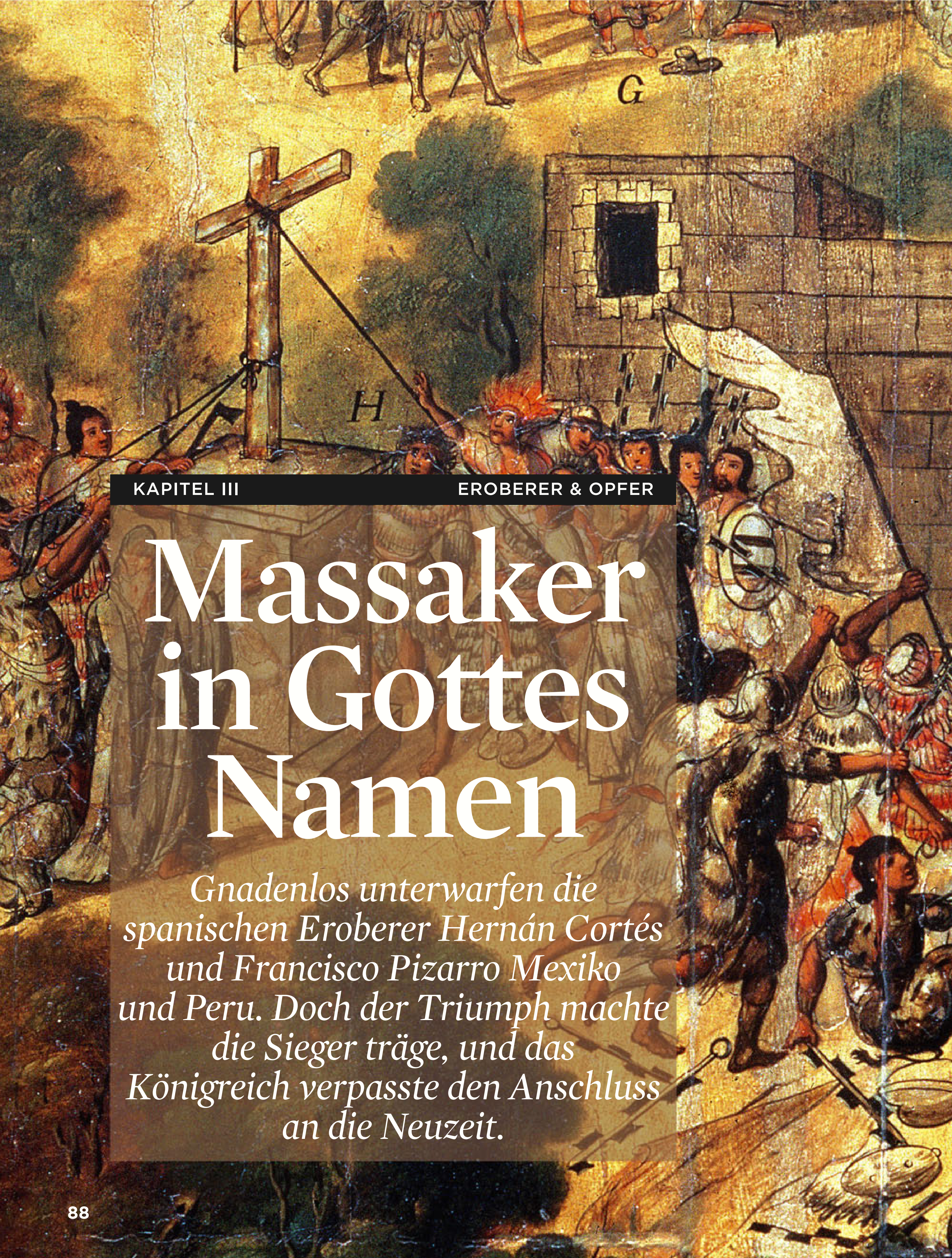
Den Hauptkampf gegen die neue Weltformel aber focht die katholische Kirche mit dem Mathematiker, Physiker und Astronomen Galileo Galilei. Inzwischen hatte sich das reaktionäre Klima verschärft. Seit 1616 war die Verbreitung der kopernikanischen Lehre verboten, nur als „Hypothese“ durfte sie gelten. Ein Karmeliterpater hatte öffentlich darüber räsoniert, dass Kopernikus womöglich gar nicht der Heiligen Schrift widerspreche. Da griff die kirchliche Zensur ein.

Der 1564 geborene Galileo lieferte mit Hilfe seines selbstgebauten Teleskops nun empirische Himmelsdaten, die Kopernikus fehlten. Aber der geachtete Himmelsforscher brach vor allem das kirchliche Tabu und erklärte das heliozentrische Weltbild zur Wahrheit. In seinem meisterhaften „Dialog über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme“, der 1632 erschien, ließ er zwei Gelehrte über das neue und das alte Universum streiten – über das Ergebnis gab es keinen Zweifel. Ein Dummkopf namens „Simplicio“ bekam die Rolle, das ptolemäische Modell – zum Schein – zu favorisieren.

Im Büßerhemd wurde der 69-jährige Galileo, selbst ein tiefgläubiger Katholik, 1633 in Rom vor die Inquisition gezerrt. Sie sprach ihn schuldig, weil er „die falsche und den heiligen und göttlichen Schriften widersprechende Lehre für gültig gehalten und gelehrt hat, wonach die Sonne der Mittelpunkt der Welt sei und die Erde sich bewege“. Man drohte, ihn zu foltern, da schwor Galilei ab und beteuerte, „dass ich immer geglaubt habe, jetzt glaube und mit Gottes Hülfe in Zukunft glauben werde, alles, was die heilige katholische und apostolische römische Kirche für wahr hält, predigt und lehrt“.

Die Kirche brauchte rund 350 Jahre, bis Papst Johannes Paul II. bekannte, die Kirche habe den Kopernikaner Galilei möglicherweise fälschlich verurteilt. Er ließ den Fall neu aufrollen, und so wurde Galilei – und damit indirekt auch Kopernikus – 1992 offiziell rehabilitiert.

In der Bibliothek der Vatikanischen Sternwarte in Castelgandolfo steht heute Kopernikus’ umstürzlerisches Buch „Über die Kreisbewegungen“ ganz selbstverständlich neben Werken von Johannes Kepler und Isaac Newton. Seinen eifrigsten, einst verstoßenen Verfechter Galileo feiert der Vatikan heute sogar als „genialen Forscher und Sohn der Kirche“ – eine wahrhaft kopernikanische Wende .



Massaker in Gottes Namen

Gnadenlos unterwarfen die spanischen Eroberer Hernán Cortés und Francisco Pizarro Mexiko und Peru. Doch der Triumph machte die Sieger träge, und das Königreich verpasste den Anschluss an die Neuzeit.



Indianer reißen das Kreuz der Spanier nieder und beschießen ihren als Geisel genommenen Herrscher Montezuma mit Pfeilen.
(Detail eines Ölbildes von Miguel González, 1698)

Die „unsterbliche Sonne“ verehrten die Inkas als Gottheit. (Goldene Reliquie)

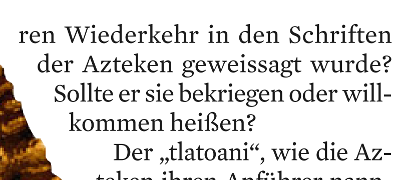
Von
HELENE ZUBER

Montezuma II. plagten böse Vorahnungen. Boten und Kundschafter hatten dem Kaiser der Azteken berichtet, dass weißhäutige Fremde an der Ostküste seines Reiches gelandet waren. Sie führten feuerspeiende, donnernde Waffen, riesige gefleckte Hunde und Reittiere mit sich, die wie Hirsche aussahen. Montezuma wollte die Langbärte nicht treffen. Deshalb schickte er ihnen goldenen Schmuck, damit sie reich beschenkt dorthin zurückkehrten, woher sie gekommen waren.

Doch das Gold weckte erst recht die Gier der Eroberer, geführt vom Notar Hernán Cortés aus der bitterarmen spanischen Region Extremadura. Er hatte es auf der wenige Jahre zuvor eroberten Insel Kuba als Sekretär des Gouverneurs zu Vermögen gebracht und war im Februar 1519 aufgebrochen – mit 109 Seeleuten, 508 Fußsoldaten und 16 Pferden. Er wollte, so beschrieb er sein Ziel, „unser Vaterland ehren, unseren König verherrlichen und uns reich machen“.

Monatelang zauderte Montezuma. Der Herrscher, der zwischen dem Golf von Mexiko und dem Pazifik über ein Gebiet von der Größe des heutigen Italien gebot, hatte zahlreiche Stämme unterworfen, die ihm Tribut und Sklavendienste schuldeten. Einst war er selbst Hohepriester gewesen, also sollte er sich darauf verstehen, den Willen der Götter zu ergründen. Doch diesmal wusste er sich keinen Rat. Waren die Fremden Abgesandte eines mächtigen, fernen Königs, wie sie selbst vorgaben? Handelte es sich gar um jene Götter, de-





ren Wiederkehr in den Schriften der Azteken geweissagt wurde? Sollte er sie bekriegen oder willkommen heißen?

Der „tlatoani“, wie die Azteken ihren Anführer nannten, hielt Cortés mit seiner zusammengewürfelten Truppe nicht auf. Am 8. November 1519 ließ er die Eindringlinge gar in seine Hauptstadt Tenochtitlán einziehen. Errichtet zu Beginn des 14. Jahrhunderts auf einer Insel inmitten eines Seensystems, war sie mit ihren bis zu 400 000 Bewohnern damals eine der größten Siedlungen der Welt. Und mit ihren Palästen aus rotem Stein und Alabaster, den mit Steinfiguren verzierten Tempelpyramiden und den bunten Märkten wohl auch die schönste. Weil die drei zum Festland führenden Dämme durch Zugbrücken unterbrochen werden konnten, fühlte sich der Herrscher hier inmitten seiner Leibwächter sicher.

Welch ein Irrtum. Der Tlatoani empfing Cortés mit allen Ehren aztekischer Gastfreundschaft. Dazu sprach er unterwürfige Begrüßungsfloskeln und wies dem Spanier und seinem Gefolge einen stattlichen Palast zu. Während der Indianer voller Stolz sein Heiligtum herzeigte, erkannte der mit allen Finten eines Juristen vertraute Eindringling, dass der Herrscher der Azteken einen fatalen Fehler begangen hatte. Indem Montezuma die Fremden ins Herz von Tenochtitlán eindringen ließ, verspielte er nicht nur sein Leben, sondern auch das Wohl seines Volkes. Er hatte die prachtvolle Stadt dem Untergang geweiht.

Schon wenige Tage später nahm der waghalsige Cortés, begleitet von hochrangigen Hauptleuten und etwa 30 bewaffneten Soldaten, den Azteken-Kaiser während einer Audienz in dessen eigenem Palast gefangen und ließ ihn ins Quartier der Spanier bringen.

Im Handstreich hatte sich der Draufgänger des streng hierarchisch-sakral organisierten Reiches bemächtigt. Er kontrollierte es von der Spitze: Montezuma durfte formal weiterregieren, doch die Spanier führten ihm die Hand. Er und seine Adligen mussten sich als Vasallen dem spanischen König unterwerfen, Unmengen Gold aus allen Landesteilen herbeischaffen und sich gar taufen lassen.

Cortés soll von Anfang an entschuldigend erklärt haben, die Spanier litten unter einer Krankheit des Herzens, die nur mit Gold zu heilen sei.

Es half alles nichts. Sieben Monate später war Montezuma tot – ermordet von seinen Gästen oder von Aufständischen aus den eigenen Reihen. Nun sollte es nur noch etwas mehr als ein Jahr dauern, bis die Spanier Mexiko ganz erobert hatten.

Ihr schneller Sieg über die Azteken kann als beispielhaft gelten für die spezielle Art der Begegnung zwischen Alter Welt und Neuer Welt. Die Einnahme Mexikos war sicher die spektakulärste, „da die mexikanische Kultur die glanzvollste der präkolumbischen Welt ist“, wie der französisch-bulgarische Philosoph Tzvetan Todorov in seinem Buch „Die Eroberung Amerikas“ festgestellt hat.

Mexiko wurde mit seinen Gold- und Silberschätzen zum Juwel des größten Weltreichs der Zeit: König Carlos I. von Spanien, seit Juni 1519 als Karl V. zugleich Oberhaupt des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, rühmte sich der Beherrschung eines Imperiums, in dem die Sonne nie unterging. Mit der Conquista des Cortés erfasste der europäische Expansionismus nach den portugiesischen Eroberungen in Afrika nun den amerikanischen Kontinent.

Dem Beispiel von Hernán Cortés folgte ein Jahrzehnt später Francisco Pizarro in Peru. Wie sein entfernter Verwandter Cortés war der Haudegen ein Adliger niederen Ranges. Als unehelicher Sohn eines spanischen Ritters war er in Panama reich geworden. Und ähnlich wie sein Vorbild wollte der Analphabet Pizarro noch mehr Ruhm und Macht erwerben.



Voraztekische Sonnenpyramide von Teotihuacán

JÜRGEN RITTERBACH / VARIO IMAGES

Die Geschichtsschreibung beurteilt die beiden Conquistadores unterschiedlich. „Durchaus ein faszinierender Charakter“ ist Cortés in den Augen des Historikers Felix Hinz von der Universität Kassel. Er bescheinigt dem Mann, der bei der Eroberung Tenochtitláns 34 Jahre alt war, nicht nur Wagemut und listenreiche Taktik, sondern auch echtes Interesse für andere Kulturen. Ihn habe schon ein „ganz neuzeitliches Entdeckerstreben“ angetrieben. So berichtete Cortés seinem Herrscher in Briefen von der Eroberung Mexikos und sah sich dabei sehr selbstbewusst in einer ähnlichen Rolle wie Julius Caesar, der einst die Unterwerfung Galliens in seiner Schrift „De bello Gallico“ geschildert hatte.

Pizarro dagegen wollte sich vor allem bereichern. Als Junge hatte er die Schweine in den Korkeichenwäldern seiner spanischen Heimat gehütet. Ein Zeitgenosse, der Franziskanermönch Bernardino de Sahagún, schrieb später, Pizarro sei in die Neue Welt aufgebrochen, um dort nach Gold zu suchen wie ein Schwein nach Eicheln.

Skrupel kannte der bei der Unterwerfung Perus 57-Jährige nicht. Mit nur 164 Mann hatte er die Anden überquert und war im November 1532 nach Cajamarca vorgedrungen, wo ihn der Inka Atahualpa ehrenvoll empfing. Pizarros Haufen richtete auf dem Hauptplatz ein Massaker an: Er metzelte an die 10 000 unbewaffnete Indianer nieder. Dabei nahm Pizarro den Inkaherrscher gefangen und usurpierte ein wohlorganisiertes Staatswesen, das sich über tausend Kilometer erstreckte (siehe Karte). Die Geisel ließ als Lösegeld 7 Tonnen Gold und 13 Tonnen Silber herbeischaffen. Zum Dank richteten die Spanier Atahualpa mit dem Würgeeisen hin.

Grausamkeiten wie diese brachten den Philosophen Egon Friedell dazu, die Eroberung Mexikos und Perus in seiner „Kulturgeschichte der Neuzeit“ 1927 als die „empörendsten und sinnlosesten Taten der Weltgeschichte“ zu verurteilen. Es sei „tragisch und grotesk“, schreibt der Wiener, „mit welchem Dünkel diese Spanier, Angehörige der brutalsten, abergläubischsten und ungebildetsten Nation ihres Weltteils“ auf Kulturen geblickt hätten, „deren Grundlagen sie nicht einmal ahnen konnten“. Woher schöpften die Spanier also dieses Selbstbewusstsein, mit dem sie um 1500 zu unbekannten Gestaden aufbrachen?

Sie bezogen ihr Vertrauen in die eigene Unverwundbarkeit aus einem historischen Sieg ihrer christlichen Religion in der Heimat. Denn nachdem Spanien jahrhundertelang muslimisch beherrscht und geprägt gewesen war, hatte die christliche Rückeroberung der Halbinsel, die „Reconquista“, im Kolumbus-Jahr 1492 mit der Einnahme des letzten muslimischen Königreiches Granada ihren Abschluss gefunden. Die christlichen Sieger strotzten vor Selbstbewusstsein.

Ein Zufall war ihnen dabei zu Hilfe gekommen: Die Gebeine des Apostels Jakobus waren 816 in Galicien beigesetzt worden. Allein die Kunde vom Grab des Heiligen lockte seit dem 10. Jahrhundert Heerscharen frommer Wallfahrer aus allen Ländern der Christenheit an.

Dieser Geist der Pilgerreise stärkte die Spanier in den nachfolgenden Generationen. Im Jahrhunderte währenden Kampf gegen den Islam entwickelten sie eine Mentalität, die sie befähigte, weite Teile der Welt zu erobern.

Bei der Reconquista waren die christlichen Krieger mit dem Schrei „Santiago y cierra, España“ (etwa: Heiliger Jakob hilf, die Reihen geschlossen, ihr Spanier!) gegen muslimische Festungen gestürmt. Diese Kreuzzugs-Ideologie setzte sich fort in den Kriegen zur Einnahme der Neuen Welt. Der Schlachtruf blieb, nur der Beiname des Schutzheiligen Jakob wandelte sich vom „Maurentöter“ („matamoros“) zum Indianertöter („mataindios“). Die Indianer deuteten die Jakobsverehrung der Spanier als Kult für einen Kriegsgott.

Gerade die Region der spanischen Extremadura, Herkunft der meisten Conquistadores, war als Grenzgebiet besonders lange umkämpft. Von dort wurden die Mauren im 13. Jahrhundert durch die „caballeros cristianos“ vertrieben. Die christlichen Ritter verkörperten das kastilische Ideal für die kommenden Jahrhunderte. Sie waren zwar bereit, als Krieger für Christus zu sterben. Aber jede intellektuelle oder zivile Berufstätigkeit war unstandesgemäß. Weil sie einzig das Kriegshandwerk beherrschten, suchten sie nach der Ver-

Plünderer der Neuen Welt

Eroberungs- und Entdeckerzüge von Spaniern und Deutschen in Amerika

Hernán Cortés 1519–1524
Francisco Pizarro 1524–1527 und 1531/1532
Diego de Almagro 1535–1537
für das Augsburger Handelshaus der Welser:
Ambrosius Dalfinger 1531–1533
Nikolaus Federmann 1535–1539

Azteken-Reich
Maya-Staaten
Muisca-Reich
Inka-Reich

treibung von Mauren und Juden dringend nach neuen Kampfaufgaben.

Sie waren nicht gerade eine Zierde europäischer Kultur, sondern raue Veteranen-Horden, die den Reichsfrieden in den vereinigten Königtümern des Fernando von Aragón und der Isabel von Kastilien zu gefährden drohten. Begeistert stellten sie sich für die Expeditionen zur Verfügung, welche die „Katholischen Könige“ – den Ehrentitel verlieh der Papst dem Paar – auszurüsten begannen.

Die Landnahme jenseits des Ozeans rechtfertigten die Spanier als Fortsetzung des Kampfes gegen die „Ungläubigen“. Das Ziel der Verbreitung des christlichen Glaubens sollte alle Mittel heiligen. So trug die religiöse Unnachgiebigkeit der Conquistadores gewiss auch zu ihrem Sieg bei. Für seinen Feldzug hatte Cortés ein weißblaues Banner mit dem Kreuz in der Mitte entworfen, welches die spanischen Soldaten vor sich hertrugen: „Freunde, lasst uns dem Kreuz folgen, und mit dem Glauben an dieses Zeichen werden wir siegen“, war darauf in lateinischer Sprache zu lesen.

Gerade der Mann aus der Extremadura verstand es geschickt, in seinen Berichten an die spanische Krone Montezuma als tyrannischen Herrscher über ein Reich des Bösen darzustellen: Er habe schlimme aztekische Bräuche wie Menschenopfer, ja sogar Kannibalismus abgeschafft. Tenochtitlán, die Stadt des Satans, habe er 1521 in einem gerechten Krieg besiegt.

Mexikos Eroberer Hernán Cortés
(Italienische Schule, 16. Jahrhundert)

Immerhin hatten die Spanier beim Ausbau ihres Imperiums ein gewisses rechtliches Problem gesehen. Deshalb erließ die Krone 1513 die Gesetze von Burgos: Die Conquistadores sollten beim ersten Kontakt mit Indianern einen Text, das „requerimento“, auf Spanisch verlesen: Gott sei der Herr der ganzen Welt, sein bevollmächtigter Vertreter auf Erden der Heilige Petrus beziehungsweise der jeweilige Papst. Mit einer päpstlichen Bulle war den spanischen Monarchen schon 1493 die Herrschaft über den neu entdeckten Kontinent übertragen worden. Deshalb müssten sich die Einheimischen sofort der kastilischen Krone unterwerfen. Bei Gehorsamsverweigerung würden sie als Rebellen angesehen, bekriegt und versklavt. An ihrem Tod trügen sie dann selbst Schuld.

Die Conquistadores führten stets Notare mit, die beurkunden mussten, dass die Proklamationszeremonie stattgefunden hatte. Mit dieser Farce verlieh Cortés seinem Vordringen von der mexikanischen Golfküste ins Binnenland den Deckmantel der Legitimität.

Ein besonders krasses Beispiel für die groteske Scheinheiligkeit solch rechtlicher Winkelzüge leistete sich am 15. November 1532 Francisco Pizarro, als er auf dem Stadtplatz von Cajamarca Atahualpa begegnete.

Der Chronik des Adligen Felipe Guaman Poma zufolge ließ Pizarro einen seiner Priester vortreten, der ihn als Abgesandten eines großen Herrschers vorstellte, der die Freundschaft des Inka wünsche. Atahualpa antwortete höflich, er sehe keine Notwendigkeit zu einem Freundschaftspakt.

Da zeigte der Mönch dem Inka Kruzifix und Gebetbuch und forderte ihn barsch auf, sich von seinen Göttern loszusagen. Der erwiderte, er könne seinen Glauben an die „unsterbliche Sonne“ nicht einfach aufgeben. Worauf sich denn der Spanier beriefe? Das stehe alles in der Heiligen Schrift, antwortete dieser.

Atahualpa ließ sich das Brevier reichen, betrachtete Seite für Seite und hielt es an sein Ohr. „Warum sagt das Buch nichts zu mir?“, fragte er und warf es zu Boden. Da brüllte Pizarro, die Indianer schmähten den christlichen Glauben – und gab das Zeichen zum Angriff. „Die Spanier töteten sie alle, wie wenn jemand Lamas schlachten würde“, notierte Atahualpas Neffe.

Die Expansion der Spanier in Amerika gelang durch eine Verbindung von militärischen, religiösen und politischen Elementen: So sah es Octavio Paz, Mexikos hervorstechendster Denker des 20. Jahrhunderts. Die Conquista ähnle nicht der Kolonialpolitik der alten Griechen unter Alexander dem Großen oder dem späteren Regime der Briten, „sondern den christlichen Kreuzzügen und dem Heiligen Krieg der Muslime“.

Doch das Selbstbewusstsein, dem einzig wahren Gott zu dienen, reicht kaum aus als Erklärung dafür, dass es Cortés und Pizarro mit ihren Häuflein von Soldaten gelang, komplexe Reiche mit Millionen Einwohnern zu unterwerfen. Hatten diese doch eine Hochkultur entwickelt, die geprägt war vom Großstadtleben mit raffiniertem Komfort.

Beide Völker hatten ein Straßennetz errichtet – in Peru funktioniert die Pan-



Inka-Ruinenstadt Machu Picchu in den peruanischen Anden

americana noch heute als Verbindungsader – und ein System von raschen Botendiensten organisiert. Sie waren weiter in der Mathematik als ihre Usurpatoren – die Maya hatten die Null erfunden –, ihre Kinder wurden sorgfältig unterrichtet. Sie hatten große Erfolge im Ackerbau durch ausgeklügelte Bewässerung und Düngung.

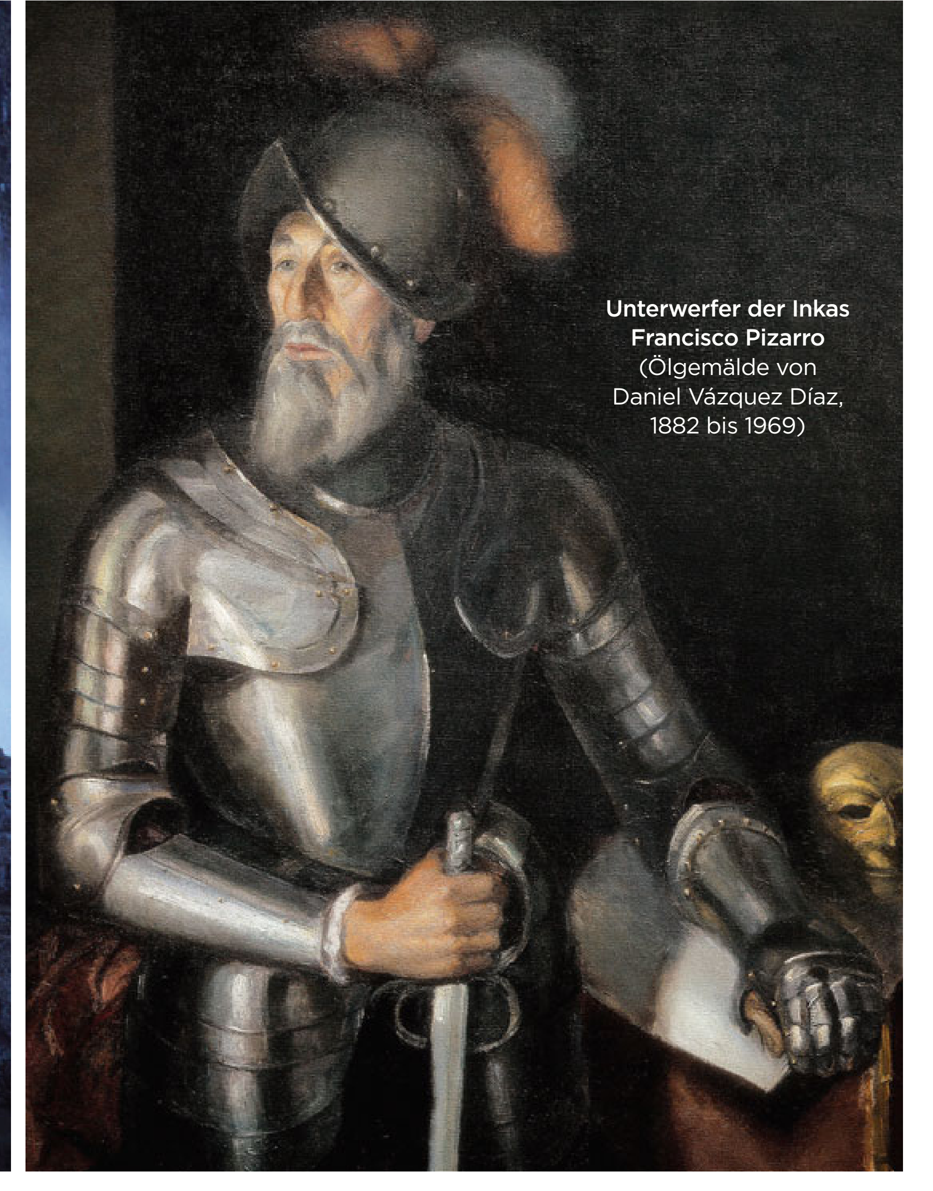
Doch die Spanier führten gleichsam im Gepäck Verbündete ein, mit denen sich die Neue Welt zuvor noch nie hatte auseinandersetzen müssen: Die Pocken zum Beispiel rafften in Mexiko Hunderttausende hinweg, darunter Montezumas Nachfolger. In Peru brach die Seuche um 1525 aus. Ihr erlag der große weise Inka Huayna Capac fern der Hauptstadt Cusco, noch bevor ihm die erste Landung Pizarros gemeldet werden konnte. Die Indianer deuteten das Auftauchen dieser Pest, gegen die sie kein Mittel fanden, als übles Omen und Strafe der Götter. Psychologisch schwächte sie das zusätzlich. Insgesamt sollten in Lateinamerika Millionen Eingeborene den Epidemien erliegen.

Ebenso unbekannt waren in der Neuen Welt die Waffen der Fremden. Die Azteken verstanden sich nicht auf Metallbearbeitung. Ihre Schwerter und Klingen aus Stein konnten nicht viel ausrichten, und ihre Pfeile prallten an den Stahlpanzern der Rüstungen und Helme ab. Vor allem aber erregten die Feuerwaffen und Pulvergeschütze Panik. Denn Wesen, die das Feuer beherrschen, galten den Indianern als Götter.

Überdies waren die Spanier beweglich, da sie Pferde besaßen, welche die Gegner in Angst und Schrecken versetzten. Cortés veranstaltete sorgfältig inszenierte Vorführungen, um die Azteken mit Geschützdonner und mit dem wilden Gebaren seiner Hengste zu beeindrucken (und Pizarro imitierte diese Tricks). So „verstand es Cortés, den Anschein des Magisch-Mysteriösen zu verstärken“, bemerkt Historiker Hinz. Für die Indianer wurde deutlich, dass die Spanier nicht an die Götter der Azteken glaubten, „sie standen außerhalb ihrer Ordnung“. Darin sieht Hinz den „klassischen Fall eines Clash of cultures“. Für die Indianer war es der erste. Die Spanier aber waren auch hier im Vorteil, denn sie hatten sich schon mit der muslimischen Kultur auseinandergesetzt.

Dass der Zusammenprall von Alter und Neuer Welt zugunsten der Spanier ausging, mag auch damit zusammenhängen, dass Montezuma und auch die Inkas die Absichten der Eindringlinge nicht richtig zu interpretieren wussten. Der Philosoph Todorov spricht von einem „Sieg mit Hilfe der Zeichen“. Die Azteken glaubten daran, dass nur geschehen konnte, was ihnen das Schicksal vorbestimmt hatte, und dass die Gegenwart die zyklische Wiederholung von etwas Vergangenem sei. Deshalb halfen Montezuma die Berichte der Boten über das Verhalten der Fremden nicht. Er befragte die Alten, die Wahrsager und die Orakel. Die hielten für möglich, dass der bärtige Cortés ihr

ALAMY / MAURITIUS IMAGES



Unterwerfer der Inkas Francisco Pizarro (Ölgemälde von Daniel Vázquez Díaz, 1882 bis 1969)

Weder Montezuma noch Atahualpa verstanden dagegen die Sprache der Fremden. Möglicherweise hatte ihr verfeinerter Lebensstil sie arrogant gemacht. Beide durchschauten die Finten der Eroberer nicht.

Doch auch das Geschick des Cortés und die brutale Bauernschläue des Pizarro, der sich mit einem mafiösen Netz von Verwandten umgab, hätten nicht für einen Sieg ausgereicht.

Beiden Eroberern kam ein entscheidender Zufall zu Hilfe: Schon vor ihrem Eintreffen war das Lager der Einheimischen gespalten gewesen. Das Nomadenvolk der Azteken hatte sich erst ein Jahrhundert zuvor durch Krieg ein Tribut-Imperium unterworfen. Der sogenannte Dreibund, den Tenochtitlán mit Texcoco am Ostufer und Tlacopán am Westufer des Texcoco-Sees geschlossen hatte, trieb Steuern ein vom Herzstück des Hochlands bis an den Golf von Mexiko, bis in den Regenwald und an die Pazifikküste. Das war ein dichtbesiedeltes Gebiet von der Größe Mitteleuropas. Doch die tributpflichtigen Völker hatten keine gemeinsame Religion, Sprache oder Währung. Viele fühlten sich unterjocht.

Diese Rivalitäten nutzte Cortés aus. Er versprach den Küstenvölkern Befreiung von der Tributpflicht, wenn sie sich dem spanischen König unterstellten. Schließlich konnte er ein Heer von verbündeten Indianern um sich scharen, das dem der Azteken zahlenmäßig kaum nachstand. Die Conquista Mexikos, glauben Historiker wie Hinz, war „zum großen Teil ein Krieg zwischen Indianern, den Cortés mit Glück und Geschick zu dirigieren verstand“.

mächtiger Herrscher Quetzalcóatl sei, der einst fortgegangen und dessen Wiederkehr prophezeit worden war.

Cortés machte sich diesen Mythos zunutze. Dass er die Indianer verstand, verdankte er guten Dolmetschern, insbesondere der Aztekin Malinche. Die war von ihrer Mutter verkauft worden – Sklavenhandel existierte schon im präkolumbianischen Amerika.

Vor seinem Schlag gegen Montezuma war Cortés im April 1519 in Yucatán gelandet, dort erhielt er von den Maya die schöne, sprachbegabte Sklavin als Geschenk. Malinche, mit christlichem Taufnamen Marina, beherrschte aus ihrer frühen Kindheit auch das Náhuatl der Azteken. Cortés nahm sie zur Geliebten, und schnell lernte sie Spanisch.

Malinche, die ihm später einen Sohn gebären sollte, übersetzte für Cortés, was die Abgesandten Montezumas übermittelten. Bei Befragungen von Gefangenen erklärte sie ihm die Götterwelt der Azteken und ihren Mythenglauben. Sie war es, die dem Azteken-Kaiser auf den Zinnen der zentralen Opfer-Pyramide in Tenochtitlán die Forderung von Cortés übermittelte, hier ein Kreuz und ein Marienbild aufzustellen. Auch die Kapitulation der Hauptstadt und ihre Einäscherung hat sie miterlebt. Ob die in der Überlieferung rätselhaft schillernde Dolmetscherin versuchte, den Lauf der Geschichte zugunsten ihres Volkes oder zugunsten ihres Geliebten zu beeinflussen? Keiner weiß es.

Geschickt nutzten die Spanier die Rivalität der Indianervölker.

Pizarro, der Cortés im Sommer 1528 in Spanien getroffen haben soll, hat jedenfalls seine Lehre aus dessen Erfahrungen gezogen. Gleich bei seiner ersten Reise nahm er von der Pazifikküste Perus Gefangene mit nach Panama. Sie hatten gut Spanisch gelernt, als er sich nach Weihnachten 1530 zur Eroberung ihrer Heimat aufmachte.

Das Inkareich dagegen war hierarchisch strukturiert und unter dem weisen Inkaführer geeint. Doch als Pizarro im April 1532 wieder im Norden Perus ankam, erfuhr er durch seine Dolmetscher von den Küstenbewohnern, dass ein Erbfolgekrieg das Land verwüstet habe. Genau wie Cortés gelang es ihm, in ein durch Krieg geschwächtes Staatswesen einzudringen.

Wie aber reagierten die Spanier daheim auf die Eroberung Mexikos und Perus? Löste der Kontakt mit den Kul-

turen der Neuen Welt im Mutterland einen Wandel der streng bigotten, alles Fremde verachtenden Mentalität aus?

Das Gegenteil war der Fall. Der Wiener Philosoph Friedell zog in seiner „Geschichte der Neuzeit" eine vernichtende Bilanz: „Ganz Spanien hat von seinen amerikanischen Schandtaten keinen Segen gehabt: Es ergab sich immer mehr der entnervenden und verdummenden Gewohnheit, von gestohlenem Gut zu leben." Auf dem Lorbeer der Conquista verschlief das Land hinter den Pyrenäen sozusagen den Anschluss an die europäische Neuzeit. Die Inquisition unterdrückte Wissensdurst als Ketzertum, um den Herrschaftsanspruch der katholischen Kirche zu verteidigen.

Zwischen 1503 und 1660 wurden an die 3,5 Millionen Kilogramm Silber und nur etwas weniger Gold nach Sevilla verschifft. Die Kunstschätze der Indianer schmolz man vor Ort zu Barren ein. Doch in Spanien blieb wenig hängen, oft waren die Ladungen der Schiffe schon verpfändet, bevor sie eintrafen. Denn Kaiser Karl V. und seine Nachfolger mussten Schulden bezahlen, die sie für die Conquista und andere Kriege bei Kaufleuten, beispielsweise den Fuggern und Welsern, gemacht hatten.

In Mitteleuropa entwickelte sich, stimuliert durch das Gold der Indianer, ein frühkapitalistisches Finanzsystem. Spanien dagegen kontrollierte im 17. Jahrhundert nur mehr fünf Prozent des Handels mit seinen eigenen Kolonien. Den Löwenanteil hatten Niederländer, Franzosen, Deutsche und Engländer übernommen. Die Spanier dagegen züchteten Schafe. Die Conquistadores ließen das Geld nicht arbeiten, sondern bauten allenfalls protzige Paläste, wie Pizarros Brüder in ihrer Heimatstadt.

Wie wenig Nutzen die Vorkämpfer der Conquista aus der Entdeckung Mexikos und Perus zogen, erklärt der Literaturnobelpreisträger Octavio Paz in seinem Essay „Quetzalcóatl und Tonantzín": Während in Europa nach 1500 die Kritik zur Grundlage des neuen Zeitalters wurde, „verschloss sich Spanien ihr", indem es „seine besten Geister" zensierte und kritisches Denken verbot. Sein Fazit: Den hispanischen Völkern sei es nicht gelungen, wirklich modern zu werden, „weil wir im Unterschied zu allen anderen Abendländern kein Aufklärungszeitalter erfahren haben".

So rächte sich die blutige Eroberung der Neuen Welt.

DOKUMENT

Die millionenfache, unerhört grausame Ausrottung der Einheimischen überlieferte ein mutiger Mönch in einem Skandalbuch.

KRONZEUGE DES VÖLKERMORDS

Man schreibt das Jahr 1520. Unter dem jungen spanischen König Carlos, der seit einem Jahr in Personalunion als Kaiser Karl V. das Heilige Römische Reich Deutscher Nation beherrscht, ist die Eroberung Spanisch-Amerikas in vollem Gang. Da findet am Hof in Madrid eine nicht alltägliche Zusammenkunft statt. Neben dem Monarchen sind die verantwortlichen Spitzenbeamten für die amerikanischen Provinzen anwesend, darunter der Generalnotar Conchillos, der die Interessen des Sklavenhandels vertritt.

Es spricht der zu diesem Zeitpunkt 36-jährige Dominikanermönch Bartolomé de las Casas (1484 bis 1566), als Priester langjähriger Augenzeuge der Conquista. Nach vielem Antichambrieren hat er die Audienz beim Kaiser erwirkt. Sein Bericht schildert den Eroberungsalltag mit all seinen unvorstellbaren Grausamkeiten und Blutbädern. Der flammende Protest des Gottesmannes provoziert Entsetzen und heftigen Disput – und zeigt kurzzeitig Wirkung: Generalnotar Conchillos offeriert seinen Rücktritt. Der Monarch nimmt ihn an, erklärt das bisherige Vorgehen der Eroberer für ungesetzlich und fordert von seinem „Indischen Rat" die Ausarbeitung eines Planes, nach dem die amerikanischen Besitzungen ohne Waffengewalt regiert werden sollen.

Aber Amerika ist weit, die Lobby der transatlantischen Ausbeuter übermächtig. An der Praxis der Conquista ändert sich praktisch nichts. Las Casas lässt sich nicht entmutigen. Alle Beschimpfungen als Wahnsinniger, Verräter, teuflischer Ketzer, als Lutheraner prallen an seinem heiligen Zorn über den Massenmord im Namen Christi ab. 1523 zieht er sich für zehn Jahre in ein Dominikanerkloster auf Hispaniola (Haiti) zurück, wo er Zeugnisse über die Eroberung Amerikas sammelt und seine Hauptwerke beginnt.

Bartolomé de Las Casas (Ölgemälde in Sevilla)

Nachdem der Priester im Jahr 1539 mit einer Predigt in Nicaragua die Soldaten eines spanischen Expeditionskorps zur Fahnenflucht veranlasst hat, bezichtigt ihn dessen Kommandeur des Hochverrats. Man zitiert ihn ins Mutterland, doch der Prozess in Spanien wird niedergeschlagen. Las Casas bleibt vier Jahre und erreicht tatsächlich den Erlass von Reformgesetzen, die 1542 als „Nuevas Leyes de las Indias" in Sevilla verkündet werden. Zitat: „Es soll mit den Bewohnern der Westindischen Länder in allen Dingen so verfahren werden wie mit den freien Untertanen der Krone von Kastilien: Denn zwischen diesen und jenen ist kein Unterschied."

Die Gesetze stoßen auf den erbitterten Widerstand der spanischen Kolonien und werden nie angewandt. Unter dem Druck der Lobbyisten muss Karl V. seine Reform im November

CULTURE-IMAGES/GP

turen der Neuen Welt im Mutterland einen Wandel der streng bigotten, alles Fremde verachtenden Mentalität aus?

Das Gegenteil war der Fall. Der Wiener Philosoph Friedell zog in seiner „Geschichte der Neuzeit“ eine vernichtende Bilanz: „Ganz Spanien hat von seinen amerikanischen Schandtaten keinen Segen gehabt: Es ergab sich immer mehr der entnervenden und verdummenden Gewohnheit, von gestohlenem Gut zu leben.“ Auf dem Lorbeer der Conquista verschlief das Land hinter den Pyrenäen sozusagen den Anschluss an die europäische Neuzeit. Die Inquisition unterdrückte Wissensdurst als Ketzertum, um den Herrschaftsanspruch der katholischen Kirche zu verteidigen.

Zwischen 1503 und 1660 wurden an die 3,5 Millionen Kilogramm Silber und nur etwas weniger Gold nach Sevilla verschifft. Die Kunstschätze der Indianer schmolz man vor Ort zu Barren ein. Doch in Spanien blieb wenig hängen, oft waren die Ladungen der Schiffe schon verpfändet, bevor sie eintrafen. Denn Kaiser Karl V. und seine Nachfolger mussten Schulden bezahlen, die sie für die Conquista und andere Kriege bei Kaufleuten, beispielsweise den Fuggern und Welsern, gemacht hatten.

In Mitteleuropa entwickelte sich, stimuliert durch das Gold der Indianer, ein frühkapitalistisches Finanzsystem. Spanien dagegen kontrollierte im 17. Jahrhundert nur mehr fünf Prozent des Handels mit seinen eigenen Kolonien. Den Löwenanteil hatten Niederländer, Franzosen, Deutsche und Engländer übernommen. Die Spanier dagegen züchteten Schafe. Die Conquistadores ließen das Geld nicht arbeiten, sondern bauten allenfalls protzige Paläste, wie Pizarros Brüder in ihrer Heimatstadt.

Wie wenig Nutzen die Vorkämpfer der Conquista aus der Entdeckung Mexikos und Perus zogen, erklärt der Literaturnobelpreisträger Octavio Paz in seinem Essay „Quetzalcóatl und Tonantzín“: Während in Europa nach 1500 die Kritik zur Grundlage des neuen Zeitalters wurde, „verschloss sich Spanien ihr“, indem es „seine besten Geister“ zensierte und kritisches Denken verbot. Sein Fazit: Den hispanischen Völkern sei es nicht gelungen, wirklich modern zu werden, „weil wir im Unterschied zu allen anderen Abendländern kein Aufklärungszeitalter erfahren haben“.

So rächte sich die blutige Eroberung der Neuen Welt.

DOKUMENT

Die millionenfache, unerhört grausame Ausrottung der Einheimischen überlieferte ein mutiger Mönch in einem Skandalbuch.

KRONZEUGE DES VÖLKERMORDS

Man schreibt das Jahr 1520. Unter dem jungen spanischen König Carlos, der seit einem Jahr in Personalunion als Kaiser Karl V. das Heilige Römische Reich Deutscher Nation beherrscht, ist die Eroberung Spanisch-Amerikas in vollem Gang. Da findet am Hof in Madrid eine nicht alltägliche Zusammenkunft statt. Neben dem Monarchen sind die verantwortlichen Spitzenbeamten für die amerikanischen Provinzen anwesend, darunter der Generalnotar Conchillos, der die Interessen des Sklavenhandels vertritt.
Es spricht der zu diesem Zeitpunkt 36-jährige Dominikanermönch Bartolomé de las Casas (1484 bis 1566), als Priester langjähriger Augenzeuge der Conquista. Nach vielem Antichambrieren hat er die Audienz beim Kaiser erwirkt. Sein Bericht schildert den Eroberungsalltag mit all seinen unvorstellbaren Grausamkeiten und Blutbädern. Der flammende Protest des Gottesmannes provoziert Entsetzen und heftigen Disput – und zeigt kurzzeitig Wirkung: Generalnotar Conchillos offeriert seinen Rücktritt. Der Monarch nimmt ihn an, erklärt das bisherige Vorgehen der Eroberer für ungesetzlich und fordert von seinem „Indischen Rat“ die Ausarbeitung eines Planes, nach dem die amerikanischen Besitzungen ohne Waffengewalt regiert werden sollen.
Aber Amerika ist weit, die Lobby der transatlantischen Ausbeuter übermächtig. An der Praxis der Conquista ändert sich praktisch nichts. Las Casas lässt sich nicht entmutigen. Alle Beschimpfungen als Wahnsinniger, Verräter, teuflischer Ketzer, als Lutheraner prallen an seinem heiligen Zorn über den Massenmord im Namen Christi ab. 1523 zieht er sich für zehn Jahre in ein Dominikanerkloster auf Hispaniola (Haiti) zurück, wo er Zeugnisse über die Eroberung Amerikas sammelt und seine Hauptwerke beginnt.

Bartolomé de Las Casas
(Ölgemälde in Sevilla)

Nachdem der Priester im Jahr 1539 mit einer Predigt in Nicaragua die Soldaten eines spanischen Expeditionskorps zur Fahnenflucht veranlasst hat, bezichtigt ihn dessen Kommandeur des Hochverrats. Man zitiert ihn ins Mutterland, doch der Prozess in Spanien wird niedergeschlagen. Las Casas bleibt vier Jahre und erreicht tatsächlich den Erlass von Reformgesetzen, die 1542 als „Nuevas Leyes de las Indias“ in Sevilla verkündet werden. Zitat: „Es soll mit den Bewohnern der Westindischen Länder in allen Dingen so verfahren werden wie mit den freien Untertanen der Krone von Kastilien: Denn zwischen diesen und jenen ist kein Unterschied.“
Die Gesetze stoßen auf den erbitterten Widerstand der spanischen Kolonien und werden nie angewandt. Unter dem Druck der Lobbyisten muss Karl V. seine Reform im November

1545 widerrufen. Las Casas gibt nicht auf. Bevor er, zum Bischof geweiht, nach Lateinamerika zurückkehrt, verfasst er den „Kurzgefassten Bericht über die Verwüstung der Westindischen Länder“ – das erschütternde Protokoll eines Völkermords.

Als Bischof von Chiapas in Mexiko greift er zum letzten Mittel, das ihm geblieben ist: Er gibt eine Anweisung an die ihm unterstellten Priester mit Vorschriften für Conquistadores heraus, die am Ende ihres Lebens von ihren Sünden freigesprochen werden wollen, um der Hölle zu entgehen. Bis in juristische Details wie die Aufsetzung eines notariellen Protokolls legt diese „Handreichung für alle Beichtväter“ fest, wie jeder sterbende Conquistador, der seine Seele vor ewiger Verdammnis retten will, sein Vermögen unter seine einheimischen Sklaven zu verteilen hat. Die Alternative ist der Kirchenbann.

Die Wirkung der „Handreichung“ war kurzzeitig enorm. Doch die kirchliche Hierarchie sorgte dafür, dass sie bald in Vergessenheit geriet, während Las Casas ihretwegen ein zweites Mal des Hochverrats bezichtigt und nach Spanien zurückbeordert wurde. Auch diesmal verlief der Prozess gegen ihn im Sande. Der Bischof, inzwischen ein alter Mann, blieb fortan in Spanien – und feierte im Jahr 1550 in der von Karl V. anberaumten Disputation von Valladolid sogar einen Triumph: Den scharfen öffentlichen Schlagabtausch mit Dr. Ginés de Sepúlveda, dem Hofchronisten und Chefideologen der Conquista, beherrschte er auf der ganzen Linie.

Wie alle früheren Erfolge erwies sich aber auch dieser als Scheinsieg, wie Hans Magnus Enzensberger in einem engagierten Nachwort zum „Kurzgefassten Bericht“ resümiert hat. In der Praxis änderte sich nichts. Doch unbeugsam setzte der Mönch, an den sich heute nur noch wenige erinnern, seinen einsamen Kampf für die Menschlichkeit bis zum Tod im Alter von 81 Jahren fort. *Rainer Traub*



Massaker in Cholula auf Befehl von Cortés, 1519
(Zeitgenössische Tuschezeichnung)

BARTOLOMÉ DE LAS CASAS: „KURZGEFASSTER BERICHT ÜBER DIE VERWÜSTUNG DER WESTINDISCHEN LÄNDER“ (AUSZÜGE):

Die sogenannten Christen, *welche hier landeten, wählten zwei ganz untrügliche Mittel, diese bejammernswürdigen Nationen auszurotten, und sie gänzlich von der Oberfläche der Erde zu vertilgen. Fürs Erste bekämpften sie dieselben auf die ungerechteste, grausamste, blutgierigste Art; und zweitens brachten sie alle diejenigen ums Leben, von denen sie fürchteten, dass sie nach Freiheit seufzen, danach schmachten, nur daran denken, oder den Martern, welche sie erdulden mussten, entspringen möchten. So verfuhren sie mit allen den Großen des Landes und allen freigeborenen Untertanen: Im Kriege aber ließen sie überhaupt nur Weiber und Kinder am Leben. Sie bürdeten denselben die härtesten, schwersten, drückendsten Lasten auf, die nicht einmal Vieh ertragen kann, geschweige denn Menschen. Unter diese zwei Hauptarten mehr als satanischer Tyrannei lassen sich alle übrigen mannigfaltigen und unzählbaren Qualen, gleichsam als untergeordnete Gattungen bringen, wodurch sie jene Völker zu vertilgen suchten.*

Die einzige und wahre Grundursache, warum die Christen eine so ungeheure Menge schuldloser Menschen ermordeten und zugrunde richteten, war bloß diese, dass sie ihr Gold in ihre Gewalt bekommen wollten …

Die Insel Hispaniola (Haiti) war es, wo die Christen zuerst landeten. Hier ging das Metzeln und Würgen unter den unglücklichen Leuten an. Sie war die erste, welche verheert und entvölkert wurde. Die Christen fingen damit an, dass sie den Indianern ihre Weiber und Kinder entrissen, sich ihrer bedienten, und sie misshandelten. Sodann fraßen sie alle ihre Lebensmittel auf, die sie mit viel Arbeit und Mühe sich angeschafft hatten …

Nun fingen die Indianer an, auf Mittel zu sinnen, vermittelst deren sie die Christen aus ihrem Land jagen könnten. Sie griffen demnach zu den Waffen, die aber sehr schwach sind, nur leicht beschädigen, wenig Widerstand leisten, noch weniger aber zur Verteidigung dienen. Die Spanier hingegen, welche zu Pferde und mit Schwertern und Lanzen bewaffnet waren, richteten ein gräuliches Gemetzel und Blutbad unter ihnen an. Sie drangen unter das Volk, schonten weder Kind noch Greis, weder Schwangere noch Entbundene, rissen ihnen die Leiber auf, und hieben alles in Stücke, nicht anders, als überfielen sie eine Herde Schafe, die in ihre Hürden eingesperrt wäre. Sie wetteten untereinander, wer unter ihnen einen Menschen auf einen Schwertstreich mitten voneinander hauen, ihm mit einer Pike den Kopf spalten oder das Eingeweide aus dem Leib reißen könne. Neugeborene Geschöpfchen rissen sie bei den Füßen von den Brüsten ihrer Mütter und schleuderten sie mit den Köpfen wider die Felsen. Sie machten auch breite Galgen, so dass die Füße beinahe die Erde berührten, hingen zu Ehren und zur Verherrlichung des Erlösers und der zwölf Apostel je 13 und 13 Indianer an jedem derselben, legten dann Holz und Feuer darunter und verbrannten sie alle lebendig …

Alle diese beschriebenen Gräuel, und noch unzählige andere, habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen.

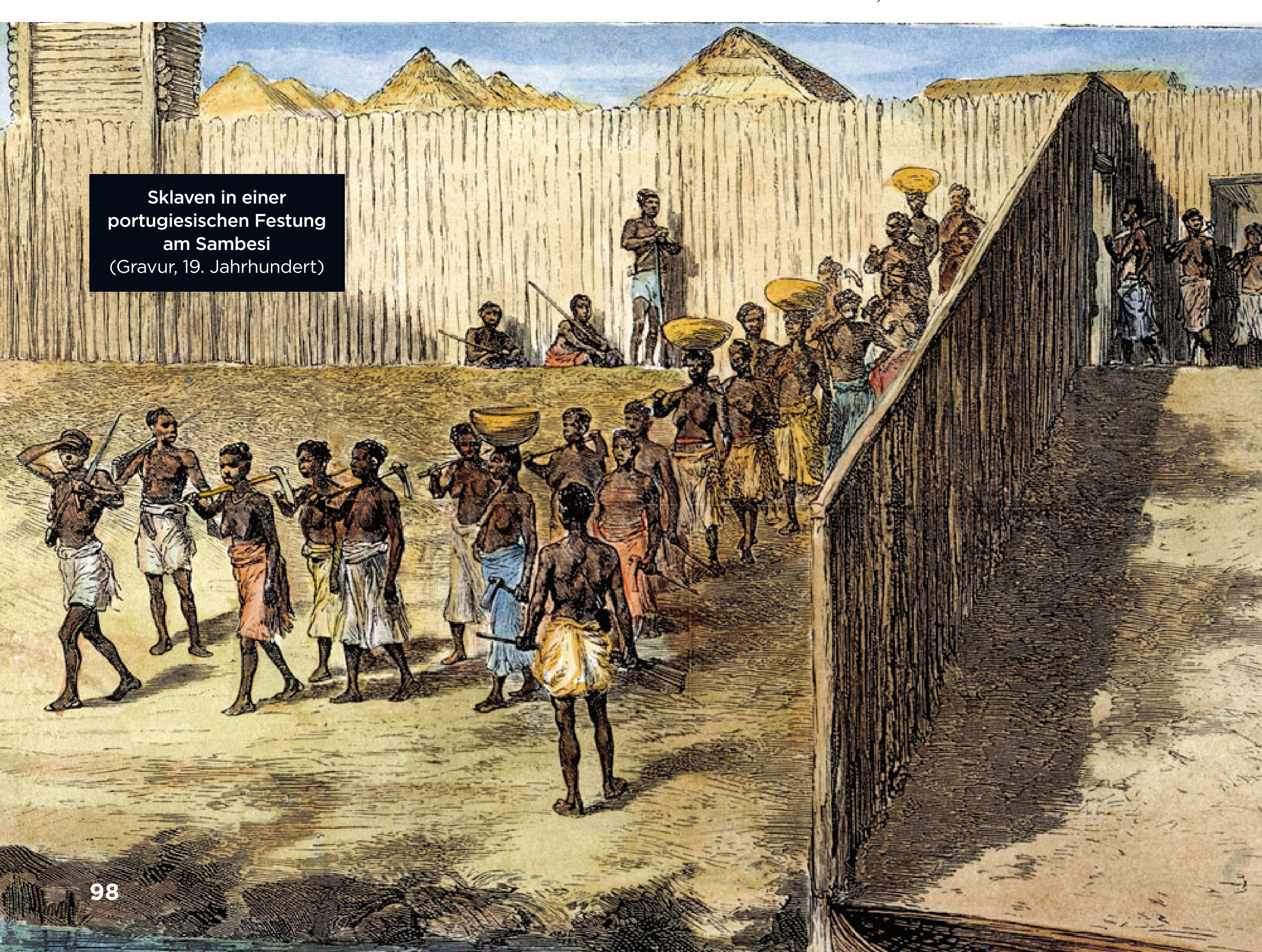
Die Portugiesen verschleppten ab Mitte des 15. Jahrhunderts Sklaven aus Afrika. Andere Nationen folgten, das Geschäft wurde transatlantisch.

Menschenhandel mit päpstlichem Segen

Von FELIX RETTBERG

Die Schiffsärzte waren gründlich. Sie prüften schließlich Ware. Die ließen sie hüpfen, heben und springen. Tasteten ihre Muskulatur ab, begutachteten das Gebiss. Fit, gesund und kräftig musste sie sein: Sklaven aus Afrika. Mit der lebenden Ladung stachen die Schiffe dann für viele Wochen in See. Viele der Verschleppten jedoch kamen am Ziel nicht einmal an. Wenn sie erkrankten und andere anzustecken drohten, zögerte die Schiffsbesatzung nicht: Die Aufseher stießen sie kurzerhand von Bord.

Die ersten Europäer, die nach dem Ende der Antike mit afrikanischen Sklaven handelten, sie über den Ozean verschleppten, waren die Portugiesen. Auf der Suche nach robusten Arbeitskräften mussten die weißen Männer an den Küsten Westafrikas nur anlegen, einkaufen, verladen. Denn dort florierte



Sklaven in einer portugiesischen Festung am Sambesi
(Gravur, 19. Jahrhundert)

der Menschenhandel schon Jahrhunderte vor ihrer Ankunft.

Ob Ghana, Mali oder Songhai – Sklaverei gehörte in den westafrikanischen Feudalreichen zum Alltag. So schrieb der arabische Reisende und Geograf Leo Africanus 1510 über seinen Besuch in Gao, Hauptstadt des Songhai-Reichs am Niger: „Hier gibt es einen bestimmten Platz, auf dem Sklaven verkauft werden, besonders an den Tagen, wenn die Händler sich zusammenfinden. Ein junger Sklave, 15 Jahre alt, bringt sechs Dukaten, Kinder kann man ebenso kaufen. Der König dieses Gebietes hält eine große Zahl von Sklaven und Konkubinen."

Für die afrikanische Wirtschaft spielte der angestammte, einheimische Sklavenhandel ökonomisch jedoch eine geringere Rolle als der transatlantische für die Weißen. Sie war vor allem darauf ausgerichtet, den eigenen Bedarf des täglichen Lebens zu decken. Die Europäer hingegen brauchten immer mehr Arbeitskräfte für den Abbau von Gold und Silber und für die riesigen Plantagen, auf denen sie bald in der Neuen Welt vor allem für den Export produzieren sollten.

Die meisten Sklaven Afrikas ackerten in der Landwirtschaft. Ihr Leben glich dem gewöhnlicher Kleinbauern. Sie konnten heiraten, Kinder aufziehen und eigene Häuser bewohnen. Die neuen Großkunden auf dem Menschenmarkt hatten anderes im Sinn.

Am Anfang des europäischen Sklavenhandels, in der Mitte des 15. Jahrhunderts, war das Königreich Portugal die größte See- und Handelsmacht. Entlang den afrikanischen Küsten drangen portugiesische Seefahrer immer weiter nach Süden vor. Solche Expeditionen kosteten Geld, viel Geld. Und Portugal mangelte es an Arbeitskräften. Die Rückeroberung des Landes von den Mauren hatte das eher menschenarme Königreich viele Opfer gekostet. Auch auf den Plantagen der neu in Besitz genommenen Inseln Madeira und São Tomé sowie den Azoren vor der Küste Westafrikas fehlten nun die Leute.

Die Afrikaner galten als robuste Feldarbeiter. Doch die Versuche, bei den frühen Fahrten entlang der westafrikanischen Küste selbst Menschen zu fangen, endeten für die Portugiesen mehrfach mit schweren Niederlagen, den wendigen Kriegskanus einiger Stämme hatten sie kaum etwas entgegenzusetzen. Und so nutzten sie ihre Beziehungen zu den Herrschern und Händlern des Nachbarkontinents. Sie ersparten sich beschwerliche Beutezüge ins Landesinnere und das erhebliche Risiko, im „Grab des weißen Mannes", wie Westafrika genannt wurde, an Malaria oder Gelbfieber zu sterben.

Erstmals im Jahr 1444 wurden die afrikanischen Sklaven auf den Märkten in Portugal verkauft. Die Geschäfte gingen so gut, dass die Portugiesen 1482 im heutigen Ghana ihren ersten dauerhaften Stützpunkt an der Westküste Afrikas errichteten – mit Zustimmung der regionalen und lokalen Machthaber.

In den frühen Jahrzehnten des Handels verschifften die Portugiesen die Sklaven ins eigene Land oder auch nur von einem afrikanischen Sklavenmarkt zum anderen. Ab 1525 segelten die Sklavenschiffe dann direkt und regelmäßig von der afrikanischen Küste aus in die Neue Welt, um dort die neuen europäischen Herren zu beliefern.

Damit ihnen vor allem die spanische Konkurrenz nicht ins Geschäft pfuschen konnte, versuchten die Portugiesen, sich schnell ein Monopol zu sichern. Papst Nikolaus V. garantierte dem portugiesischen König Alfons V. gleich zweimal, 1452 und 1455, schriftlich das Recht der Versklavung von „Heiden" und Andersgläubigen.

Im Großraum zwischen der Sahara und der Guinea-Küste machte den muslimischen Händlern niemand das Sklavengeschäft streitig. Ihre Ware verschafften sie sich auf verschiedene Weise. Bei Kriegen zwischen Nachbarstaaten pflegte die siegreiche Partei militärische und zivile Gefangene zu versklaven. Mancher Krieg wurde nur mit dem Ziel geführt, Menschen zu erbeuten. Versklavt werden konnte auch, wer wegen Hexerei, Ehebruchs oder religiöser Frevel für schuldig erklärt worden war. Zudem hatte, wer Schulden nicht tilgen konnte, oft keine andere Wahl, als sich in die Sklaverei zu begeben und mit dem Risiko zu leben, dass er verkauft und verschifft wurde.

In einigen Regionen gab es Handelsrestriktionen. In Benin, einem der Zentren des Sklavenhandels, existierte vom Jahr 1516 bis ins 18. Jahrhundert ein Ausfuhrverbot sowohl für versklavte Einheimische als auch für Importsklaven. Der Staat Dahomey untersagte nur den Export von Landeskindern.

Vielfach bestanden afrikanische Könige darauf, dass europäische Käufer zuerst ihnen eine Anzahl an Sklaven abkauften, bevor sie mit professionellen Sklavenhändlern Geschäfte machen durften. Auch davon profitierten sie durch hohe Besteuerung, meist in Gold.

Im Tausch für die Sklaven forderten die Herrscher und Händler Tuche, Metalle oder Wein von der Iberischen Halbinsel. Nach 1500 erschienen Schnaps aus Amerika und Textilien aus Indien auf afrikanischen Wunschlisten, manchmal auch Kaurischnecken aus dem Indischen Ozean oder Sklaven aus Fernost. Für Jahrhunderte waren Messing, Kaurigeld und Textilien das wichtigste Importgut in Afrika, gefolgt von Alkohol und Waffen.

In Westafrika gehörte der Sklavenhandel schon zum Alltag.

Je mehr die Europäer die Neue Welt vereinnahmten, desto mehr verlangten sie nach Sklaven aus Afrika. Denn die indigene Bevölkerung Amerikas war großenteils umgebracht worden oder den von den Europäern eingeschleppten Krankheiten erlegen. Die als widerstandsfähiger geltenden Schwarzen sollten sie ersetzen. Ohne deren Ausbeutung wäre die europäische Expansion auf dem neu entdeckten Kontinent nicht möglich gewesen.

In den Anfangsjahren verfrachteten die Portugiesen etwa 700 bis 800 Sklaven pro Jahr in ihr Mutterland. Mit der wachsenden Nachfrage in der Neuen Welt und dem steigenden Bedarf anderer Kolonialnationen stieg die Zahl vom 16. Jahrhundert an unaufhaltsam. 1680 wurden bereits mehr als 10 000 Afrikaner verschifft. Um 1720 waren es mehr als 50 000, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zu 80 000 jährlich.

Bis ins 19. Jahrhundert wurden so 12,5 Millionen Afrikaner, angekettet und unter Deck zusammengepfercht, Richtung Amerika verschleppt. Von ihnen starben 1,8 Millionen schon auf der Fahrt über den Atlantik eines elenden Todes.



El-Dorado-Floß als zeitgenössische Goldschmiedearbeit, ausgestellt im Museo del Oro in Bogotá

An der Eroberung Lateinamerikas durch die spanische Krone waren auch Deutsche beteiligt, die Venezuela ausbeuten wollten – mit verheerenden Folgen für die Indios.

Gold in der Lagune

Von KAREN ANDRESEN

Am Ende war es die Gier nach dem Gold, die ihnen allen zum Verhängnis wurde. Dem Augsburger Handelshaus der Welser ebenso wie dessen Vertretern in der Neuen Welt.

Philipp von Hutten etwa. Der fränkische Reichsritter machte sich 1541 im Auftrag der Augsburger auf die Suche nach dem sagenumwobenen Schatz von El Dorado. „Ain Furer", schrieb er vor der Reise an seinen Bruder Moritz, habe sich „beym Kopf" verpflichtet, „uns innerhalb sechs Monat ze furen, do wir alle reich und selig werden".

Aus den sechs Monaten wurden fünf Jahre, ohne dass von Hutten größere Reichtümer fand. Im Mai 1546 ermordete ihn ein spanischer Rivale um Macht und Beute.

Oder Ambrosius Dalfinger, erster Gouverneur der Welser in Venezuela, getötet auf einem Eroberungszug durch den Giftpfeil eines Indios.

Oder Nikolaus Federmann, der wohl findigste der Welserschen Schatzsucher, gestorben einsam und verbittert in einem Kerker im spanischen Valladolid.

Dabei hatte alles mit guten Nachrichten begonnen, jedenfalls aus europäischer Perspektive. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts fand der Spanier Hernán Cortés in Mexiko kostbare Edelmetalle. Einen Teil davon schickte er 1522 an den Hof Karls V., was Begehrlichkeiten quer durch Europa weckte. Der alte Kontinent geriet in Goldgräberstimmung, Amerika galt fortan als Paradies für lukrative Eroberungszüge. Frankreich war interessiert und Portugal auch.

Um den Konkurrenten zuvorzukommen, beschloss die spanische Krone, sich das gewinnträchtige Land so schnell wie möglich untertan zu machen. Die Sache hatte allerdings einen Haken: Karl V. war hochverschuldet. Allein schon seine Kriege gegen Frankreich und später ge-



Der See Guatavita, wo nach der Legende El Dorado den Göttern Gold und Edelsteine geopfert haben soll

gen die Osmanen kosteten Unsummen. Um Söldner und Siedler nach Übersee schicken zu können, brauchte der 1520 zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Gekrönte dringend privates Kapital. Und so kam es, dass sich mit Hilfe der Firma „Bartleme Welser vnnd Geselschafft" auch Deutsche an der Eroberung Lateinamerikas beteiligten.

Die Augsburger Familie, die mit dem Verkauf von Tuchen und Seide, von Gold und Gewürzen reich geworden war, gehörte seit langem zu den Geldgebern des Monarchen. Als Ausgleich für die Finanzspritzen hatte Karl V. bisher nicht nur Staatseinnahmen verpfändet, sondern auch Schürfrechte in spanischen Erzminen oder Lieferungen von Edelmetallen aus Amerika geboten.

Nun sollte die Statthalterschaft für Venezuela dazukommen. Die Region war das Erste, was Christoph Columbus 1498 vom Kontinent der Neuen Welt zu sehen bekommen hatte. Später besuchte der Italiener Amerigo Vespucci das Land, dem er angeblich den Namen gab:. Die Pfahldörfer der Indios, die er bei seiner Reise sah, hätten ihn an Venedig erinnert, heißt es. Deshalb habe er das Gebiet Venezuela, also Klein-Venedig, genannt.

Die Welser waren der Region am Karibischen Meer schon näher gerückt, bevor sie 1528 den Vertrag mit der Krone abschlossen: In Santo Domingo auf der Insel Hispaniola – heute Haiti und die Dominikanische Republik – hatten sie 1526 eine Niederlassung gegründet. Per Schiff wurden Luxuswaren, Lebensmittel und militärische Ausrüstungsgegenstände dorthin gebracht – Material zur Eroberung und Versorgung des Festlands.

Welser-Schatzsucher
(Federzeichnung von Hieronymus Köler)

Besonders profitabel war die Route allerdings nicht. Auf der Rückreise nach Europa waren die Schiffe meist schlecht ausgelastet. Es fehlte an ausbeutungsfähigem, nahe gelegenem Land, das die Unternehmung deutlich gewinnbringender hätte gestalten können.

Die Möglichkeit bot sich, als in Venezuelas Nachbarprovinz Santa Marta, wo man in einem Indiodorf eine Goldschmelze gefunden hatte, Aufstände ausbrachen. Karl V. wollte sie möglichst schnell niederschlagen. 6000 Dukaten gaben die Welser, um eine Truppe aufzustellen, die den Aufruhr beenden sollte. Gleichzeitig vereinbarte die Krone mit den Augsburgern die Statthalterschaft über die benachbarte Region Venezuela, verbunden mit einem Handelsmonopol und dem Recht, Sklaven aus Afrika in die Neue Welt einzuführen.

Doch der Inhalt des „Asiento" genannten Vertragswerks vom 27. März 1528 verhieß den oberdeutschen Geschäftsleuten durch-

ADAM WOOLFITT/CORBIS (O.)

aus nicht nur Gutes. Die Kosten für Eroberung und Besiedlung des Gebietes, das vom Kap Vela auf der heute größtenteils zu Kolumbien gehörenden Halbinsel Guajira bis zum Kap Maracapaná nahe der venezolanischen Stadt Cumaná reichte, mussten sie selbst tragen. Sie waren verpflichtet, mindestens zwei Städte zu gründen und jeweils 300 Europäer dort anzusiedeln.

Der erste Statthalter, den die Welser in die neue Provinz schickten, war Ambrosius Dalfinger (auch Talfinger oder Alfinger genannt). Seit 1526 stand der Mann in Diensten der Augsburger Kaufleute. Im März 1529 traf er in Venezuela ein und brach bald darauf zu seinem ersten Eroberungszug auf. Ziel war der Maracaibo-See. Gold erbeutete er hier zwar noch nicht, aber bei Beamten der spanischen Krone bestellte er schon mal eine verschließbare Truhe und Geräte zum Schmelzen und Stempeln von Gold.

Später verschlug es ihn in das „Tal der Pacabueyes“, die Gegend um das heutige Valledupar in Kolumbien. Die Eingeborenen dort waren reicher als alle Indiostämme, die der Welser-Statthalter bisher getroffen hatte. Mit 170 Soldaten zu Fuß und zu Pferde drang Dalfinger in die 1000-Hütten-Siedlung Tamara ein und raffte, was er an Kostbarkeiten kriegen konnte: Schmuck, Statuen, religiöse Utensilien. Was ihm die Indios nicht freiwillig übergaben, holte er sich mit Mord und Folter.

„Zerstörend und verwüstend, mit blutiger Härte tobend“, sei Dalfinger vorgegangen, berichtete später ein Chronist. Ureinwohner wurden in Holzkäfigen gefangen gehalten, um von den Familien Gold zu erpressen. Spurten die Angehörigen nicht, mussten die Gefangenen verhungern.

Doch der brutale Beutezug brachte dem Welser-Statthalter kein Glück. Das weiter südlich gelegene „Goldland“ des Muisca-Volkes, nach Erzählungen der Indios reicher noch als das „Tal der Pacabueyes“, bekam er nie zu sehen. Der nötige Nachschub für den Weitermarsch blieb weitgehend aus. Eine Delegation, die mit dem von den Pacabueyes erbeuteten Gold neue Waffen, Soldaten und Pferde kaufen sollte, kam unterwegs bis auf einen Mann ums Leben, versunken vermutlich in einer Sumpfniederung. Statuen und Schmuck hatten die Männer vorher irgendwo vergraben – sie wurden nie wiedergefunden.

Mühsam schleppten sich Dalfinger und seine Gefolgsleute entlang der Kordilleren, immer wieder in blutige Gefechte verwickelt. Oft flohen die Indios und setzten ihre Dörfer in Brand, damit die Eindringlinge kein Essen und kein Nachtlager vorfanden. In Dalfingers Truppe wurde die Nahrung knapper und knapper. Schließlich geriet er in einen Hinterhalt, der vergiftete Pfeil eines Indios traf ihn am Hals, vier Tage später war er tot.

Die Indios wurden vertrieben, versklavt und ermordet.



Welser-Galeone „La nostra Segnora qua da Lupa“ der Venezuela-Flotte (Federzeichnung von Hieronymus Köler)

Das Goldfieber aber, das ihn angetrieben hatte, überdauerte. Unter den vergrabenen Schätzen aus dem Tal der Pacabueyes war die große Statue einer indianischen Göttin aus feinstem Gold. Sie beflügelte die Phantasie der Venezuela-Eroberer über Dalfingers Tod hinaus.

Und dann gab es da noch den Mythos vom vergoldeten Herrscher El Dorado, der damals begann, die Menschen zu beschäftigen: In der Heimat des Muisca-Volkes im Hochland von Bogotá, so die Legende, musste sich der Thronfolger, bevor er König wurde, einem feierlichen Ritual unterziehen, um der Gottheit zu huldigen. Nachdem er an der Lagune von Guatavita seine Kleidung abgelegt hatte, wurde er mit Balsam eingerieben und danach mit Gold bestäubt. Auf einem Floß stehend warf der künftige Herrscher dann die ihm zu Füßen liegenden Pretiosen ins Wasser, dasselbe taten seine Begleiter. Anschließend wusch der Vergoldete sich in der Lagune.

Mehr als vier Tonnen Gold und über 10 000 Smaragde soll der Schatz des Dorado ausgemacht haben – wenn es ihn denn wirklich gab. Weder die Welser noch die Spanier konnten ihn je an sich bringen.

Aber welch eine Geschichte! Bis heute lebt „Eldorado“ als Inbegriff für Reichtum und Wohlleben in unserem Sprachschatz fort. Die Abgesandten der Welser müssen schon bald nach ihrer Ankunft davon gehört haben, wussten nur nicht, wo genau sie suchen sollten. Also machten sich Dalfinger und seine Nachfolger immer wieder auf den Weg, angetrieben von Habgier und Abenteuerlust, aber auch von dem enormen Druck, die teuren Expeditionen zu finanzieren. Denn das ökonomische Risiko, das die Eroberung Venezuelas bedeutete, gaben die Augsburger an ihre Statthalter vor Ort weiter: Die Gouverneure mussten die Kosten für ihre Expeditionen selbst aufbringen und dafür oft sogar Kredite bei ihrem Arbeitgeber aufnehmen. Ihre finanzielle Lage glich deshalb eher der eines „Subunternehmers“ als eines Angestellten, so der Historiker Jörg Denzer in seinem Buch über die Welser in Venezuela*.

Selbst wenn die Expeditionen erfolgreich waren, konnten die Statthalter nur einen Teil der Beute für sich und für die Bezahlung ihrer Söldner behalten, den Rest beanspruchten in jedem Fall die Welser.

Diese finanzielle Knebelung hatte verheerende Folgen für die gesamte Provinz, vor allem aber für die indianische Bevölkerung. Die Indios wurden vertrieben, versklavt, ausgeplündert und ermordet.

* Jörg Denzer: „Die Konquista der Augsburger Welser-Gesellschaft in Südamerika 1528–1556“. Verlag C.H. Beck, München; 340 Seiten; 58 Euro.

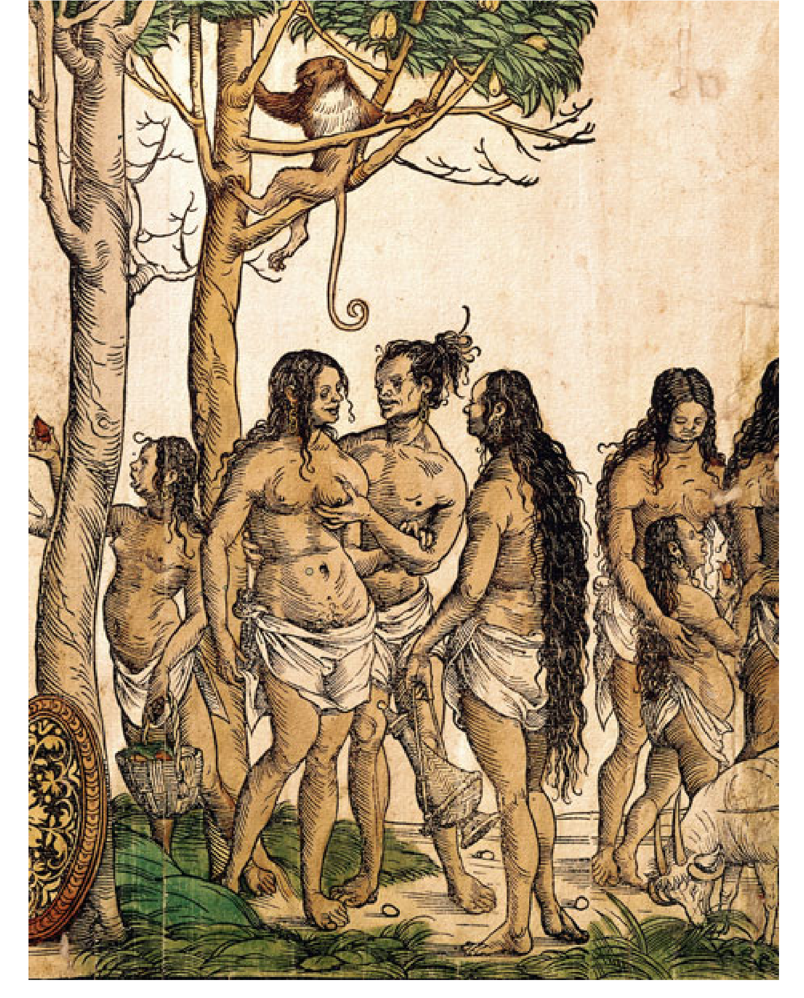
Im Sinne der spanischen Krone war das nicht unbedingt. Karl V. wollte die Ureinwohner unterwerfen – vernichten wollte er sie nicht. Zwar war erlaubt, Indios, die sich den Europäern nicht fügen wollten, mit einem „gerechten Krieg“ zu überziehen und als Sklaven gefangen zu nehmen. Ansonsten aber sollten die Ureinwohner zum Christentum bekehrt und angetrieben werden, als willfährige Untertanen zur ökonomischen Entwicklung des Landes beizutragen, zum Wohle der Krone und ihrer Helfer.

Doch die Welser-Statthalter wollten nicht warten, bis die Region irgendwann mehr Profit abwarf. Vielleicht würden sie ja bis dahin längst nicht mehr in Diensten der Augsburger stehen. Also stahlen sie lieber, was die Indios besaßen, statt beispielsweise nach Bodenschätzen zu suchen oder Plantagen anzulegen.

Zudem brauchten sie Sklaven. Als Träger auf Expeditionen, aber auch als Handelsware, um, wenn das Ergebnis ihrer Beutezüge mager war, die Kosten wenigstens über die Versteigerung von Einheimischen aufzubringen.

Häufig wurden den verschleppten Menschen eiserne Halskrausen angelegt, versehen mit langen Ketten, die sie aneinanderbanden. Wer erschöpft zusammenbrach, dem wurde, wie Augenzeugen berichteten, der Kopf abgeschlagen, um das Halseisen nicht öffnen zu müssen. Von den Trägern überlebte kaum einer die Strapazen, meistens starben die Indios unterwegs an Entkräftung und Auszehrung.

Leidtragende dieser Politik waren auch die in Europa angeworbenen Kolonisten, die teilweise mit Frau und Kindern in der Provinz lebten. Infolge von Versklavungen und Plünderungen gaben die Indios ihre Dörfer im Umfeld der von den Welsern gegründeten Städte auf. In der Ödnis, die sie hinterließen, wurde es für die christlichen Siedler immer schwieriger, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten.


Südamerikanische Ureinwohner
(Holzschnitt von Hans Burgkmaier dem Älteren)

Die Welser wiederum lieferten zwar Ware per Schiff an, doch die Empfänger hatten trotz aller Eroberungszüge meist nicht genug Geld, um sie zu bezahlen. Schließlich waren die Siedler so überschuldet, dass das Handelshaus 1531 seine Lieferungen weitgehend einstellte. Wenn sie „das Land schwimmend verlassen könnten, gäb es niemanden, der hier bliebe“ – so berichtete Bischof Rodrigo de Bastidas der spanischen Krone aus der Provinzhauptstadt Coro über die verzweifelte Lage der Menschen, die weder genügend zu essen noch ausreichend Kleidung hatten.

Wie genau die Welser darüber Bescheid wussten, welche Verheerungen in Venezuela angerichtet wurden, ist schwer auszumachen. Sicher ist, dass die Kaufmannsfamilie kaum Kontrolle über das ferne, ihr völlig unbekannte Land haben konnte. Briefe zwischen Coro und Augsburg waren je Strecke bis zu sieben Monate unterwegs, außerdem schilderten die Gouverneure ihrer Zentrale wohl ohnehin nur, was in ihrem eigenen Interesse lag, und handelten ansonsten nach eigenem Gutdünken.

Am Hofe Karls V. hingegen wurde man der Nachrichten über das Wüten der privaten Conquistadores mehr und mehr überdrüssig. Lange schon hatte sich die spanische Indianerschutzbewegung um den Dominikanermönch Bartolomé de las Casas über die Behandlung der Ureinwohner beschwert. 1542 wurden die Rechte der Indios gegenüber den Kolonisten mit den „Leyes Nuevas“ gesetzlich gestärkt.

Der Grund, so Historiker Denzer, war weniger Menschenfreundlichkeit als die Tatsache, dass die privaten Eroberer dem Monarchen nicht mehr nützlich waren. Um 1538 hatte der Welser-Abgesandte Nikolaus Federmann endlich das sagenumwobene Reich des Muisca-Stammes erreicht – wenngleich nicht als Einziger, denn auch zwei Spanier reklamierten das Recht auf die Entdeckung des Ortes für sich. Doch dem spanischen Monarchen war es nicht wichtig, wer zuerst kam.

Entscheidend war, dass damit der letzte weiße Fleck auf der Karte seiner Landnahme beseitigt wurde. Von Peru bis Mexiko gehörten die Indianerlande, „Las Indias“, jetzt geschlossen zu seinem Herrschaftsbereich. Die Welser und ihre Abgesandten hatten ihre Schuldigkeit getan.

Das Ende des deutschen Venezuela-Abenteuers war turbulent. Nikolaus Federmann landete im Gefängnis, weil die Welser ihn der Unterschlagung beschuldigten. Federmann wiederum schwärzte die Augsburger Kaufleute an, widerrechtlich Krongut an sich gebracht zu haben. Die Prozesse zogen sich einige Jahre hin.

Federmann konnte seine Zelle nie mehr lebend verlassen. Die Welser wurden 1555 zwar freigesprochen, ihre Überseeprovinz verloren sie im Jahr darauf dennoch.

Heute ist die Erinnerung an die Augsburger in Lateinamerika nahezu verblasst. Ihr Aufenthalt habe in Venezuela, so der Historiker Eduardo Arcila Farías, kaum mehr „als die Asche der niedergebrannten Dörfer“ hinterlassen.



Es ist, als könnte man Luther ins Gesicht schauen: In der halleschen Marktkirche sind diese Wachsabgüsse vom Leib des Toten ausgestellt, begraben liegt er in Wittenberg.

Revolution des Glaubens

Der Reformator Martin Luther trotzte der Macht von Papst und Kaiser und schrieb Weltgeschichte. Er hetzte aber auch gegen rebellische Bauern, huldigte dem Obrigkeitsstaat und versprühte antisemitischen Hass.

Von ULRICH SCHWARZ

Wittenberg an der Elbe, im ausgehenden 15. Jahrhundert eine Residenzstadt mit 2000 Einwohnern am Rande des abendländischen Kosmos. Anno 1502 gründet der ehrgeizige sächsische Kurfürst Friedrich der Weise hier eine Universität, deren Licht noch nicht sehr hell strahlt.

Ausgerechnet dieses Städtchen, fernab der geistigen und politischen Zentren der frühen Neuzeit, wird zum Geburtsort einer religionsgeschichtlichen Revolution, die das Heilige Römische Reich Deutscher Nation ins Wanken bringt, die Ordnung Europas umstürzt und deren Auswirkungen bis heute alle Zeitläufte und Ideologien, den Nationalsozialismus ebenso wie den real existierenden Sozialismus, überdauert haben.

Ausgelöst hat diese Revolution ein Mönch aus dem Orden der Augustiner-Eremiten – Martin Luther, geboren 1483 als Martin Luder in Eisleben, Sohn eines zu einigem Wohlstand gekommenen thüringischen Bergmanns. Am 31. Oktober 1517 nagelt dieser Ordensmann an die Tür der Wittenberger Schlosskirche 95 Thesen, in denen er die Praktiken der römischen Papstkirche, vor allem den Handel mit Sündenstrafen, scharf angreift.

So jedenfalls will es die Legende. Den Thesenanschlag, den die evangelische Kirche bis heute jedes Jahr als Geburtsstunde der Reformation feiert, hat es vielleicht nie gegeben. Sicher aber ist, dass der Theologieprofessor an der örtlichen Hochschule seine Verdammung des Ablasshandels in wohlgesetztem Latein an die Bischöfe in Mainz und Magdeburg sowie an Freunde und Gelehrte anderer Universitäten geschickt hat. An der Wittenberger Kirchenpforte wären sie wenig sinnvoll gewesen, da kaum ein Bewohner Wittenbergs des Lateinischen mächtig war.

Ablasshandel – der angebliche Nachlass zeitlicher Sündenstrafen durch Gott gegen die Zahlung eines kräftigen Obolus an den Papst in Rom und die Bischöfe vor Ort – war der größte Skandal der an Skandalen nicht gerade armen katholischen Kirche im ausgehenden Mittelalter. Im Auftrag von Papst und Bischöfen zogen zungenfertige Ablassprediger durch die Lande, um den Gläubigen ihr Erspartes zu entlocken – angeblich zum Heil ihrer eigenen Seelen und dem ihrer verstorbenen Verwandten, vor allem aber zum Wohl der heiligen Kirche.

Die katholische Lehre vom Ablass basiert auf einer komplizierten theologischen Konstruktion. Zwar bewahrt der Ablass nicht vor der Hölle, vor der kann sich der Christ nur durch die Beichte retten, in der ihm seine Sünden vergeben werden. Doch bleiben „zeitliche Sündenstrafen“ übrig, die er nach dem Tod im Fegefeuer absitzen muss, bevor Petrus ihm Einlass in den Himmel gewährt. Der Freikauf von diesen Strafen ist jedoch eigentlich nicht vorgesehen.

Gegen den unheiligen Schacher mit dem Seelenheil verfasst der zornige Mönch aus Wittenberg seine 95 Thesen.

Kostprobe: „Alle Ablassprediger irren“, wettert der Autor in These 21, „welche erklären, dass der Mensch durch den Ablass des Papstes von jeder Strafe los und frei werde.“ „Folglich wird der größte Teil des Volkes betrogen, wenn man ihm schlankweg mit hohen Worten verspricht, er sei die Strafe los“ (These 24).

„Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt“, reimte ein zeitgenössischer Spottvers.

Doch der Ablasshandel ist nur einer der Skandale, die seinerzeit übel aufstoßen. Der Zustand der Kirche ist auch sonst desolat. Die Päpste gelten seit langem als korrupt, sie nutzen ihr heiliges Amt nur als Instrument, ihre weltliche Macht zu behaupten und sich und ihre Entourage zu bereichern. Der christliche Glaube ist den meisten Regenten auf dem Stuhl Petri gleichgültig.

Alexander VI. (1492 bis 1503) aus dem Geschlecht der Borgia etwa ist ein skrupelloser Potentat mit einem ausschweifenden Lebenswandel. Er feiert in ganz Rom Sexorgien und setzt mindestens sieben Kinder in die Welt, darunter die Tochter Lucrezia und den berüchtigten Cesare Borgia. Die materielle Versorgung seines Nachwuchses liegt ihm mehr am Herzen als die Reinheit der kirchlichen Lehre.

Sein Nachfolger Julius II. (1503 bis 1513) erkauft sich den Pontifex-Posten mit Geld und kümmert sich vor allem um die Sicherung seiner Machtbasis, des Kirchenstaates. Und Leo X. (1513 bis 1521) mit dem der Wittenberger Reformator es vor allem zu tun bekommt, der über ihn anno 1521 den Kirchenbann verhängt, verbringt mehr Zeit mit seiner luxuriösen Hofhaltung als damit, seine Kirche in Ordnung zu bringen.

Luthers Thesen-Anschlag, wie er lange überliefert wurde
(Gemälde von Hugo Vogel, 1894)

SEITE 104/105: JÖRG GLÄSCHER; ULLSTEIN BILD / AKG (L.)

Als Student gerät Luther in ein schweres Gewitter und gelobt voll Todesangst, Mönch zu werden, wenn er überlebt.

Der Run auf den Ablass entspringt dem düsteren Lebensgefühl der mittelalterlichen Menschen. Die Angst, sein Leben durch Sünden zu verfehlen und damit die ewige Seligkeit zu verspielen, beherrscht die meisten Christen. Der Ablass ist gewissermaßen ein Ventil gegen diese Furcht. Ablassverkäufer wie der zur Luther-Zeit in Deutschland umtriebige Johann Tetzel, ein Dominikaner aus Pirna, haben leichtes Spiel.

Der junge Martin Luther ist selbst ein gutes Beispiel für die Glaubensenge seiner Epoche. Jahrelang bedrängt den Skrupulanten die stete Sorge um sein Seelenheil. Er sei, so sein Wahn, auf ewig verdammt.

Die Furcht vor der Hölle treibt den 21-Jährigen im Sommer 1505 ins Kloster: Beim Dorf Stotternheim in der Nähe von Erfurt gerät der Jurastudent in ein schweres Gewitter. In Todesangst gelobt er: „Hilf du, heilige Anna, ich will ein Mönch werden.“ Zwei Wochen später tritt er bei den Augustiner-Eremiten in Erfurt ins Kloster ein.

Doch auch dort findet er keine innere Ruhe. Manchmal beichtet er mehrmals am Tag, weil er sich stets schuldig fühlt. Erst zehn Jahre später, vermutlich im Winter 1514/1515, geht ihm beim Studieren des paulinischen Römerbriefes ein Licht auf. „Der Gerechte“, liest er da, „lebt aus dem Glauben.“

„Da fing ich an“, schildert Martin Luther später, „die Gerechtigkeit Gottes als die Gerechtigkeit zu verstehen, durch die der Gerechte als durch ein Geschenk Gottes lebt, nämlich aus dem Glauben.“

Um Luthers Erleuchtung ranken sich Spekulationen. Die Erkenntnis von der Gerechtmachung durch den Glauben habe ihn, berichtet er etwas vage, in dem „Turm“ ereilt. Luthers Klosterzelle – er ist damals bereits in den Wittenberger Augustiner-Konvent übergesiedelt und lehrt an der dortigen Universität Theologie – lag in einem Turm. Historiker vermuten, der rettende Gedanke mit der Gnade sei ihm womöglich nebenan auf dem Klosterklo gekommen.

Gesichert ist, dass Luther von da an bis an sein Lebensende gewiss ist: Gott ist nicht der strafende Richter, der das Seelenheil eines Menschen abhängig macht von dessen guten Werken, die er irgendwann tut, und einem frommen Leben, sondern er ist jedem ein gnädiger Retter, so der nur fest an ihn glaubt. Befreit notiert der Mönch: „Nun fühle ich mich ganz und gar neu geboren.“

Viereinhalb Jahre später verschickt er seine Ablassthesen, die den Auftakt zur Reformation markieren. Ebenfalls 1517 ändert er seinen Namen. Künftig nennt er sich Martin Luther statt Luder – nach dem griechisch-lateinischen Eleutherius: der Freie. Er sieht sich nunmehr als den von seinem Gott ganz und gar befreiten Menschen.

Die Lehre von der Rechtfertigung des Menschen ohne sein eigenes Zutun allein aus dem Glauben wird zum Kernstück lutherscher Theologie und der gesamten Reformation. Wie Luther denken und leben auch die anderen großen Umstürzler der Kirche – Huldrych Zwingli in Zürich und Johannes Calvin in Genf. Wobei sich bis heute zäh ein Missverständnis hält: Luther hat keineswegs die Verrichtung guter Werke durch die Christen abgelehnt, nur deren Bedeutung für das ewige Heil. Die Werke der Nächstenliebe machen nicht gerecht, sondern sie gehen aus dem Glauben hervor.

Luthers Thesen gegen den Ablass werden in deutschen Landen in Windeseile bekannt. Für die Verbreitung sorgt die weiterentwickelte Technik – der Buchdruck des Johannes Gutenberg. Akademische Freunde übersetzen sie ins Deutsche. Der Zuspruch beim gemeinen Volk ist enorm.

Und der Wittenberger legt nach. In seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung“ stellt er 1520 die in der Gesellschaft grassierenden Beschwerden über die Missstände in Kirche, Staat und Gesellschaft zusammen – von der Prunksucht des Papstes über den Priesterzölibat bis zu sozialen Missständen – und fordert Abhilfe.

Der Dominikanermönch Johann Tetzel verkauft den Ablass.
(Lithografie, 19. Jahrhundert)

AKG



ROLF VON DER HEYDT / NFP

Parallel dazu greift er in der Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ eine andere zentrale Position der Papstkirche scharf an: die Lehre von den Sakramenten. Katholiken zählen unter Verweis auf Bibel und frühchristliche Tradition sieben Sakramente: Taufe, Beichte, Abendmahl, Firmung, Ehe, Priesterweihe und Krankensalbung. Luther lässt unter Berufung auf das Neue Testament nur noch zwei Sakramente gelten: Taufe und Abendmahl.

Damit ist das Tischtuch mit Rom endgültig zerschnitten. (Allerdings sind sich die Reformatoren untereinander in der Abendmahlslehre selbst uneins. Der Streit führt später zu tiefen Zerwürfnissen zwischen Luther, Calvin und Zwingli.) Der wachsende Zulauf, den der Ketzer aus Wittenberg überall in deutschen Fürstentümern, nicht nur beim Volk, sondern auch bei den Regierenden findet, fordert Papst (und Kaiser) heraus. Im Herbst 1518 lädt der päpstliche Legat Kardinal Thomas de Vio, genannt Cajetan, den Theologieprofessor aus Wittenberg zum Verhör nach Augsburg. Ca-



Vernehmung auf dem Reichstag zu Worms (Szene aus dem Film „Luther", 2003, in der Hauptrolle Joseph Fiennes)

jetan gewinnt dabei die Überzeugung, mit Luther einen hochkarätigen Häretiker vor sich zu haben.

Rom reagiert: Im Juni 1520 droht der Papst dem Mönch und allen, die ihm nachlaufen, die Exkommunikation an, den Ausschluss aus der Gemeinschaft der Gläubigen. Luthers Schriften sollen konfisziert und verbrannt werden.

60 Tage Bedenkzeit bekommt der mit dem Kirchenbann Bedrohte, um all seine Irrlehren zu widerrufen. Bleibt er stur, muss sein Landesherr, der sächsische Kurfürst Friedrich der Weise, den Delinquenten umgehend an die heilige Inquisition nach Rom überstellen.

Luther kontert. Am 10. Dezember 1520, dem Tag, an dem der römische Bann gegen ihn wirksam wird, exkommuniziert er seinerseits den Papst und die Lehren seiner Kirche: Vor dem Elstertor in Wittenberg verbrennt er die Bannandrohungsbulle, das kanonische Recht und mehrere scholastische Buß- und Lehrbücher.

„In der Geschichte des abendländischen Christentums", urteilt Thomas

Kaufmann, Professor für Kirchengeschichte, „markiert dieser 10. Dezember 1520 die ‚kopernikanische Wende'."

Friedrich der Weise ignoriert die Aufforderung des Kaisers, seinen Mönch an Rom auszuliefern – was für Luther wohl den sicheren Tod auf dem Scheiterhaufen bedeutet hätte. Stattdessen soll sich der Wittenberger Doctor theologicus 1521 auf dem Reichstag zu Worms vor Kaiser Karl V. rechtfertigen. Der sichert dem Dissidenten freies Geleit zu.

Luthers Reise nach Worms gleicht einem Triumphzug. Überall, wo er hinkommt, bilden die Menschen an den Straßen Spalier und jubeln ihm zu.

Am 17. und 18. April steht Luther vor Kaiser und Fürsten Rede und Antwort über seine Theologie, doch dann verweigert er den Widerruf – mit dem im deutschen Zitatenschatz verankerten Satz: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen." Historisch verbürgt ist dieses Wort so wenig wie der Thesenanschlag von Wittenberg.

Der Kaiser hält Wort. Drei Wochen gibt er Luther Zeit, sich in Sicherheit zu bringen. Danach, verfügt das „Wormser Edikt" Karls V., dürfe kein Bewohner des Reichs dem Geächteten Hilfe oder Beistand leisten. Vielmehr sei es jedermanns Pflicht, „wo Ihr ihm beikommen, ihn ergreifen und seiner mächtig werden könnt, ihn gefangen nehmt und uns wohlbewahrt zusendet".

Und wieder rettet den Ketzer sein sächsischer Kurfürst. Er lässt Luther auf dem Heimweg von Worms nach Wittenberg entführen und auf die Wartburg bei Eisenach schaffen.

Als Junker Jörg verkleidet wohnt Luther zehn Monate auf der zugigen und schlecht zu heizenden Burg. Zwar plagen den angeblichen Adeligen mancherlei Gebrechen wie „furchtbar harter Stuhlgang" (Luther) und böse Träume vom Teufel. Aber das zeitweilige Asyl auf der Feste droben über Eisenach ist zugleich die für die deutsche Kultur wichtigste Phase seines Lebens: Er übersetzt das Neue Testament der Bibel aus dem Griechischen ins Deutsche und wird zum bedeutendsten Promoter einer einheitlichen deutschen Schriftsprache. Bis die Luther-Bibel unters Volk kam, korrespondierten die Gebildeten des Landes in Latein, der des Lesens und



Titelblatt einer Spottschrift auf Luther
(Holzschnitt, 1529)

Schreibens zumeist unkundige Plebs sprachen unterschiedliche Dialekte.

Luther, schwärmt Thomas Mann 400 Jahre später, habe „durch seine gewaltige Bibelübersetzung die deutsche Sprache erst recht geschaffen". Luthers schöpferische, volksnahe Sprache kommt an. Er hat nach seinen eigenen Worten „dem Volk aufs Maul geschaut".

Doch ohne Gutenbergs geniale Weiterentwicklung des Buchdrucks 80 Jahre zuvor wäre die Wirkung der Luther-Bibel wohl trotzdem verpufft. Das Buch erreicht sensationelle Auflagen. Die ersten 3000 Exemplare sind sofort nach Erscheinen im September 1522 vergriffen. Bis zu Luthers Tod 24 Jahre später wird sein Neues Testament mehr als 200 000 Mal gedruckt und verkauft – für einen halben Gulden pro Exemplar. Das entsprach damals dem Wochenlohn eines Zimmermannsgesellen.

Luthers Bibel-Übersetzung hat noch einen weiteren, für die langfristige Entwicklung der deutschen Gesellschaft entscheidenden Effekt: Die kirchliche Hierarchie verliert ihr Deutungsmonopol über die Heilige Schrift.

Bislang haben allein die Priester dem gläubigen Volk übermittelt, was in der Bibel steht und was es zu glauben hat. Nun aber kann jeder Christ selbst die Texte nachlesen und für sich auslegen – ein qualitativer Sprung für die Freiheit des Gewissens und die Emanzipation der Menschen von dogmatischer Bevormundung. Der reformatorische Appell zur selbständigen Lektüre und zum unerschrockenen Eintreten für das als richtig Erkannte bahnt nachfolgenden Generationen und Idealen den Weg – vom Citoyen der Aufklärung bis zum mündigen Bürger der Demokratie.

Allzu lange hält es Martin Luther nicht auf der Wartburg. Sein plötzliches Verschwinden nach dem Wormser Reichstag hat seine Anhänger in Panik gestürzt. Das Gerücht verbreitet sich, der Reformator sei ermordet worden. Der Maler Albrecht Dürer klagt: „O Gott, ist Luther tot, wer wird uns hinfürt das heilige Evangelium so klar fürtragen ... O ihr alle frommen Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen

AKG

Luthers naiver Bibelglaube hindert ihn, die Umwälzungen seiner Epoche in ihrer Tragweite wahrzunehmen.

Menschen und ihn bitten, dass er uns ein andern erleuchten Mann send.“

In Wittenberg kommt es zu Unruhen. Der Priester und Theologieprofessor Andreas Karlstadt schwingt sich zum neuen Führer der Luther-Anhänger auf. Er entfacht einen Streit um die Messe und verteilt zu Weihnachten 1521 in Zivil Brot und Wein als Abendmahl an die Gemeinde, für Luther ein Gräuel. Aufgeschreckt durch Meldungen von einer bevorstehenden Revolte des von Karlstadt aufgestachelten Volkes wirft er sich in seine Mönchskluft und eilt nach Wittenberg. Am 6. März 1522 steigt in der Stadtkirche ein Totgeglaubter auf die Kanzel. Eine Woche lang predigt er täglich wider den Ketzer Karlstadt. Dann hat er die Stadt wieder unter Kontrolle.

Luthers Revolte ist rein religiös begründet, nicht politisch. Er ist ein treuer Vasall der Bibel. Aufruhr gegen die weltliche Obrigkeit ist für ihn Teufelswerk. Denn im Römerbrief des Paulus heißt es unmissverständlich: „Es ist keine Obrigkeit außer von Gott.“

Der Christ ist zwar frei, seinem Gewissen gegen den Papst zu folgen, aber nicht gegenüber der weltlichen Macht. Wird er von der weltlichen Macht ungerecht behandelt, darf er sich zwar mit dem Evangelium trösten, doch wehren darf er sich nicht, geschweige denn die Verhältnisse mit Gewalt ändern.

Diese Begrenzung ihrer politischen Weltsicht wird der Reformation jahrhundertelang zu schaffen machen. Fast immer in der europäischen Geschichte steht die evangelische Kirche auf Seiten der Herrschenden. Die Berufung auf Martin Luther spaltete die Protestanten zuletzt während des NS-Regimes.

Luthers naiver Bibelglaube hindert ihn auch, die intellektuellen und politischen Umwälzungen seiner Epoche in ihrer Tragweite wahrzunehmen. Die Entdeckung der Neuen Welt interessierte ihn wenig. Und was sich der Astronomie zufolge am Himmel tut, lehnt er als unbiblisch ab. Josua habe der Sonne in der Bibel befohlen stillzustehen, damit sei es unvereinbar, dass sich die Erde bewege. Mit diesem Argument widerspricht er kategorisch der astronomischen Theorie des Nikolaus Kopernikus. Dem unterstellt er, er wolle sich nur wichtig machen. Im Zweifel hat für ihn immer die Bibel recht.

Zum Desaster für Luthers Popularität wird diese Haltung im Bauernkrieg. Im Sommer 1524 revoltieren die Bauern im deutschen Süden gegen die sozialen Missstände, unter denen das niedere Volk seit langem leidet. Ihr Anführer ist ein früherer Freund Luthers, der Magister der Theologie Thomas Müntzer; ein endzeitlicher Schwärmer, der vom baldigen Erscheinen des Reiches Gottes träumt. Nach Luthers Verschwinden 1521 zieht er im Reich umher und predigt den Aufstand gegen die Herrschenden: „Es sind die Herren, die nur fressen und saufen und schmausen, Tag und Nacht suchen und danach trachten, wie sie sich ernähren und viele Pfründen kriegen.“

Doch Freund Luther stellt sich gegen den Aufwiegler, treu seinem Credo: Alle Obrigkeit kommt von Gott. Er beschimpft Müntzer als „Erzteufel, so in Schafskleidern herumgeht“ und nur „Mord und Aufruhr“ anrichten will. Müntzer seinerseits verhöhnt Luther als „Bruder Mastschwein, Vater Leisetritt“, der die Reformation an die Herrschenden verraten habe.

Als der Aufstand eskaliert, ruft Luther die Fürsten zum Kampf auf „wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern“. Sie sollen die Aufständischen „würgen und stechen“, sie totschlagen wie „einen tollen Hund“ (siehe Seite 128).

Der Bauernkrieg ruiniert Luthers Ansehen beim gemeinen Volk. Doch

Im Asyl auf der Wartburg übersetzt Luther die Bibel.
(Gemälde von Eugène Siberdt, 1898)

ihn ficht das so wenig an wie seinen engsten Mitstreiter, den Wittenberger Professor Philipp Melanchthon. Nach der Schlacht bei Frankenhausen am 15. Mai 1525 wird Müntzer gefasst und hingerichtet. „Wer den Müntzer gesehen hat", so kommentiert Luther dessen Tod, „der mag sagen, er habe den Teufel leibhaftig gesehen." Und der weitaus vornehmere und geschliffenere Melanchthon assistiert: „Dieses Ende Thomas Müntzers ist zu bedenken, damit jeder daraus lerne, wie hart Gott Ungehorsam und Aufruhr gegen die Obrigkeit straft."

Anno 1525 vollzieht Luther auch privat den Bruch mit der katholischen Kirche: Der 41-Jährige ehelicht die aus verarmtem sächsischen Adel stammende Ex-Nonne Katharina von Bora, die zwei Jahre zuvor mit elf anderen Schwestern aus dem Kloster der Zisterzienserinnen in Grimma geflohen war.

Der Reformator heiratet sie wohl weniger aus sexueller Neigung, sondern weil er sich der Frau verpflichtet fühlt. Sie und ihre Gefährtinnen hatten das Kloster verlassen, weil sie fasziniert waren von den neuen Lehren. Zu diesen Lehren gehört auch die Ablehnung des Zölibats.

Seinen Anhängern will Luther zudem beweisen, dass er selbst lebt, was er verkündet. Auf die Einladung zur Hochzeit schreibt er mit feiner Selbstironie: „Ganz plötzlich und unvermutet hat mich der Herr, während mir ganz andere Dinge im Sinn lagen, ins Ehejoch gespannt."

Die Ehe ist fruchtbar: Sechs Kinder setzt das Paar in die Welt. Katharina überlebt ihren Mann um sechs Jahre. Sie stirbt 1552 mit 53 Jahren.

Der Kaiser hat den mit dem Kirchenbann Belegten jahrelang in Ruhe gelassen. Eigentlich ist er verpflichtet, den Abtrünnigen schnellstens nach Rom auszuliefern. Doch die politischen Verhältnisse sind nicht danach. Karl V. liegt in ständiger Fehde mit dem Papst und dem französischen König und kann sich Querelen mit den Luther-Sympathisanten unter den deutschen Fürsten nicht leisten.

Auf dem Reichstag zu Speyer 1526 einigen sich Kaiser und Reichsstände darauf, die Causa bis zu einem irgendwann stattfindenden Konzil zu vertagen. Bis dahin solle jeder Regent selbst entscheiden, welche Konfession auf seinem Territorium gelte.

Als Erzherzog Ferdinand von Österreich, der Bruder Karls V., auf dem folgenden Reichstag 1529 in Speyer mal wieder fordert, Luther endlich dingfest zu machen, verlassen die lutherisch gesinnten Adeligen unter Protest das Treffen. Seither heißen die Parteigänger der Reformation auch Protestanten.



Luther im Kreis seiner Familie, am Tisch sitzend Philipp Melanchthon (Gemälde von Gustav Adolph Spangenberg, 1866)

Doch die Altgläubigen geben keine Ruhe. Im Jahr darauf verlangt Karl V., das „Wormser Edikt" von 1521 endlich durchzusetzen. Luther ist auf dem Reichstag zu Augsburg nicht dabei, da er um sein Leben fürchtet, umso mehr als sein Gönner Friedrich der Weise tot ist.

An Luthers Stelle verfasst sein Wittenberger Professorenkollege Melanchthon die Verteidigungsschrift der protestantischen Fürsten. In dem „Augsburger Bekenntnis" sucht er die Übereinstimmung der Wittenberger Reformation mit der Heiligen Schrift und der wahren Kirche zu beweisen. Ein halbes Dutzend evangelischer Landesher-

Bei Luthers Tod hat sich die Reformation in Deutschland etabliert. Doch der Preis ist hoch.

ren und die Reichsstädte Nürnberg und Reutlingen unterschreiben das Traktat.

Doch Kaiser und katholische Mehrheit bleiben stur und bestehen auf der Verhaftung Luthers. Erstmals stehen die Zeichen auf Krieg. Vorsorglich schließen die Evangelischen sich zum Schmalkaldischen Bund zusammen.

Einmal mehr rettet der äußere Feind – zumindest vorläufig – den inneren Frieden: Im Osten des Habsburger Territoriums rücken die Türken vor.

Wieder wird, 1532, das „Wormser Edikt“ ausgesetzt – bis zu einem allgemeinen Konzil. Protestanten und Katholiken ziehen gemeinsam gegen den osmanischen Sultan Suleiman II., der 1529 beinahe schon Wien erobert hatte, ins Feld und zwingen ihn zum Rückzug.

Luther lebt und lehrt bis zu seinem Tod unbehelligt in Wittenberg. Die Reformation kann sich in Ruhe entfalten. Die Schaffenskraft des Theologen ist ungebrochen. Er predigt unablässig, hält Vorlesungen. 1534 kommt seine „ganze Heilige Schrift Deutsch“ heraus, inzwischen hat er auch das Alte Testament übersetzt.

Doch am Vater der Reformation läuft die aktuelle kirchliche Entwicklung vorbei. Er ist inzwischen so etwas wie eine Ikone der Bewegung. Organisieren und die Strukturen vorantreiben, das tun andere, allen voran Philipp Melanchthon (siehe Seite 114).

Einen bösen Kratzer bekommt das Luther-Bild nicht nur im Bauernkrieg. In seinen späten Lebensjahren entpuppt sich der Reformator auch als Judenfeind. 1543 veröffentlicht er die Hetzschrift „Von den Juden und ihren Lügen“, auf die sich 400 Jahre später bei den Nürnberger Prozessen der NS-Demagoge Julius Streicher berufen wird. In dem Machwerk gibt Luther Ratschläge, wie die Obrigkeit „mit diesem verworfenen, verdammten Volk der Juden“ umspringen solle: Sie müsse ihre Synagogen niederbrennen, ihre Häuser zerstören und sie selbst „wie die Zigeuner“ in Lager sperren.

Noch in seiner letzten Predigt in Eisleben, drei Tage vor seinem Tod, fordert er von der Kanzel, die Juden müssten aus der christlichen Gesellschaft ausgeschlossen werden, da sie nicht abließen, Jesus zu lästern. Die Hassausbrüche des alten Luther gegen die Juden stehen wie erratisch in seiner Vita. In seine Theologie hat er diesen Hass nicht integriert.

Anders verhält es sich mit seiner Lehre vom notwendigen Gehorsam der Kirche gegenüber der staatlichen Obrigkeit. Sie zählt zu den Fundamenten der Reformation und begründet eine über Jahrhunderte andauernde unheilige Allianz zwischen Thron und Altar. Die zerbricht in Deutschland erst mit dem Ende des Kaiserreichs 1918.

Die Luther-Kirche organisiert sich schon zu Lebzeiten des Gründers in Landeskirchen, die sich mit den weltlichen Territorien decken. Deren Regenten sind die Oberherren ihrer regionalen Kirchen. Und sie bestimmen, was die Untertanen zu glauben haben – nach dem Motto „cuius regio, eius religio“. Die Liaison von Kirche und Staat wird im Protestantismus auf ihre Weise enger, als sie es im Mittelalter mit den Antipoden Papst und Kaiser war.

Martin Luther stirbt am 18. Februar 1546 in seinem Geburtsort Eisleben, wohin der Schwerkranke gereist ist, um einen Familienstreit derer von Mansfeld, seiner früheren Herren, zu schlichten. Bis zuletzt behält er seinen deftigen selbstironischen Humor. „Wenn ich wieder heim gen Wittenberg komm“, schreibt er an seine Käthe, „so will ich mich alsdann in den Sarg legen und den Maden einen feisten Doktor zu fressen geben.“ Der Tod ist schneller.

Bei Luthers Tod hat sich die Reformation in Deutschland etabliert. Doch der Preis ist hoch: Das Land ist in zwei konfessionelle Lager zerteilt, die sich nachhaltig befehden und immer wieder auch blutig bekämpfen. Weniger als ein halbes Jahr nach dem Tod des Reformators gehen Katholiken und Protestanten erstmals mit Waffen aufeinander los.

Golo Mann nennt die Reformation ein „Grundereignis“ der deutschen Geschichte, sie habe das Land „glatt in zwei Hälften gespalten“, eine Spaltung, die bis ins postchristliche Heute nachwirkt.

Mit der Nation hatte Luther nichts im Sinn. Zwar hat seine Bibelübersetzung entscheidend zur Selbstfindung der Deutschen beigetragen. Aber politisch besteht Deutschland für Luther aus seinen Fürstentümern, die eingebettet sind in das christliche europäische Reich, nicht aus einer einheitlichen Nation. Spätestens der Bauernkrieg zeigt, dass der Wittenberger für die Rolle des nationalen Heroen nicht taugt. Luthers Ansatz ist eben nicht politisch, sondern rein religiös.

Späte Anerkennung als nationales Symbol erfährt der protestantische Urahn zu seinem 500. Geburtstag im Jahr 1983. Ausgerechnet die Deutsche Demokratische Republik demonstriert, was sie an Martin Luther hat.

Bis dahin galt der Wittenberger den Realsozialisten eher als Fürstenknecht denn als revolutionäres Vorbild. Bis 1983 lernten die ostdeutschen Schüler in der 6. Klasse, dass der Luther-Rivale Thomas Müntzer, der Anführer im Bauernkrieg, der Held der Reformation war und sein Luther lediglich ein „Verräter an den revolutionären Bauern“.

Quasi über Nacht müssen sie umdenken. Die Reformation, so verfügt die SED, sei in Wahrheit der Beginn eines revolutionären Prozesses gewesen, der 1949 in der Gründung der DDR gipfelte. Das sei das „objektive“ Verdienst des Martin Luther, egal, ob der das gewollt habe oder nicht.

Luther rückt in die Ahnengalerie des SED-Regimes auf, die ostdeutsche Staatspartei gründet 1980 ein eigenes „Luther-Komitee“ und feiert den Geburtstag des neuen Vorbilds mit einem Staatsakt der geballten SED-Prominenz in Ost-Berlin.

So viel Reverenz verdankt der Reformator nicht christlicher Bekehrung der Kommunisten. Die verfolgen damit vielmehr handfeste politische und materielle Ziele. Zum einen soll die Luther-Ehrung die internationale Reputation des Ost-Staates erhöhen, zum anderen hoffen sie, das Jubiläum werde viele tausend fromme, devisenstarke Touristen auf Luthers Spuren in die DDR locken, vor allem aus den USA.

Doch die Rechnung geht nicht auf. Ausgerechnet unter dem Dach der Luther-Kirche formiert sich seit Anfang der achtziger Jahre eine renitente Opposition aus Friedensbewegten und Bürgerrechtlern. Nicht zuletzt diese Bewegung trägt, sechs Jahre nach dem Luther-Jubiläum, maßgeblich zum Untergang der Ost-Republik bei.

Philipp Melanchthon war der große Theoretiker der Reformation – ein Universalgelehrter, der die Bildungsgeschichte Deutschlands auf Jahrhunderte prägte.

Der Allwissende

Von JAN FRIEDMANN

Schon als junger Mann wusste er die Freuden des Geistes mehr zu schätzen als die Freuden des Leibes: Seine Libido gelte den Buchstaben, wehrte Philipp Melanchthon das Ansinnen seiner Freunde ab, es sei nun an der Zeit, sich eine Frau zu suchen. Damals war er 21 und gerade Professor geworden, meist stand er nach Mitternacht auf, um sich seinen Büchern zu widmen.

Schließlich heiratete der asketische Gelehrte dann doch, im Jahr 1520, die Tochter des Bürgermeisters, eine arrangierte Ehe. Das Paar setzte immerhin vier Kinder in die Welt, und auch die Karriere musste nicht leiden – neben der Hausarbeit las die Gattin seine Manuskripte Korrektur.

Der strebsame Akademiker schwang sich in der Folgezeit zum großen Theoretiker der Reformation auf. Philipp Melanchthon wirkte als Religionsvermittler, Bildungspolitiker und Universalgelehrter. Seine Schriften füllen 28 Bände des Corpus Reformatorum, allein die überlieferte Korrespondenz umfasst fast 10 000 Briefe. „Praeceptor Germaniae", Lehrmeister Deutschlands, diesen Ehrentitel verliehen ihm schon seine Zeitgenossen, und mit diesem Beinamen ging er in die Geschichtsbücher ein.

Dass sein Name der Nachwelt nicht geläufiger ist, liegt am langen Schatten, den der 14 Jahre ältere Freund und Mitstreiter warf. Mit Martin Luther bildete Melanchthon ein kongeniales Duo, eine Doppelspitze der religiösen Erneuerung.

Die beiden Reformatoren ergänzten sich mit ihren gegensätzlichen Charakteren: Luther besaß Mut und Charisma, Melanchthon eine gewandte Rhetorik und ein breites Wissen. Luther war groß und polternd, einer hinter dem man sich scharen konnte, Melanchthon dagegen klein und zurückhaltend, der perfekte zweite Mann. Er war es, der Luther bei der Bibelübersetzung half, den Text sprachlich exakt wiederzugeben.

Im Vorwort zu Melanchthons Kolosserbrief-Kommentar lieferte Luther selbst das Psychogramm ihres Verhältnisses: „Ich muss die Klötze und Stämme ausrotten, Dornen und Hecken weghauen und bin der grobe Waldrechter, der die Bahn brechen und zurichten muss. Aber Meister Philippus fahret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich."

Wer war dieser Mann, den Luther so schätzte? Melanchthon wurde am 16. Februar 1497 als Philipp Schwarzerdt im kurpfälzischen Bretten geboren, einem Städtchen von damals 2000 Einwohnern. Der Vater arbeitete für den Kurfürsten als Rüstmeister und Waffenschmied, die Mutter stammte aus einer Kaufmannsfamilie und war die Nichte des Humanisten Johannes Reuchlin.

Reuchlin war es, der den Namen Schwarzerdt ins Griechische übertrug, eine Gelehrtenmode der damaligen Zeit. Der Legende nach soll er dem Großneffen auch seinen Doktorhut aufgesetzt haben – als Zeichen der Hochachtung.

Denn schon früh zeigte sich, dass der junge Schwarzerdt für Höheres bestimmt war. Als Kind überraschte er seine Mutter, indem er am Brettener Stadtbrunnen mit Durchreisenden Lateinisch parlierte. Als Streber würden ihn wohl heutige Mitschüler hänseln, doch dieser Gefahr war der Junge nicht ausgesetzt, er erhielt Privatunterricht.

Im Alter von 12 Jahren schrieb sich der Überflieger als Philippus Swartzerdt de Bretheim an der Universität Heidelberg ein, mit 13 veröffentlichte er seine ersten Werke, zwei lateinische Gedichte. Mit 14 erwarb er den Titel des Baccalaureus artium. Als ihn seine Hochschule aber als zu jung für den Magistergrad erklärte, wechselte Philipp nach Tübingen.

Ihre Buchstabentreue dürften die Heidelberger bald bereut haben, denn in Tübingen reifte Melanchthon zum Nachwuchsstar. Er erwarb den Magister, hielt Vorlesungen über Vergil, Cicero und Livius und wurde als begabter Altphilologe rasch über die Grenzen der Universität hinaus bekannt. Wer ihn reden hörte, vergaß rasch das jugendliche Aussehen. Einen Sprachfehler – Philipp stieß etwas mit der Zunge an – bekämpfte er mit Sprechübungen.

Die Universitäten der frühen Neuzeit kannten keine sehr strikte Trennung zwischen Lehrenden und Lernenden. Ein heller Kopf wie der von Melanchthon reichte aus, um sich als Student für die akademische Laufbahn zu qualifizieren. Sein Mentor Reuchlin empfahl ihn Kurfürst Friedrich dem Weisen von Sachsen, der gerade einen Gräzisten für einen neu eingerichteten Lehrstuhl an der Universität Wittenberg suchte.

Dort hielt Melanchthon im August 1518 eine fulminante Antrittsvorlesung, „Über die Verbesserung des Studiums der Jugend". Seine Forderungen: Studium der Bibel und der antiken Quellen, genaue Textexegese. Neue Lehrmethoden statt scholastischem Tand, Einbeziehung von Geschichte, Grammatik und Naturwissenschaften. Besonders am Herzen lag ihm die „eloquentia", die Fähigkeit, die eigenen Argumente schlüssig vorzutragen. An seine Studenten appellierte der engagierte Professor, „dass ihr dies Anliegen mit mir teilt, denn durch eure Mühewaltung, Rat und Hilfe sollen die Wissenschaften allmählich von Rost und Staub befreit werden und hoffen dürfen, ihren ursprünglichen Glanz allenthalben wiederzugewinnen".

Jedem Studenten, so Melanchthons Ideal, müsse ein Praeceptor zur Seite gestellt werden, der ihn anleite. Er selbst löste diesen Vorsatz in einer Privatschule ein, die er neben dem Lehrbetrieb in seinem Haus unterhielt. Über den Lernwillen der Jugend machte er sich indes wenig Illusionen: Schüler zu

unterrichten, sei so undankbar wie „ein Kamel tanzen oder einen Esel Flöte spielen zu lehren“. Den Eleven fehle es an Ausdauer: „Ihr Geist und ihre Augen gehen spazieren.“

Schon 1523 stieg Melanchthon zum Rektor der aufstrebenden Universität auf. Seine neue Studienordnung wurde zum Vorbild für andere protestantische Universitäten im Heiligen Römischen Reich. Der Hochschulpolitiker wurde ein gefragter Berater in Sachen Bildungsreform, an der Gründung der Universitäten Marburg, Jena und Königsberg wirkte er selbst mit.

Dennoch hielt Melanchthon selbst noch zehn Stunden oder mehr Vorlesung pro Woche und verfasste Schriften und Lehrbücher über alle möglichen Disziplinen: griechische und lateinische Grammatik, Rhetorik, Logik, Anthropologie, Physik, Medizin, Pädagogik, Ethik, Geschichte oder Geografie. Er überarbeitete mehrfach sein Werk über zentrale Begriffe der reformatorischen Glaubenslehre, „Loci theologici“.

Melanchthon gönnte sich kein Innehalten, keine Ablenkung. Ein Kupferstich Albrecht Dürers von 1526 zeigt, so der Philosoph Wilhelm Dilthey, „ein durchgeistigtes, fast durchscheinendes Antlitz“. 1540 erlitt er in Weimar einen Zusammenbruch und musste erst wieder aufgepäppelt werden von seiner Frau. Die glaube, so beschwerte er sich, er „sterbe Hungers, wenn ich nicht vollgestopft bin wie eine Wurst“.

Mit immensem Fleiß schaffte es Melanchthon zum Universalisten, zu einem der letzten Allwissenden der deutschen Bildungsgeschichte. Eine immense Leistung – allerdings zu einer Zeit, als es einem Kopf gerade noch möglich war, das verfügbare Wissen aufzunehmen. Der Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger räsonierte über 400 Jahre später essayistisch über das Paradox, dass heute jedermann, unabhängig von seiner formalen Bildung, schon aufgrund der immens gewachsenen Komplexität der Lebensverhältnisse ein vergleichbares Faktenwissen angesammelt habe wie der Universalgelehrte. Eine Friseuse wisse heutzutage ebenso viel wie Melanchthon, polemisierte Enzensberger.

„Um den Alltag brauchte sich Melanchthon nicht zu kümmern, das war Sache der Frauen und der Dienstboten. Ablenkungen gab es kaum, nur Plagen,

Melanchthon-Porträt von Lucas Cranach d. J. (1559)

Intrigen, Krankheiten. Jeden Morgen begab sich Schwarzerdt an sein Pult. Was er aufschlug, waren immer dieselben Bücher.“ Der Kanon Melanchthons, urteilt Enzensberger, war „genau umrissen und leicht überschaubar. Eigentlich ein reicher Geist in einer objektiv engen Welt.“

Eine Welt, in der Wissenschaft noch immer an Religion gekoppelt war, von diesem Grundsatz rückte auch Melanchthon nie ab. Sein Ziel war die sittlich-religiöse Erziehung, damit seine Schüler und Studenten den lutherischen Glauben verstehen konnten, die göttliche Wahrheit, die aus der Bibel spricht. Sein Werk diente dem Aufbau eines protestantischen Schulsystems, denn ohne engagierte Pfarrer und Pädagogen konnte sich die neue Lehre nicht verbreiten.

Um die Volksschule, die Luther vorschwebte, kümmerte sich Melanchthon nicht, er war 42 Jahre lang Professor und konzentrierte sich auf die Hochschule. Gesellschaftlichen Wandel sah er mit Skepsis, eine Haltung, die die protestantische Gelehrtenkultur in Deutschland bis ins 19. Jahrhundert prägen sollte. Sein Credo: „Kein Gift sollen wir daher für den Staat schädlicher halten als die Veränderung der einmal angenommenen Sitten, was unter dem Volk Zügellosigkeit und Frechheit, Verachtung der Staatsgewalt, kurz nichts als jene Übel erzeugt, die so oft Staaten an den Rand des Untergangs bringen.“

Am 19. April 1560 starb Melanchthon, standesgemäß an einer Erkältung, die er sich auf einer Dienstreise zu einer akademischen Prüfung zugezogen hatte. Begraben wurde er in der Wittenberger Schlosskirche neben Luther, aber sonst behandelten ihn die Nachgeborenen eher nachlässig. Erst ein knappes halbes Jahrhundert nach Luther wurde dem anderen Reformator in Wittenberg, der Hauptstadt der Reformation, ein Denkmal auf dem Marktplatz gesetzt.

Melanchthon, ganz Geistesmensch, hätte auf solche Eitelkeiten wahrscheinlich nicht viel gegeben. Das Jenseits stellte er sich ganz nach seiner diesseitigen Lebenswelt vor, akademisch: „Ich werde gern aus diesem Leben scheiden, wenn Gott es will“, schrieb Melanchthon kurz vor seinem Tod. „Und wie der nächtliche Wanderer das Morgenrot ersehnt, so erwarte ich begierig das Licht der himmlischen Akademie.“

Eva gegen Venus, Idealmaße gegen Erotik: Albrecht Dürer und Lucas Cranach lieferten sich mit Aktbildern ein malerisches Duell. Unverhüllte Körper waren um 1500 in der deutschen Kunst Zeichen einer neuen Zeit.

Entdeckung der Nacktheit

Von ULRIKE KNÖFEL

War es Selbstbewusstsein oder vielmehr Größenwahn? Im Jahr 1500 vollendete dieser Maler ein Selbstporträt im Stil einer Ikone, in der Anmutung eines neuen Gottes: Das gelockte lange Haar fällt bis auf die Schultern, das Gesicht ist bärtig, der Blick wirkt wissend, die rechte Hand scheint sich zu einer Segensgeste zu öffnen.

Spätestens der modische, mit Pelz besetzte Mantel – ein echtes Statussymbol – passt nicht ganz zum spirituellen Künstlerbild, dafür umso mehr zur auftrumpfenden Selbstdarstellung. Die Inschrift stellt ihn als Schöpfer des Bildes vor, nennt Namen (Albrecht Dürer), Alter (28 Jahre) und Wohnort (Nürnberg).

Ganz sicher besaß dieser Dürer (1471 bis 1528) den Mut zu waghalsigen, fast schon lästerlichen Bildkompositionen. Der Gottesvergleich, den er mit diesem Porträt zog, dürfte den Zeitgenossen sofort aufgefallen sein. Er hat sich nie von dieser Tafel getrennt, aber er zeigte sie durchaus vor.

Dürer stammte aus Franken, kannte aber auch Italien, wo die Malerei neu erfunden worden war. Sein Vater hatte ihn mit einer vier Jahre jüngeren Frau verheiratet, und die Ehe war alles andere als glücklich; er werde von seiner Frau geradezu „gepeyniget … das er sich dest schneller von hinen gemacht hat“, vermerkte ein Freund. In dem Gatten brannte ohnehin vor allem die Liebe für die Kunst.



Ansonsten besaß er den Hang zur Unzufriedenheit. 1506 – er war zum zweiten Mal in Italien – schrieb er aus Venedig, er habe gerade ein graues Haar entdeckt, das ihm wohl vor „lautrer Armüt gewachsen“ sei : „Ich mein, ich sei dorzu geborn, daß ich übel Zeit soll haben.“

In der Malerei traute er sich, was andere – zumindest in seiner Heimat – nicht wagten. 1507 ging er ein weiteres Risiko ein: Er schuf mit zwei Tafeln, die Adam und Eva zeigten, die ersten eigenständigen Akte nördlich der Alpen.

Dürer war allerdings nicht der Einzige, der ungewohnte Wege einschlug: Der fast gleichaltrige Lucas Cranach (1472 bis 1553) erwies sich als sein größter Herausforderer, wenn es darum ging, revolutionär zu sein – insbesondere auf dem Gebiet der Aktmalerei, die außerhalb Italiens im Grunde noch nicht existierte.

Dort, im Süden, war man weiter. Mit der Abbildung des nackten Körpers hatten sich die Renaissancekünstler von Florenz bis Venedig ihrer Vorstellung über die Antike längst angenähert, die in diesem Land zum Leitbild geworden war. Um 1500 wurde die Nacktmalerei nur noch weiter verfeinert, anderswo tastete man sich erst heran.

Die Geschichte der Renaissance ist also auch – und vielleicht sogar vor allem anderen – die Geschichte der Körperdarstellung. Nacktheit war das Thema der deutschen Kunst des frühen 16. Jahrhunderts.

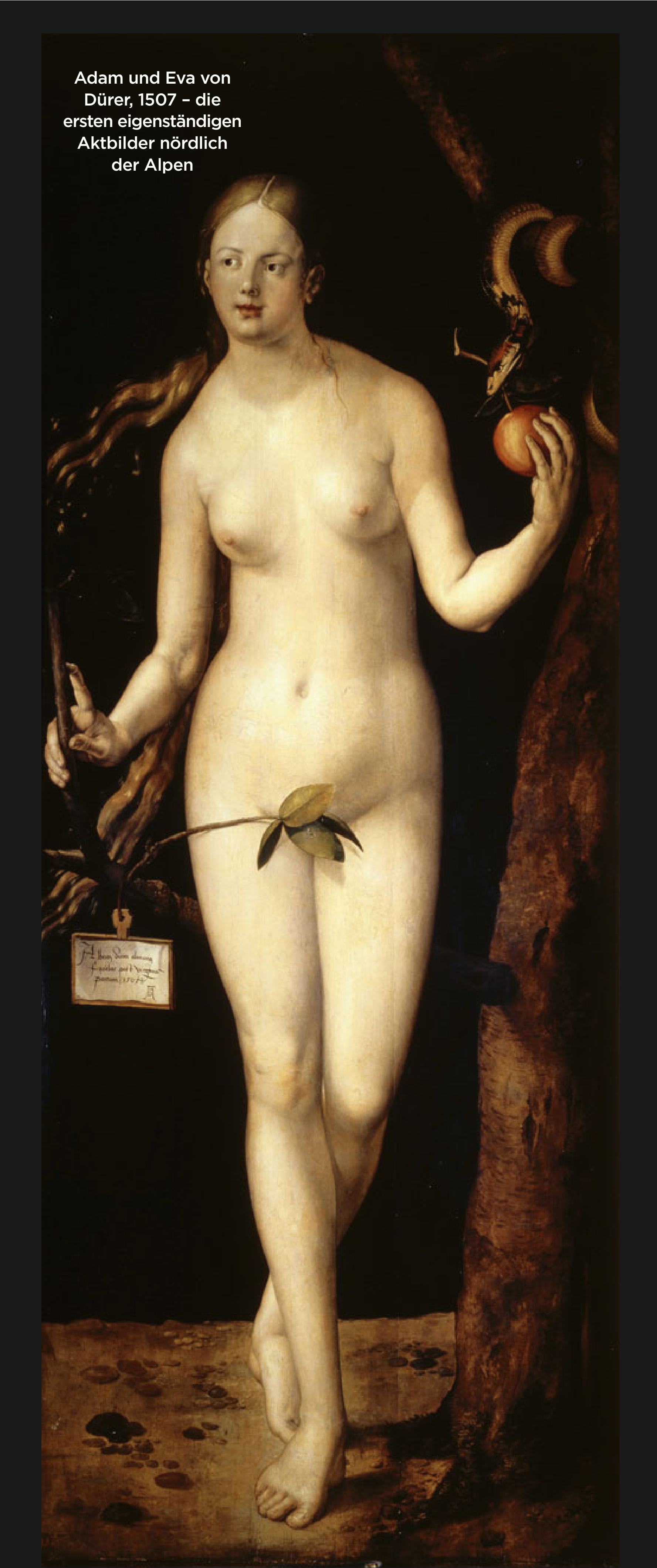
Auf keinem anderen Feld trafen sich Proportionslehre und Sinnlichkeit besser, wobei für Dürer die präzise anatomische Darstellung und für Cranach das verführerische Moment das jeweils größere Anliegen gewesen sein dürften.

Der eine war Perfektionist, ein Künstler mit dem Maßband, der andere ein Virtuose, ein Leidenschaftlicher, für den die tänzelnde Anmutung seiner Damen und deren grazile Erscheinung wichtiger waren als das korrekte Körpermaß: Cranach wäre durchaus in der Lage gewesen, anatomisch akkurate Körper wiederzugeben, aber er bevorzugte es, der sprühende Entertainer der Malerei zu sein.

Anders gesagt: Es entwickelte sich ein Kampf der Idealmaße (Dürer) gegen die Erotik (Cranach), und beide lockte der Reiz, es auch gleich noch mit den Italienern aufzunehmen.

So langsam schien nämlich eine eigene deutsche Identität zu entstehen, und Dürer wollte die passenden Bilder für diesen Aufbruch erfinden, wollte zum führenden Maler der neuen Zeit werden. Er selbst sprach von einer „antigisch art“, die er in eine typisch deutsche Malerei übersetzte.

Aus seinen Studien zum Körpermaß sollen die „Teutschenn maler“ lernen, woran sie bisher „mangel gehabt“. Sich selbst nennt er oft



Adam und Eva von Dürer, 1507 – die ersten eigenständigen Aktbilder nördlich der Alpen

SUPERSTOCK / MAURITIUS IMAGES



Venus und Cupido von Cranach, 1509 – damals ein Skandal

einen „alemanus“ oder, vor allem auf Bildern, die in Italien entstanden sind, einen „germanus“ – ihm liegt viel daran, sich von den großen Meistern aus dem Süden zu emanzipieren. Er scheint jemand gewesen zu sein, für den Konkurrenz ein Antrieb war.

Mit dem auf Holz gemalten Menschenpaar demonstrierte Dürer seine Schöpferkraft also auf ganz eigene Weise: Es war der bildliche Aufruf, alles anders zu sehen und zu malen als bisher.

Das biblische Duo wurde zum Ausgangspunkt der deutschen Renaissancemalerei: Adam, ein hübscher Jüngling, wirkt ein wenig unsicher, Eva etwas forscher, aber zugleich auch unschuldiger.

Johann Gottfried Herder würde die Ureltern Jahrhunderte später als Gestalten beschreiben, „die in der Seele bleiben“. „Nackete Bilder“ – so nannte Dürer selbst solche Körperschau.

Dürers Tabubruch war eine Sensation in deutschen Städten und Fürstentümern. Hier schienen Darstellungen von Adam und Eva zuvor nur denkbar, wenn sie klein und verschämt innerhalb ganzer Bildfolgen auftauchten; vor allem mussten sie eine abschreckende, geradezu unheilbeschwörende Wirkung erzeugen. Immerhin waren die beiden ja für den Sündenfall verantwortlich. Bei Dürer aber sind sie groß, stattlich und schön.

Bis heute weiß niemand, welcher Auftraggeber hinter diesem Bilderpaar stand und zu welchem Zweck es angefertigt wurde – als Seitentafeln eines Altars, zum privaten Vergnügen eines kunstsinnigen Kirchenherrn? Gab es überhaupt einen Auftrag, oder hat Dürer die Tafeln auf eigene Faust gemalt? Ein paar Jahre nach der Vollendung, so wird in Fachkreisen spekuliert, hingen sie vielleicht schon in der Bibliothek eines Breslauer Bischofs.

Johannes Dubravius, damals noch Sekretär des Bischofs von Olmütz, außerdem Humanist und Diplomat, lobte 1516 die Vollkommenheit der Bilder. Er erwähnte auch das blonde und „vom Wind durchwehte Haar“ beider Gestalten, ihren jeweils „leicht geöffneten Mund“, ging ausführlich auf die Schönheit ihrer Anatomie ein – und stellte Spekulationen über den Schaffensprozess an: „Man sagt aber, dass der Maler mit solcher Sorgfalt und Umsicht vorgegangen ist … dass er, als er



Das Frauenbad von Dürer, 1496 – gedruckter Körperkult

im Begriff war, dieses Gemälde zu schaffen, häufig in Bäder ging, wo es normal ist, die Körper zu entblößen, um dann das, was er an jedem einzelnen Körper am lobenswürdigsten fand, in dem Bild wiederzugeben."

Tatsächlich konstruierte Dürer seine Bilderkörper aus Versatzstücken, er selbst schrieb über die menschliche Proportion: „Item aus viel Stücken geklaubt, aus viel schöner Menschen, mag etwas Guts gemacht werden."

So betrachtet hat er ein urreligiöses Motiv zum monumentalen und sehr profanen Manifest einer neuen Malerei uminterpretiert, er feiert vor allem zwei Idealkörper. Selbst der Kirchenmann Dubravius sah ausschließlich das Ästhetische, nicht mehr die düstere Heilsgeschichte dahinter.

Für Cranach war Dürer Maßstab und noch mehr Kontrahent. Der in Wittenberg ansässige Hofmaler Friedrichs des Weisen kann als derjenige gelten, der endgültig alle Hemmungen überwand.

1509 versuchte er die Leistung des Nürnbergers zu übertreffen, indem er einen nun wirklich unfassbar skandalträchtigen, weil aufreizenden Akt aufbot. Er malte die früheste nackte Venus nördlich von Italien und präsentierte als erster Künstler des Landes überhaupt eine ganz weltliche Nacktheit; die von Adam und Eva dagegen war ja als biblisches Thema noch halbwegs schicklich.

Seine brünette mythologische Liebesgöttin sieht sogar sehr viel italienischer aus als etwa Sandro Botticellis blonde und weißhäutige Venus. Cranachs Schönheit ist pure fleischliche Verlockung: Sie stellt ihre Reize frontal zur Schau, trägt dabei nichts außer einem durchsichtigen Schleierchen, ihr kleiner Sohn Cupido spannt bereits den Bogen für den Liebespfeil – und über ihrem Haupt warnt eine lateinische Inschrift vor der zügellosen Liebe. Der rhetorische Trick sollte die Phantasie gelehrter Betrachter endgültig beflügeln.

Mit diesem gehobenen Pin-up aus Sachsen hat er seinen Mitbewerber in Nürnberg beinahe überflügelt. Jedes Bild, das aus ihren Werkstätten hervorging, diente nun einmal dem Kampf um die Vorrangstellung unter den neuen deutschen Malern.

Man hat die beiden damals schon verglichen. Der ebenfalls aus Nürnberg

stammende, in Wittenberg lehrende Rechtsprofessor Christoph Scheurl billigte Cranach in einer 1509 gedruckten Lobrede den „ersten Platz in der Malerei“ zu, allerdings nach dem „einzigen Albrecht Dürer, meinem Landsmann, dieses unzweifelhafte Genie“.

Dürers Bilder wurden bewundert, die Cranachs waren aber wohl beliebter. Von Letzterem war dann auch das große Genie des 20. Jahrhunderts fasziniert – Picasso. Und das 21. Jahrhundert widmet sich in Ausstellungen vor allem dem einstigen Zweiten.

Dürer war der Sohn eines Goldschmieds, der Vater Cranachs verdiente sein Geld wohl als Maler. Dürer betonte die Frömmigkeit seiner Eltern, auch deren hartes Los; seine Mutter habe „allbeg große Sorg für unser Seel“ gehabt. Er selbst konnte in seinen Briefen aber auch ganz offen über Hurerei und Buhlerei, ebenso wie über hübsche italienische Jünglinge schreiben (und schwärmen).

So wild die Zeiten, so gottesfürchtig war meistens noch die Kunst. Das galt jedenfalls für Dürer.

Über Cranachs Familie weiß man wenig, nur, dass sie wahrscheinlich nicht ganz arm und mehrmals in Rechtsstreitigkeiten verwickelt war.

Ehrgeiz und Geschäftssinn besaßen beide Maler. Sie stehen für die produktivste Konkurrenz dieser neuen Ära, für einen regelrechten Innovationsschub. Ihnen gelang es, die Sehgewohnheiten ihrer Zeit neu zu definieren.

Viele Tagesreisen lagen zwischen Nürnberg und der kursächsischen Residenzstadt Wittenberg, wo Cranach 1505 zum Hofkünstler Friedrichs des Weisen berufen worden war – eine Stelle unter einem legendären Förderer der Kunst, um die ihn viele Kollegen sicher beneideten. Die meisten von ihnen waren ja wandernde Gesellen, die immer neue, kirchliche und höfische Auftraggeber von sich überzeugen mussten.

Dürer war womöglich für das Hofmaleramt nicht zu gewinnen gewesen, aber er wusste Friedrich den Weisen als Mäzen durchaus zu schätzen. Einst hatte er sich zu seinen Proportionsstudien außerdem von dem Mann inspirieren lassen, der Cranachs Vorgänger in Wittenberg war: von dem Italiener Jacopo de' Barbari.

Kursachsen war damals ein Ort für künstlerische Revolutionen – und einer, der zur überregionalen Konkurrenz anspornte. Noch 1508, als Cranach bereits Hofmaler war, arbeitete Dürer an einem aufwendigen Bild für den sächsischen Landesherrn.

Lucas Cranach der Ältere (mutmaßlich von Lucas Cranach dem Jüngeren)

Beide Künstler zählten Humanisten zu ihren Freunden; auf diese Gelehrten übte die Antike (und damit auch die ästhetische Nacktheit) eine große Faszination aus, entsprechende Themen legten sie auch ihren Lieblingskünstlern ans Herz. Denn für sie, die Professoren, ging es um den geistigen Eros, der durch Sinnlichkeit verbildlicht wurde. „Begehren und Leben waren immer geleitet von der Liebe zur Weisheit, der Philosophie“; so formulierte es ein Zeitgenosse Cranachs.

Dürer sollte nie eine Venus malen, nur gezeichnet hat er eine. Denn dieses Thema hatte der Kollege aus Wittenberg besetzt, der Mann aus Nürnberg würde 1518 eine andere Nackte aus dem antiken Motivkreis wählen: die tugendhafte Lukretia. Cranach wiederum scheute nicht davor zurück, sich von der Adam-und-Eva-Komposition Dürers inspirieren zu lassen, er selbst schuf – in dem ihm eigenen Stil – mindestens 30 dieser Paare.

Beide Rivalen haben auf ihrem Weg zur Aktdarstellung kleinformatig angefangen. Zuerst nämlich brachten sie ihre Sujets nur aufs Papier. Farben für die Tafelmalerei waren kostbar, Grafiken, ob Zeichnungen, Holzschnitte oder Kupferstiche, eigneten sich viel besser für Experimente. Und alles, was sich drucken ließ, konnte leicht in Umlauf gebracht werden (und den Ruhm weiträumig erhöhen).

Von Dürer stammt zum Beispiel die lange verschollene Zeichnung „Das Frauenbad“ von 1496, ein Jahr später folgte der Kupferstich „Die vier Hexen“, und bald darauf entstand wohl die Druckgrafik mit dem Titel „Die Versuchung (Der Traum des Doktors)“. Körperkult betrieb er auch mit „Das Meerwunder“ und der durch die Lüfte fliegenden „Nemesis“. 1504 produzierte er bereits einen großformatigen Kupferstich von Adam und Eva.

Cranach hat auf einiges reagiert, was da von Nürnberg aus verbreitet wurde, hat etwa 1506 einen Holzschnitt einer nackten Maria Magdalena geschaffen, also einer Heiligen, die aber – wie Dürers Nemesis – ebenfalls in der Luft schwebt. Ihre reine, makellose Fleischlichkeit war ein absolutes Novum, im Spätmittelalter ist die Sünderin noch behaart dargestellt worden.

Das gesamte Land war, alles in allem, eher arm an Bildern, jede Darstellung, auch eine auf Papier, war ein Luxus, eine aufregende Illusion. Ein kluger Maler wie Cranach versuchte das Spektakel noch zu steigern.

Vergleichsweise unbescheiden waren auch die Ausmaße seines „Parisurteils“ von 1508, wiederum ein Holzschnitt. Wie so oft versetzte er die My-

ALFREDO DAGLI ORTI / BPK

thologie in die Gegenwart des frühen 16. Jahrhunderts. Deshalb trug sein antiker Paris eine typisch deutsche Rüstung, die drei Damen waren allerdings unbekleidet. Überhaupt hatte er so seine Methoden, die Motive einzudeutschen, oft setzte er sie in heimische Landschaften.

Wie wichtig Cranach insbesondere sein Ruf als künstlerischer Aufrührer war, zeigt eine kleine Schummelei. Einen Clair-obscur-Holzschnitt, der ebenfalls eine Venus zeigt und wohl aus dem Jahr 1509 stammt, hat er auf 1506 datiert; damit wollte er sich wohl als Erfinder dieser neuen Drucktechnik ausweisen (der er nicht war).

1509 war dann das Jahr seiner gemalten Venus, es blieb nicht bei dieser einen, obwohl Cranach bei diesen mythologischen Themen eine Pause von fast zehn Jahren einlegte. Dann aber hielten er (und seine Werkstatt) sich nicht länger zurück. Seine lasziven Frauen, etwa die diversen Quellnymphen und die Grazien, immer neue Venus-Varianten, wurden zum Lieblingssujet des Adels. Diese Bilder machten seinen enormen Erfolg aus, die Werkstatt expandierte. Heute sprechen die Kunsthistoriker von Bestseller-Bildern.

Bis kurz vor 1500 existierten kaum eigenständige, frei hängende Gemälde. Meist gehörten die bemalten Holztafeln zu Altären oder Raumdekorationen in Schlössern. Cranachs Diven aber verlangten nach autonomer Aura – sie dürften in den intimeren Kabinetten gehangen haben.

Beide Maler kämpften darum, dass ihr Beruf mehr Prestige erhielt, dass er vom bloßen Handwerk zur freien Kunst aufgewertet wurde – auch dazu dienten die intellektuellen, weil humanistisch grundierten Aktbilder. Nacktheit war insofern ein Zeichen neuzeitlicher Bildung, ein Beweis für die Kenntnis der (so in Mode gekommenen und als modern geltenden) Antike.

Natürlich mutet vieles noch spätmittelalterlich an: Cranach verdiente so viel wie ein Wittenberger Universitätsprofessor, wurde also im Grunde wie ein Intellektueller behandelt, musste als Hofmaler aber auch Raumausstattungen und Möbel sowie Turnier- und Festdekorationen entwerfen.

Bei solchen Feierlichkeiten konnte es übrigens vorkommen, dass der Kurfürst – selbst im Bann der Wiederentdeckung der Antike – als Apoll auftrat. Ein sächsischer Gott des Lichts und der Sonne.

Über Cranachs erste 30 Lebensjahre ist wenig bekannt. Da war die Lehre beim Vater, ein Aufenthalt in Wien (im Umkreis der Universitätselite), doch während der meisten frühen Jahre lässt sich sein Werdegang nicht nachvollziehen. Hielt er sich außer in Österreich auch in Italien, den Niederlanden oder nur in seiner Heimat auf? Manche Kunsthistoriker vermuten, er habe einen engen Bezug zu Nürnberg gehabt.



Albrecht Dürer (Selbstbildnis, 1500)

Nach seiner Ernennung zum Hofmaler aber ist seine Biografie vergleichsweise gut dokumentiert; 45 Jahre lang würde er in Wittenberg leben. 1508 schickte ihn sein Dienstherr in die Niederlande, es handelte sich um eine Art Fortbildung und um eine diplomatische Mission in einem, so wurde er auch beim Kaiser vorgelassen. Inzwischen kursieren sogar Mutmaßungen, er habe sich bald danach auch in Italien umsehen dürfen – was seiner Venus von 1509 auch anzusehen sei.

Dann die Heirat, die Kinder, die große Malerwerkstatt, die er ab 1510 aufbaute, die Apotheke, die er betrieb und die ihm ein beachtliches Zusatzeinkommen sicherte. Zum gutsituierten Dasein zählte schließlich auch sein wachsender Immobilienbesitz, seine Mitgliedschaft im Rat der Stadt, das mehrmalige Amtieren als Bürgermeister. In den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts war sein begabter Sohn Hans unerwartet gestorben, der jüngere, der auch Lucas hieß, wurde umso wichtiger für die Werkstatt.

Schließlich verlor sein Dienstherr, der damalige Kurfürst Johann Friedrich, seine Macht, musste Wittenberg als Residenzstadt aufgeben. 1550 folgte ihm der betagte, immerhin 78 Jahre alte Cranach ins Exil nach Augsburg und Weimar.

In die Geschichte ging er auch ein als Maler der Reformation, als enger Freund des rebellischen Luther. Doch erst einmal musste er sich in der Wittenberger Gesellschaft – bestehend aus Hof und Universität – einen Namen machen, und das gelang ihm nicht zuletzt mit seinen neuartigen Bildern, auf denen die Nacktheit zum wichtigsten Bestandteil fortschrittlicher Inszenierung wurde.

Wie Dürer hat er offensichtlich nie seine Ehefrau gemalt, zumindest ist kein Bildnis überliefert. Angeblich gab es in seinem Leben eine Geliebte namens Anna.

Ein spätes Porträt, das lange für ein Selbstbildnis Cranachs gehalten wurde, aber wohl von seinem Sohn Lucas Cranach dem Jüngeren stammt, zeigt ihn selbst als einen Mann, der im Leben viel erreicht hat und trotzdem mit einiger Bescheidenheit auftritt. Ein alter Herr, ein wissender Blick. Ein Gegenbild zum Selbstbildnis Dürers von 1500.

Im Wettstreit miteinander haben beide Maler die deutsche Kunstgeschichte auf ganz eigene Weise geprägt.



Anfang des 16. Jahrhunderts war Nürnberg eine Handelsmacht. Auch das einfache Volk profitierte von der Lage im Schnittpunkt der europäischen Verkehrsadern und hatte teil am sozialen Wandel.

Geld und Gülle

Von **CONNY NEUMANN**


Gesellen-Stechen der bürgerlichen Patriziersöhne in Nürnberg (Gemälde von Jost Amman, 1561)

AKG

Der Immobilienmarkt war zwar nicht völlig leergefegt, dennoch dürfte es 1509 für Albrecht Dürer nicht leicht gewesen sein, das richtige Heim zu finden. Nürnberg erlebte an der Schwelle zum 16. Jahrhundert einen Zulauf wie kaum eine andere Stadt in Europa. In nur 50 Jahren hatte sich die Anzahl der amtlich registrierten Einwohner auf rund 40 000 verdoppelt, Nürnberg konnte fast mit Köln und Augsburg gleichziehen. Der gefragte Grafiker Dürer musste also für ein Bürgerhaus am Platz vor dem Tiergärtnertor, sozusagen an einer der ersten Adressen, eine stolze Summe berappen.

Es war ein Fachwerkhaus von stattlicher Höhe, groß genug für Familie, Mitarbeiter und Dienerschaft. Dürer, Sohn eines Goldschmieds, war angekommen im wohlhabenden Bürgertum. Der Verkauf zweier Altarbilder für fast 500 Gulden und die großzügige Mitgift seiner Frau Agnes machten den Aufstieg in das noble Ensemble möglich. Auch die Abgaben, die noch auf dem Haus lasteten, konnte er bald ablösen.

Nicht nur Dürer war aufgestiegen, auch seine Stadt hatte sich zu einem Anziehungspunkt Europas erhoben. Nürnbergs wirtschaftliche Leistungskraft war eine Voraussetzung für den Siegeszug der Reformation und ein neues Denken seiner Bürgerschaft. Doch der Alltag des einfachen Volkes verlief an der Schwelle zur Neuzeit auch im Herzen Frankens kaum anders als in Antwerpen, Paris oder Prag.

Das pralle Leben, vor allem der unteren Schichten, nahm täglich aufs Neue Besitz von der Stadt. So war die Optik von Albrecht Dürers neuem Zuhause zwar erstklassig. Doch vor und hinter der Häuserzeile, die später den Ruf der Stadt als „des Deutschen Reiches Schatzkästlein“ mitbegründen sollte, stank es gewaltig. Wenn der Maler vor die Haustür trat, hatte er zwar schon Pflastersteine unter den Füßen – ein großer Komfort in diesen Tagen –, aber auch Mist und Gülle.

Jeder Bürger hatte seit 1382 das Recht, drei Schweine zu halten, die aber nicht frei herumlaufen durften. Allzu genau nahm man es nicht mit dem Verbot: Eine Quelle belegt, dass in den Straßen herumstreunende Schweine im 17. Jahrhundert Schellen trugen. Der Mist wurde als Wertstoff verkauft oder anderweitig verwendet.

Was sich auf den Straßen und Gassen der spätmittelalterlichen Stadt tummelte, war alles andere als vornehm oder romantisch. Schweine, Hunde, Hühner und Pferde kleckerten auf die Wege, Abfall lagerte zwischen den Hausmauern und lockte Ratten an. Volle Nachttöpfe wurden, einem Verbot zum Trotz, oft aus dem Fenster geschüttet.

Abflussrinnen waren so konstruiert, dass das Abwasser aus dem Haus über die Straße in Richtung des Flusses Pegnitz lief. Fäkalien wurden im Haus oder in Hinterhöfen gesammelt. Nur höchst selten – im Abstand von Jahren – beförderten Grubenräumer, die „Pappenheimer“, den Unrat nächtens vor die Stadt.

Nicht einmal aus dem großen Brunnen, der die umliegenden Haushalte versorgen musste, strömte Frische: Die vielen Schmutzgruben in den Hinterhöfen hatten das Grundwasser derart verunreinigt, dass von einem klaren Quell keine Rede sein konnte. Nicht alle Häuser besaßen einen eigenen Brunnen. Sie schlossen sich vielmehr zu Brunnengemeinden zusammen, um die gut hundert öffentlichen Ziehbrunnen zu nutzen. Aber ein kühler Trunk war riskant; es konnte, wenn es glimpflich abging, Bauchkrämpfe verursachen. Schlimmstenfalls rafften Lepra oder Pest die Menschen dahin.

Schweine, Hunde, Hühner und Pferde kleckerten auf die Wege.

Immerhin, in Dürers Viertel waren zumindest die Grundmauern der Häuser aus Stein, eine durchaus moderne Errungenschaft. Für die Bewohner bedeutete das die Sicherheit, dass nicht jeder Funkenflug aus der befeuerten Kochstelle einen Großbrand auslösen konnte.

Eine private „Hundsschlägerstiftung“ sandte nachts raue Burschen mit Holzprügeln hinaus, um streunende Hunde aus Kirchen zu vertreiben. Auch städtisches Personal führte Treibjagden auf die verlausten Tiere durch. Zeitgenössische Berichte lobten Nürnberg wegen seiner sauberen Straßen.

Fliegende Händler prägten das Stadtbild. Verlumpte Gestalten bettelten um Almosen. Straßenprostitution war in der Stadt verboten – und blühte an einschlägigen Stellen vor deren Toren. Für betuchtere Freier mit gehobenen Ansprüchen existierte bis 1562 das städtisch konzessionierte Frauenhaus, zu dem nur unverheiratete Männer Zutritt hatten.

Das gemeine Volk aus einfachen Handwerkern, Hilfsarbeitern, Knechten oder noch ärmeren Gestalten lebte in Holzhäusern oder Hütten mit gestampften Böden. Sogar der Abtritt befand sich meist im einzigen Wohnraum.

Ständige Begleiter der alltäglichen Plackerei für den Lebensunterhalt waren Krankheiten, Schmutz, Armut und strenge soziale Konventionen. Genuss gab es wenig, sieht man vom üppigen Wein- und Bierkonsum ab.

Aber trotz aller Unbill festigte Nürnberg in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts seine Stellung als weltweites Handelszentrum, das tüchtige Kaufmannsfamilien hervorbrachte. Handwerk und Erfindertum spielten zusammen und schufen die Basis für eine ungewöhnlich gebildete Bevölkerung.

Viele Stiftungen und die Sozialausgaben der Stadt ermöglichten auch Armen wenigstens eine minimale Schulbildung. Wer Geld hatte, schickte seine Söhne und Töchter gleich in eine der vier Lateinschulen, die den Kirchen angegliedert waren und auch Handwerkerkindern offenstanden. Noch war Latein die Weltsprache, nicht nur in Kirchen und Klöstern.

Auch dank der überdurchschnittlichen Bildung fielen die Reformationsthesen von Martin Luther und die Auftritte des Gastpredigers Johannes von Staupitz in Nürnberg auf fruchtbaren Boden. Stadtarchivar Horst-Dieter Beyerstedt verfügt über Dokumente, wonach die einfachen Leute theologisch sogar oft besser Bescheid gewusst haben sollen als manche Zeitgenossen an den Universitäten. Nürnberg wurde zur Hochburg der Reformation und zum Vorbild für andere Städte. So trist die Gassen auch aussahen – die Stadt wurde zu einer Wiege der deutschen Neuzeit.





Kunst und Kunsthandwerk aus Nürnberg (Kupferstich von Hans Sebald Beham, verziertes Eisenkästchen)

Nürnberg entwickelte sich zugleich zum globalen Drehkreuz, obwohl die Stadt nicht einmal an einer wichtigen Wasserstraße lag – gemeinhin die Voraussetzung für wirtschaftliches und soziales Aufblühen. Im geografischen Mittelpunkt Europas gelegen, hatte die fränkische Metropole das Glück, dass sich hier die bedeutenden Landwege zwischen Skandinavien und Italien, Osteuropa und Paris, London und dem Orient trafen.

Matthias Henkel, der Direktor der städtischen Museen, begründet den kaufmännischen Vorsprung so: „Für den Handel zählten auch damals nur drei Dinge: Lage, Lage und Lage."

Drei Generationen später hatten andere Städte in Europa Nürnberg den Rang abgelaufen, doch zu Lebzeiten Dürers imponierte vor allem das Straßennetz, das die Welt mit der freien Reichsstadt verband. Nicht zufällig ist Nürnberg noch heute europaweit einer der größten Autobahn-Knotenpunkte.

Schon um 1500 trugen die gepflasterten Straßen, die erstmals breit und erhaben zwischen Häuserfluchten angelegt wurden, den vornehmen Namen Chaussee. Die Weltstadt Paris soll sich ihre Chausseen hier abgeschaut haben.

Der rege Handel auf diesen Straßen, mit allen Gütern des täglichen Gebrauchs sowie mit Kunst und Edelsteinen, öffnete die Stadt für neue Ideen. Die wohlhabenden Bürger, selten auch Handwerksmeister, schickten ihre Söhne nach der Schule zur Fortbildung ins Ausland. Eine spätmittelalterliche Form von Jugendaustausch hatte sich entwickelt – die Kontakte zur Kaufmannszunft in aller Herren Länder, vor allem nach Italien, vereinfachten die Unterbringung der Sprösslinge.

Ein weitverzweigtes Netzwerk baute Linhart II. Tucher auf. Das reiche Patriziergeschlecht der Tucher hatte sich durch den Handel mit Tuch, Samt und Seide, Gewürzen, Früchten, Metallwaren, Leder und Pelzen ein weltweites Imperium aufgebaut, später kam der begehrte Safran hinzu.

Die Tucher-Sippe gab, wie viele andere erfolgreiche Familien, der Stadt etliches von dem zurück, was sie ihr verdankte. Im Spätmittelalter wäre kein noch so gieriger Unternehmer auf den Gedanken gekommen, seine Gewinne im Ausland zu bunkern. Mit dem Geld wurde gebaut, wurden Stipendien an Verwandte und Renten finanziert.

An Arbeitsplätzen mangelte es nicht. Die Zahl der Menschen, die komplett von der Sozialhilfe abhängig waren, lag in Nürnberg deshalb immer niedriger als in Ansiedlungen vergleichbarer Größe. Im Jahr 1522, so steht es in alten Büchern, lebten 500 Menschen andauernd von der Fürsorge. Andere, die zeitweilig Unterstützung bekamen, fanden über kurz oder lang wieder Arbeit.

Besondere Zollprivilegien des Kaisers förderten Nürnbergs Wirtschaftskraft schon im 13./14. Jahrhundert. Doch noch mehr stieg das Ansehen der Stadt, als 1356 auf dem Nürnberger Reichstag die Goldene Bulle verkündet wurde. Das historische Dokument legte nicht nur

die Rechtsstellung der sieben Kurfürsten fest, die fortan den König (und designierten Kaiser) des Heiligen Römischen Reichs zu wählen hatten: Es statuierte auch, dass künftig jeder König seinen ersten Reichstag in Nürnberg abhalten sollte. Als ab 1424 die Stadt mit der Aufbewahrung der Reichskleinodien – darunter Krone, Zepter und Reichsapfel – betraut wurde, festigte das ihren Ruf als kaisertreue Stadt. Ungeachtet des hundert Jahre später aufbrechenden Konfessionsgegensatzes verlangte es der gute Brauch, den streng katholischen Kaiser gebührend zu beschenken, wenn er in Nürnberg für mehrere Tage haltmachte.



Nürnberger Biermesser
(Zeichnung, 1496)

AKG

So entwickelte sich ein ausgefeiltes Kunsthandwerk. Porzellan, Malerei und Schmiedekunst wurden zur Vollendung gebracht, um den Herrscher zu erfreuen. Die Meister ihres Fachs profitierten zudem von der steten Nachfrage aus dem Kreis der vermögenden Patrizier.

Das besondere Vermarktungsgeschick der Händler, der „Nürnberger Witz“ tat ein Übriges. Das geflügelte Wort zielte auf die kaufmännische Schläue und Gewitztheit der Einheimischen.

Mit Nürnberger Witz gelang es der Stadt, zum Buchdrucker-Mekka Europas zu werden. Nicht zuletzt der Grafik Albrecht Dürers kam das zugute. Durch die schon ausgefeilte Drucktechnik konnte er seine Kunstwerke vervielfältigen und am Ende international vermarkten.

Kein Wunder, dass die Menschen mit zunehmender Bildung und wachsendem sozialem Wohlstand auch persönlich etwas vom höheren Lebensstandard spüren wollten. So entstanden innerhalb der Stadtmauern 13 privat betriebene Badestuben für die zahlende Kundschaft. Einfache Handwerker und Hilfsarbeiter bekamen ein Extrasalär, um sich dort regelmäßig vom Staub und Schmutz der Woche, vor allem vom Ungeziefer zu reinigen.

Meister oder Geselle durfte heiraten – geringere Berufsgruppen galten als außerstande, eine Frau und Kinder zu ernähren. Weil sich der Paarungsdrang jedoch von solche Regeln nicht eindämmen ließ, wurden auch die Freundinnen der einfachen Arbeiter schwanger. Die Folge: Die Zahl der Kindsmorde und Findelkinder stieg rapide an – zu groß wäre die Schande eines unehelichen Sprösslings gewesen.

Verurteilte „Weibsbilder“ wurden in der Pegnitz qualvoll ertränkt.

Als ebenso modern galt die Versorgung der Kranken, die durch ein unterschiedliches Honorarsystem und getrennte Aufgabenbereiche gekennzeichnet war: Hier der akademische Arzt, der Medikamente einsetzt, dort der Bader, der mit Schröpfen oder Aderlass Linderung verschaffte. Kostenlose Behandlung gab es bei den städtischen Ärzten und in Spitälern wie dem Heilig-Geist-Hospital.

Dort war die Verpflegung vortrefflich: Stifter wie der Kaufmann Peter Probst ermöglichten die Beköstigung mit Rindssuppe, Kraut, Rüben, Hühnerfleisch als Schonkost und Kalbfleisch, zweimal in der Woche gab es Braten und täglich einen dreiviertel Liter Bier.

So gut ging es vermutlich den wenigsten der Patienten zu Hause. Denn der Verdienst war, gemessen an den Lebenshaltungskosten, in den meisten Fällen gering. Und wenn die Ernte schlecht ausfiel, wurden die Brote kleiner, weil die Leute sich größere Laibe nicht mehr leisten konnten. Immerhin beugte der Rat der Stadt Hungersnöten vor, indem er Kornspeicher errichten ließ, mit deren Inhalt, dem sogenannten Herrenbrot, 5000 Seelen eine Zeit lang am Leben gehalten werden konnten.

Mit den Löhnen verfuhr man in Nürnberg um 1500 kaum anders als im heutigen Mitteleuropa: Ungelernte wurden mit Hungerlöhnen abgespeist, auch wenn sie harte Arbeit leisten mussten. Zehn Pfennig täglich erhielt ein Bauarbeiter im Jahr 1460, während es 26 Pfennig kostete, einen Tag lang ein Pferd zu mieten. Auch ein guter Schreinergeselle blieb noch ein wenig unter dem Pferdetarif.

Die Klassenunterschiede zeigten sich auch beim Familienstand. Denn nur ein

Einmal mehr waren Frauen die Verliererinnen gesellschaftlicher Zwänge. Mütter, die in ihrer Ausweglosigkeit und Verzweiflung ihr Baby ums Leben brachten, hatten bis ins Jahr 1580 keinen Anspruch auf „ehrliches Köpfen“ – die vergleichsweise privilegierte Hinrichtungsart durch Enthauptung mit dem Schwert. „Weibsbilder“, wie man sagte, wurden in der Pegnitz so lange unter Wasser gedrückt, bis sie qualvoll ertrunken waren.

Noch übler erging es einer Frau, die 1487 ihren Ehemann vergiftet hatte: Der Giftmord wurde als besonders heimtückisch gewertet, die Täterin vor aller Augen mit glühenden Zangen zu Tode gebracht.

Ansonsten galt die Gerichtsbarkeit in Nürnberg seinerzeit als geradezu milde. Wer die Folterqualen überlebte wurde, nach Reichsrecht, als unschuldig betrachtet und konnte heimgehen. Auch inszenierte man Hinrichtungen nicht mehr, wie in früheren Zeiten, als Volksfeste. Die Todgeweihten wurden vor die Stadtmauern geschleppt, wo sie dem Mob nicht direkt vor die Füße fielen. Heute erstreckt sich der Nürnberger Hauptbahnhof an der Stelle des einstigen Henkersplatzes.

Hexen wurden zu Beginn des 16. Jahrhunderts nur vereinzelt in Nürnberg verfolgt. Doch nach eingehender Prüfung durch den Rat und nach vielen Gutachten kamen die meisten ungeschoren davon.

In den Archiven ist allein das Schicksal von Margareta Mauterin verzeichnet. Sie wurde aber erst im 17. Jahrhundert hingerichtet und erfuhr eine Vorzugsbehandlung: Bevor sie auf den Scheiterhaufen kam, hatte man sie erwürgt.

Der junge Theologe Thomas Müntzer, anfangs ein Anhänger Martin Luthers, brach mit dem Reformator, wählte die bewaffnete Revolution – und scheiterte tragisch. Die DDR verklärte ihn später als „Volksreformator“.

Aufstand unterm Regenbogen

Von UWE KLUSSMANN

KLAUS GÖKEN / BPK / NATIONALGALERIE (O.)

Sein Porträt ging einst durch die Hände von Millionen Deutschen, auf dem Fünf-Mark-Schein der DDR: Thomas Müntzer, Theologe, Rebell und Führer von Aufständischen im Bauernkrieg. Wenige waren jahrhundertelang so umstritten wie er. Heinrich Heine nannte ihn einen der „heldenmütigsten und unglücklichsten Söhne des deutschen Vaterlandes“.

Wer war dieser Mann? Ein „mörderischer Prophet“, wie ihn Martin Luther schmähte, ein radikalreformerischer Theologe oder Deutschlands erster Kommunist?

Geboren wird Müntzer wahrscheinlich im Dezember 1489 im Südharz-Städtchen Stolberg. Er stammt aus einer begüterten Kleinbürgerfamilie, in seinem Umfeld gibt es Goldschmiede und Fern-



händler. Nach einem Studium in Leipzig und Frankfurt an der Oder wird er 1514 in Halberstadt zum Priester geweiht. Vom Jahr 1517 an, in dem Martin Luther seine Thesen verkündet, kommt Müntzer mehrmals nach Wittenberg und lernt den großen Reformator kennen. Als suchender Endzwanziger ist er von dem sechs Jahre Älteren fasziniert und wird dessen enthusiastischer Gefolgsmann.

Beseelt von Luthers Reformgeist, zieht der leidenschaftliche Prediger ab 1520 in der Katharinenkirche in Zwickau die gläubige Gemeinde in seinen Bann. Der junge Mann erlebt die 7000-Einwohner-Stadt als einen Ort mit heftigen sozialen Konflikten. Einer schmalen Oberschicht von Tuchmachern und Kaufleuten steht eine große Zahl von Handwerkern und Tagelöhnern gegenüber, die immer mehr verarmen.



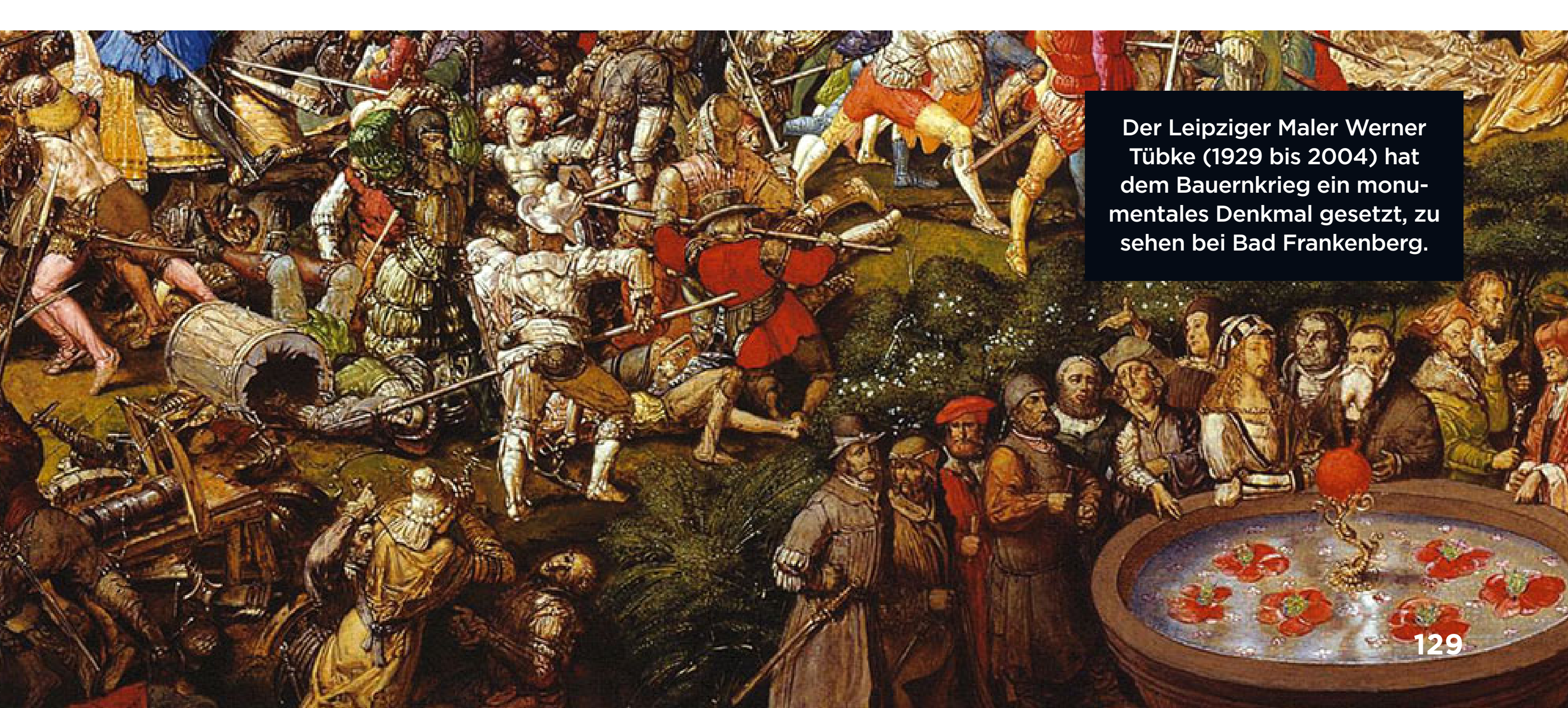
Thomas Müntzer
(Zeitgenössischer Holzschnitt)

Diesen einfachen Menschen spricht Müntzer aus der Seele, wenn er sich in seinen Predigten gegen „wuchersüchtige Bösewichter“ wendet. Oder wenn er gegen „die großen, dicken, feisten Pausbacken“ derer wettert, die „ihr Leben zugebracht mit tierischem Fressen und Saufen“.

Es müsse ein „gnadenreicher Knecht Gottes hervortreten“, ruft Müntzer von der Kanzel, um „alle Dinge in den rechten Schwang zu bringen“. Da klingt Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies an. Den Mächtigen im Rathaus aber klingt das nach Aufruhr, sie vertreiben den rebellischen Redner. Der quittiert seinen letzten Lohn trotzig mit „Thomas Müntzer, der für die Wahrheit in der Welt kämpft“.

Der Vertriebene zieht nach Prag, in eine Stadt, die damals zum deutschen Sprach- und Kulturraum gehört und die erste deutsche Universität beherbergt.

KLAUS GÖKEN / BPK / NATIONALGALERIE (U.); BPK (R.)



Der Leipziger Maler Werner Tübke (1929 bis 2004) hat dem Bauernkrieg ein monumentales Denkmal gesetzt, zu sehen bei Bad Frankenberg.

Hier radikalisiert sich Müntzer weiter und verfasst im November 1521 sein „Prager Manifest“. Darin wirft er der Papstkirche vor, sie sei „durch geistlichen Ehebruch zur Hure geworden“ und präsentiere sich mit „Pfaffen und Affen“. Müntzer fordert eine „neue Kirche“, um „Gottes Wort zu verteidigen“.

Jetzt muss er auch Prag verlassen. Es folgt ein Wanderleben mit Stationen in Erfurt, Nordhausen und Glaucha bei Halle. Im März 1523 findet er eine Pfarrstelle in Allstedt im heutigen Sachsen-Anhalt. Dort entschließt sich Müntzer zu einem Schritt, der Geschichte macht. Er schreibt, noch vor Luther, eine deutsche Liturgie. Der gesamte Gottesdienst findet in deutscher Sprache statt, nicht wie bisher in Latein.

Dass der Allstedter Pfarrer für eine neue, dem Volk und der Welt zugewandte Kirche steht, zeigt er auch im persönlichen Leben. Er heiratet die aus einem Kloster geflüchtete ehemalige Nonne Ottilie von Gersen und zeugt mir ihr einen Sohn.

Sein wachsender Radikalismus entfremdet ihn Luther, der gewaltsamen „Aufruhr“ fürchtet und sich mit den Fürsten zu verständigen sucht. Müntzer aber will die Feudalen zwingen, umzudenken. Im Juli 1524 hält er im Schloss Allstedt vor Herzog Johann und dessen Sohn Johann Friedrich die „Fürstenpredigt“.

Darin verdammt er die „heuchlerischen Pfaffen“ als „Schlangen“, entwirft Endzeitvisionen und bekennt sich zur Gewalt: „Denn die Gottlosen haben kein Recht zu leben.“ Fürst und Ratsherren in Allstedt wenden sich erschreckt von ihm ab. Müntzer muss im August 1524 wegziehen.

Mehr und mehr wird er ein Getriebener, der sich als Vorbote einer neuen Weltordnung sieht. Im thüringischen Mühlhausen findet er im ehemaligen Zisterziensermönch Heinrich Pfeiffer einen Verbündeten.

Müntzer tritt jetzt als Revolutionär auf und bricht endgültig mit Luther, den er im Spätsommer 1524 als „geistloses, sanftlebendes Fleisch zu Wittenberg“ verspottet und als „Doktor Lügner“ verhöhnt. Er proklamiert ein Widerstandsrecht gegen die Obrigkeit. Seine Texte verströmen mehr und mehr den Geist sozialer Rebellion.

„Unsere Herren und Fürsten“, so der Prediger, stünden für eine „Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und der Räuberei“. Sein Fazit: „Die Herren machen das selber, dass ihnen der arme Mann Feind wird.“

Müntzer verspricht: „Das Volk wird frei werden.“ Der kleinwüchsige, dunkelhaarige Mann mit dem breiten, knochigen Gesicht und dem feurigen Blick wird zum Volkstribun. Seine Vision lautet: „Die Gewalt soll gegeben werden dem gemeinen Volk.“ Seine Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit, sein Kampf gegen die römische Kirche finden breite Zustimmung.

Wieder geht es gegen Rom, wie einst rund 1500 Jahre zuvor, als die Kämpfer des Arminius in der Schlacht am Teutoburger Wald gegen die Kohorten der römischen Legionäre stürmten. Doch noch findet die Schlacht nicht statt, noch zögern die Mühlhausener, dem Revolutionär zu folgen.

Müntzer muss die Stadt schon nach wenigen Wochen im Spätherbst 1524 verlassen. Von seiner Mission überzeugt, reist er nach Nürnberg, Basel und an den Oberrhein zu Gleichgesinnten. Im Frühjahr 1525 kehrt er nach Mühlhausen zurück, sein Mitstreiter Pfeiffer hat inzwischen die Bürger für Müntzer gewonnen.

Der erweist sich trotz seines Rufes als Reichen-Schreck nicht als Klassenkämpfer in der Art seiner nachmaligen kommunistischen Verehrer, die später ganze soziale Schichten ausrotten. In seinem Bund begrüßt Müntzer im Frühjahr 1525 auch den Grafen Günther von Schwarzburg und andere Adlige als „allerliebste Brüder“. Fürsten billigt er je nach Rang zwei, vier oder sogar acht Pferde zu, eine Einebnung des Lebensstandards ist nicht sein Programm.

Im Frühjahr 1525 gewinnt Müntzers städtische Bewegung Verbündete auf dem Land. Vielerorts angeführt von Dorfrichtern und Handwerkern, begehren die Bauern auf. Als Leibeigene sind sie der Willkür ihrer Herren ausgeliefert, als Hörige zu Fronarbeit verdammt.

Selbst ihre Töchter müssen sie vielerorts den Gutsherren zur sexuellen Ausbeutung überlassen, nach dem „Recht der ersten Nacht“. Wer sich auflehnt, landet in fürstlichen Folterkammern, ihm werden Ohren, Nasen und Finger verstümmelt. Oder er wird gar mit glühendem Metall geblendet.

Sein einstiges Idol verhöhnt er als „Doktor Lügner“.

Nicht erst die Reformation hat diese Rebellionen ausgelöst. Schon seit Ende des 15. Jahrhunderts haben Bauernrevolten vor allem Süddeutschland erschüttert. Am Oberrhein hat sich die „Bundschuh“-Bewegung formiert, genannt nach dem für die Bauern typischen Schnürschuh. Im Württembergischen sammeln sich Aufständische unter dem Banner des „Armen Konrad“.

Die radikalisierte Reformation entfacht als neuer Funke die sozialen Brennpunkte. Die Forderungen sind überall ähnlich: Abschaffung von Zinsen und Abgaben. In den Wäldern soll den Bauern die Jagd erlaubt sein.

1524 vereinigen sich örtliche Unruhen zu einer Welle des Aufruhrs. Im April verweigern Bauern in Süddeutschland Frondienste und die Zahlung des „Zehnten“. Die Hochburgen der Proteste liegen im heutigen Baden-Württemberg und in Bayern.

Im Frühjahr 1525 geht die Rebellion in einen bewaffneten Aufstand über. Allein in Oberschwaben sammeln sich in sechs Heerlagern mehr als 20 000 Bau-

Keulen wie diese zählen schon im Bauernkrieg zu den Waffen der Aufständischen.

Die Sekte der Täufer und ihre bizarre Endzeit-Diktatur

DER MESSIAS VON MÜNSTER

Die Reformatoren hatten auf verschiedene Weise mit dem überkommenen Glauben gebrochen – Luther in den deutschen Landen, Calvin und Zwingli in der Schweiz. Bei allen Meinungsunterschieden in Einzelfragen hielten sie gemeinsam an einer Theologie des weltlichen Gehorsams fest. Dass die Religion das stabilisierende Band einer jeden Gesellschaft sein müsse, „vinculum societatis“, darin blieben sich Katholiken und Protestanten einig.

Für den extremen Flügel der Reformation aber waren Großkirche und Staat gleich schädliche Zwangsgemeinschaften. Die Radikalen wollten den Glaubensumsturz zur Sozialrevolution weitertreiben, Gleichheit und Gerechtigkeit im Hier und Jetzt schaffen. Während der Theologe Thomas Müntzer drangsalierte Bauern zum Aufstand führte, verbreitete sich seit den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts die Bewegung der Täufer.

Sie umfasste eine Vielzahl von Strömungen. Manche wollten den Traum vom wahren christlichen Leben gewaltsam verwirklichen, die meisten jedoch versuchten ihr Ideal friedlich in abgeschiedenen Zirkeln zu leben. Gemeinsam war ihnen allen nur die Ablehnung der Kindstaufe.



Jan Bockelson, der „König“ der Täufer, enthauptet den nichtgläubigen Besucher eines Gastmahls. (Zeitgenössischer Kupferstich)

Die Täufer stammten ursprünglich aus der Mitte des sozialen Spektrums, zu einer echten Massenbewegung reichte es aber nicht. Immerhin hatten sie 1529 in 500 Städten und Dörfern Gemeinden gebildet, deren Gesamtmitgliedschaft Historiker auf maximal 12 000 beziffern. Im selben Jahr verbot der Reichstag zu Speyer die sogenannten „Wiedertäufer“ reichsweit. Katholiken und Lutheraner wetteiferten in der Härte ihrer Bekämpfung. Bis 1533 waren schon fast 700 Täufer hingerichtet worden.

Anfang 1534 verkündete eine aus den Niederlanden vertriebene Täufer-Gruppe in Münster die neue Lehre. Die Bewegung radikalisierte sich binnen wenigen Wochen. Katholiken und Lutheraner flohen oder wurden vertrieben. Alle Zurückbleibenden wurden auf dem Marktplatz getauft. Glaubensgenossen aus benachbarten Städten eilten herbei – noch vor Ostern, hieß es, werde die Erde vernichtet. Münster aber sei zur Rettung und zum Neuen Jerusalem bestimmt.

Der Dom wurde geplündert, alle Bücher außer der Bibel verboten und verbrannt. Gold- und Silberschmuck war abzugeben, Haustüren hatten unverriegelt zu bleiben. Unter Führung des früheren Schneidergesellen Jan Bockelson, auch als Jan oder Johann van Leiden bekannt (1509 bis 1536), erreichte das theokratische Regime seinen Höhepunkt. Privateigentum wurde verboten, Arbeit musste im Dienst der Gemeinschaft unentgeltlich verrichtet werden. Auf eine Vielzahl von Vergehen stand die Todesstrafe.

Im Sommer 1534 ließ sich Bockelson zum König von Münster ausrufen – doch er wollte die Stadt als lokaler Messias, nicht als weltlicher Herrscher in die Endzeit führen. Er ließ Straßen umbenennen und etablierte einen neuen Kalender. Über ein Jahr belagerten fürstliche Heere die Stadt, in der Hunger um sich griff. Am 24. Juni 1535 wurde Münster gestürmt, der mystisch-kommunistische Exzess in einem Blutbad ertränkt. Mit glühenden Eisen marterte man „König“ Bockelson nach monatelanger öffentlicher Demütigung auf dem Marktplatz zu Tode. In der rekatholisierten Stadt baumelten seine verkohlten Knochen zur Abschreckung jahrhundertelang in einem Eisenkäfig vom Turm der Lambertikirche, bis sie 1881 entfernt wurden.

Die Gelehrten streiten sich bis heute über die Bedeutung der Täufer. Der Brite John Gray, der in London Europäische Ideengeschichte lehrte, beschrieb die Sekte in einem kürzlich auf Deutsch erschienenen, brillanten Sachbuch als typischen Fall einer utopiegeleiteten, verhängnisvollen „Politik der Apokalypse“ (so der Buchtitel). Der Berliner Historiker Heinz Schilling dagegen billigt Gruppen wie den Täufern eine wichtige historische Funktion zu: Mit ihrer Kritik kirchlicher Dogmen hätten sie langfristig der Aufklärung den Weg gebahnt: „Gerade diese unruhige Hefe förderte den geistigen und sozialen Durchbruch der Moderne.“

Rainer Traub

ern zum Kampf. Im Württembergischen stürmen bewaffnete Kolonnen Klöster und Schlösser und brennen sie nieder. Im Südharz plündern Bauern das für seinen Prunk bekannte Kloster Walkenried.

Während Martin Luther in seiner scharfmacherischen Kampfschrift „Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern" die ländlichen Rebellen als „des Teufels" verdammt und urteilt, sie hätten „den Tod verdient", sieht Müntzer seine Stunde gekommen.

Als Symbol der Hoffnung und des Sieges lässt Müntzer für seinen Bund eine weiße Fahne mit den Farben eines Regenbogens anfertigen. Und im „Manifest an die Mansfeldischen Bergknappen" ruft er am 26. April 1525 zum bewaffneten Kampf gegen die Schlossherren: „Dran, dran, dieweil das Feuer heiss ist. Lasset euer Schwert nit kalt werden."

Unter der Regenbogenfahne sammeln Müntzer und seine Mannen in einem Marsch durch das Eichsfeld weitere Anhänger, darunter viele junge Bauern. „Am Volk aber zweifle ich nicht", sagt Müntzer. Das klingt schon ein wenig wie die Parole, mit der Chinas Revolutionär Mao Zedong mehr als vier Jahrhunderte später eine kommunistische Bewegung mit den Bauern an die Macht bringen wird: „Das Volk und nur das Volk ist die Triebkraft, die Weltgeschichte macht."

Doch Müntzer, der Südharz-Mao, siegt nicht. Seine Trupps sind mit Morgensternen, Spießen und Armbrüsten ganz unzureichend bewaffnet und überwiegend nicht militärisch ausgebildet. Bei Frankenhausen am Fuße des Kyffhäuser Berges kesselt ein fürstliches Heer am 15. Mai 1525 etwa 7000 Müntzer-Anhänger ein, die sich in einer Wagenburg verschanzen.

In einem wilden Gemetzel schlachten Fürstensöldner etwa 6000 Rebellen ab. Müntzer und Pfeiffer können fliehen, werden aber bald aufgespürt und verhaftet. Der Graf von Mansfeld lässt Müntzer auf Schloss Heldrungen foltern.

Trotz der Qualen bleibt Müntzer seiner Überzeugung treu. Unter der Folter sagt er, sein Ziel sei es, „dass die Christenheit sollt alle gleich werden". Fürstensöldner enthaupten Müntzer und Pfeiffer am 27. Mai. Ihre Köpfe stecken sie zur Abschreckung vor den Stadttoren auf Pfähle.

Luther urteilt gnadenlos, ein „Gericht Gottes" sei über den „lügenhaftigen Mördergeist" und „beschissenen Propheten" Müntzer hereingebrochen. Das Fiasko von Frankenhausen wird zum Wendepunkt im Bauernkrieg. Im Juni schlagen Fürstentruppen Aufständische in der Pfalz. Ein Jahr später, im Juli 1526, bezwingt die Obrigkeit auch die Anhänger des Tiroler Bauernführers Michael Gaismair.

Der „großartigste Revolutionsversuch des deutschen Volkes", wie ihn Friedrich Engels 1850 in seinem Buch „Der deutsche Bauernkrieg" nennt, ist gescheitert. Die Lokalborniertheit der Rebellen, ein schwaches und schwankendes städtisches Bürgertum und mangelnde militärische Kenntnisse verursachen die Katastrophe. Der Adel triumphiert, Tausende von Aufständischen werden gefoltert und getötet.

Erst im 19. und 20. Jahrhundert beginnen die Nachgeborenen sich wieder für Müntzer und seine Bewegung zu interessieren. Der sozialistische Philosoph Ernst Bloch schreibt 1921 ein Buch über „Thomas Müntzer als Theologe der Revolution".

Bäuerliche Waffe aus Thüringen
(um 1500)

Darin bewundert er die „messianische Gesinnung" Müntzers, der ein „Rufer" bleibe, auf einer „stürmischen Pilgerfahrt" zu einer „neuen Welt der Wärme und des Durchbruchs".

Zwölf Jahre später entziehen die Nazis dem deutsch-jüdischen Philosophen die Staatsbürgerschaft – und reklamieren die Rebellen des 16. Jahrhunderts ausgerechnet als Ahnen ihrer Bewegung. Die „Kämpfer der Bauernkriege" nennt der NSDAP-Propagandist Johann von Leers 1934 „berechtigte erste Vorfahren des Nationalsozialismus". Ihre Niederlage sei eine „Tragödie führerloser Massen" gewesen.

Als 1945 im Osten Deutschlands die Kommunisten Gutsbesitzer-Land an Kleinbauern verteilen, berufen sie sich bei dieser „demokratischen Bodenreform" auf Müntzer. Die staatliche DDR-Filmgesellschaft Defa dreht 1956 den aufwendigen Spielfilm „Thomas Müntzer", der den Theologen als mitreißende Lichtgestalt verklärt.

Ihre ideologische Verehrung für Müntzer zelebriert die DDR-Führung noch, als ihre Lage schon so aussichtslos ist wie die ihres Idols in der Schlacht bei Frankenhausen. Ausgerechnet dort,

Söldner stecken Müntzers Kopf zur Abschreckung auf einen Pfahl.

am Fuße des Kyffhäuser Berges, weiht das SED-Politbüro am 14. September 1989 ein Panorama-Museum mit einem 1722 Quadratmeter großen Rundbild des Malers Werner Tübke ein. Das Kunstwerk ist der „frühbürgerlichen Revolution" und dem Bauernkrieg gewidmet.

Auf einer Großkundgebung rühmt SED-Chefideologe Kurt Hager den „Volksreformator Thomas Müntzer" und versucht sich als Prophet: „Wer sich Illusionen über die kapitalistische Gesellschaft macht, die in der BRD und anderen Staaten existiert, der wird ihre Gebrechen kennenlernen."

Doch längst durchschaut die DDR-Bevölkerung die Phrasen einer Herrscherkaste, die sich in quasifeudalen Jagdgesellschaften abschottet wie einst die Feinde des Thomas Müntzer.

Zu lange schon hat sie am eigenen Leib die fortdauernde Wahrheit einer Einsicht des rebellischen Gottesmanns erlebt: Die Herren machen das selber, dass der arme Mann ihnen Feind wird.

Die Sekte der Täufer und ihre bizarre Endzeit-Diktatur

DER MESSIAS VON MÜNSTER

Die Reformatoren hatten auf verschiedene Weise mit dem überkommenen Glauben gebrochen – Luther in den deutschen Landen, Calvin und Zwingli in der Schweiz. Bei allen Meinungsunterschieden in Einzelfragen hielten sie gemeinsam an einer Theologie des weltlichen Gehorsams fest. Dass die Religion das stabilisierende Band einer jeden Gesellschaft sein müsse, „vinculum societatis", darin blieben sich Katholiken und Protestanten einig.

Für den extremen Flügel der Reformation aber waren Großkirche und Staat gleich schädliche Zwangsgemeinschaften. Die Radikalen wollten den Glaubensumsturz zur Sozialrevolution weitertreiben, Gleichheit und Gerechtigkeit im Hier und Jetzt schaffen. Während der Theologe Thomas Müntzer drangsalierte Bauern zum Aufstand führte, verbreitete sich seit den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts die Bewegung der Täufer.

Sie umfasste eine Vielzahl von Strömungen. Manche wollten den Traum vom wahren christlichen Leben gewaltsam verwirklichen, die meisten jedoch versuchten ihr Ideal friedlich in abgeschiedenen Zirkeln zu leben. Gemeinsam war ihnen allen nur die Ablehnung der Kindstaufe.



Jan Bockelson, der „König" der Täufer, enthauptet den nichtgläubigen Besucher eines Gastmahls.
(Zeitgenössischer Kupferstich)

Die Täufer stammten ursprünglich aus der Mitte des sozialen Spektrums, zu einer echten Massenbewegung reichte es aber nicht. Immerhin hatten sie 1529 in 500 Städten und Dörfern Gemeinden gebildet, deren Gesamtmitgliedschaft Historiker auf maximal 12 000 beziffern. Im selben Jahr verbot der Reichstag zu Speyer die sogenannten „Wiedertäufer" reichsweit. Katholiken und Lutheraner wetteiferten in der Härte ihrer Bekämpfung. Bis 1533 waren schon fast 700 Täufer hingerichtet worden.

Anfang 1534 verkündete eine aus den Niederlanden vertriebene Täufer-Gruppe in Münster die neue Lehre. Die Bewegung radikalisierte sich binnen wenigen Wochen. Katholiken und Lutheraner flohen oder wurden vertrieben. Alle Zurückbleibenden wurden auf dem Marktplatz getauft. Glaubensgenossen aus benachbarten Städten eilten herbei – noch vor Ostern, hieß es, werde die Erde vernichtet. Münster aber sei zur Rettung und zum Neuen Jerusalem bestimmt.

Der Dom wurde geplündert, alle Bücher außer der Bibel verboten und verbrannt. Gold- und Silberschmuck war abzugeben, Haustüren hatten unverriegelt zu bleiben. Unter Führung des früheren Schneidergesellen Jan Bockelson, auch als Jan oder Johann van Leiden bekannt (1509 bis 1536), erreichte das theokratische Regime seinen Höhepunkt. Privateigentum wurde verboten, Arbeit musste im Dienst der Gemeinschaft unentgeltlich verrichtet werden. Auf eine Vielzahl von Vergehen stand die Todesstrafe.

Im Sommer 1534 ließ sich Bockelson zum König von Münster ausrufen – doch er wollte die Stadt als lokaler Messias, nicht als weltlicher Herrscher in die Endzeit führen. Er ließ Straßen umbenennen und etablierte einen neuen Kalender. Über ein Jahr belagerten fürstliche Heere die Stadt, in der Hunger um sich griff. Am 24. Juni 1535 wurde Münster gestürmt, der mystisch-kommunistische Exzess in einem Blutbad ertränkt. Mit glühenden Eisen marterte man „König" Bockelson nach monatelanger öffentlicher Demütigung auf dem Marktplatz zu Tode. In der rekatholisierten Stadt baumelten seine verkohlten Knochen zur Abschreckung jahrhundertelang in einem Eisenkäfig vom Turm der Lambertikirche, bis sie 1881 entfernt wurden.

Die Gelehrten streiten sich bis heute über die Bedeutung der Täufer. Der Brite John Gray, der in London Europäische Ideengeschichte lehrte, beschrieb die Sekte in einem kürzlich auf Deutsch erschienenen, brillanten Sachbuch als typischen Fall einer utopiegeleiteten, verhängnisvollen „Politik der Apokalypse" (so der Buchtitel). Der Berliner Historiker Heinz Schilling dagegen billigt Gruppen wie den Täufern eine wichtige historische Funktion zu: Mit ihrer Kritik kirchlicher Dogmen hätten sie langfristig der Aufklärung den Weg gebahnt: „Gerade diese unruhige Hefe förderte den geistigen und sozialen Durchbruch der Moderne."

Rainer Traub

ULLSTEIN BILD



Der Entdeckung der Neuen Welt folgte die Erfindung einer neuen Gesellschaft.

Geburt der Utopie

Von RAINER TRAUB

Sir Thomas More (Porträt, mutmaßlich von Hans Holbein d. J.)

Das Buch erschien im Jahr 1516 in Löwen. Der gravitätisch intonierte, dabei augenzwinkernde Titel ließ kaum ahnen, dass er das Stichwort für ein neues Großkapitel europäischer Geistesgeschichte enthielt: „Ein wahrhaft kostbares und ebenso bekömmliches wie kurzweiliges Buch über die beste Staatsverfassung und die neue Insel Utopia.“ Selbstironisch brüstete sich der Autor des in Lateinisch geschriebenen Werks: „Verfasst von dem hochberühmten Thomas Morus, Bürger der weltbekannten Stadt London.“

Gewiss, ein Nobody war der Mann nicht. Der Londoner Richtersohn Thomas More (1478 bis 1535) war als gelehrter Humanist mit Erasmus von Rotterdam befreundet und hatte in jungen Jahren eine steile politische Karriere als Jurist und Parlamentarier gemacht.

Doch dieser More war kein Angeber und auch kein Jasager. Die zahllosen sozialen Missstände, die er aus seiner politischen Arbeit genau kannte, empörten ihn. Viele seiner englischen Mitbürger schufteten bis zum Umfallen und konnten doch ihre Familie nicht recht ernähren. Andere lebten, ohne zu arbeiten, in Saus und Braus. Mit Vernunftgründen waren solche Verhältnisse nicht zu rechtfertigen. Doch eine offene Polemik gegen das Bestehende war für einen staatstragenden Intellektuellen wie More undenkbar. So setzte er der schlechten Realität die detaillierte Fiktion einer gerechteren, besseren, menschlicheren Gesellschaft entgegen.

Einer Rahmenhandlung zufolge existiert diese Alternative auf der fernen amerikanischen Insel Utopia. Ein portugiesischer Seemann und Begleiter des Entdeckers Amerigo Vespucci soll dort fünf Jahre mit den Einheimischen gelebt und deren Sitten studiert haben. Der erfundene Gewährsmann tritt über weite Strecken als Ich-Erzähler auf.

Aber den spielerischen Charakter seiner Geschichte macht der Autor durch viele Hinweise klar, beginnend mit dem Namen der angeblichen Insel. Der setzt sich aus den griechischen Wörtern „ou tópos“ zusammen und bedeutet „Nicht-Ort“. „Guter Ort“ („eu tópos“) klingt, zumal in englischer Aussprache, fast gleich. Der angebliche Seefahrer führt den Namen Hythlodeus, „Dampfplauderer“. Und schon im Vorwort schimmert Skepsis durch, wie viele Leser die heiter-ernste Fabel wohl richtig begreifen werden: „Der eine ist so finster, dass er keinen Scherz verträgt, der andere so fad, dass ihm ein Witz die Laune versalzt; manche sind so plattnäsig, dass sie jedes ironische Nasenrümpfen scheuen, wie ein vom tollen Hund Gebissener das Wasser; wieder andere so wetterwendisch, dass sie im Stehen bereits eine andere Meinung vertreten als im Sitzen.“

In vielen geografischen Details ähnelt die Insel Utopia der britischen Insel – doch sozial und politisch ist sie weltenfern. Demokratisch organisiert in gewählten Gliederungen, die auf Familienverbänden basieren, kommen die Utopier mit sechs täglichen Arbeitsstunden aus. Der Rest des Tages steht „für die freie Pflege geistiger Bedürfnisse“ zur Verfügung. Da jeder arbeitet, ist materiell für alle gesorgt. Die Insulaner verabscheuen Kriege – außer denen zur Abwehr äußerer Angriffe oder zum Sturz von Tyranneien. Statt Privateigentum haben sie Gemeineigentum. Die Geldwirtschaft ist abgeschafft. Gold gilt als so verächtlich, dass Aborte und Nachtgeschirr damit ausgeschlagen werden – ein Gedanke, der noch 400 Jahre später den Morus-Leser Lenin so entzückte, dass er ihn gern im kommunistischen Russland verwirklicht hätte.

Manche Widersprüche zwischen der Biografie des Autors und den Lehren seiner Utopier fallen auf. So sind diese in Religionsfragen sehr tolerant, während ihr Erfinder im wahren Leben scharf gegen den religiösen Rebellen Luther auftrat. Nach Jahren als Lordkanzler seiner Majestät ließ Sir Thomas More sich am Ende sogar dafür köpfen, dass er der römischen Kirche die Treue hielt, statt den verlangten Eid auf König Heinrich VIII. als selbsternannten Herrn der neuen anglikanischen Staatskirche zu schwören.

Der Vatikan dankte es ihm, indem er ausgerechnet den Erfinder der kommunistischen Ur-Utopie zum 400. Todestag im Jahr 1935 heiligsprach. Es wirkt fast wie eine letzte, postume Pointe des Edelmannes, der für seine Spottlust bekannt war. Überliefert ist jedenfalls, dass Sir Thomas sich zu Hause einen Possenreißer hielt. Und eine Anekdote über seine Hinrichtung scheint zumindest treffend erfunden: Den Henker soll er gebeten haben, beim Zuschlagen mit dem Richtbeil seinen Bart zu verschonen – der habe ja keinen Hochverrat begangen.

Im späten 15. Jahrhundert kommt es in Deutschland zur ersten Hexenverfolgungswelle. Antreiber ist ein fanatischer Mönch, dessen Hetzschrift noch lange nachwirkt.

Blutrünstiger Bestseller

Von **JULIAN HEISSLER**



„Hexenhammer"-Ausgabe von 1519

Sommer 1486: In einem süddeutschen Kloster sitzt der Dominikanermönch Heinrich Kramer und schreibt wie besessen. Schließlich geht es um seine Ehre. Es ist noch nicht lange her, da war der Mönch zum päpstlichen Inquisitor ernannt worden.

Doch sein Prozess ein Jahr zuvor gegen sieben Frauen in der Diözese Brixen endete für ihn in einem Desaster. Der Richter, der Anwalt, der Bischof, sogar der Landesfürst – alle stellten sich gegen ihn. Kramer wurde schließlich weggejagt. Jetzt holt er zum Gegenschlag aus, er füllt Seite um Seite. Wichtig ist ihm der Inhalt: Kramer, der sich auch Institoris nennt, behauptet, dass es tatsächlich Hexenverbrechen gibt – und wie ein erfolgreicher Prozess gegen die Zauberinnen durchzuführen sei.

So entsteht in nur wenigen Monaten eines der blutrünstigsten Bücher der Christenheit: der „Malleus maleficarum", der „Hexenhammer". Das finstere Werk sollte die Hexenverfolgung für lange Zeit prägen.

Detailliert beschreibt Kramer, mit welchen Methoden Hexen zu überführen seien. Dies beginnt beim Rasieren aller Körperhaare, um verdächtige Teufelsmale zu entdecken, und steigert sich so weit, Frauen kochendes Wasser trinken zu lassen und mit glühenden Eisenstäben zu malträtieren. Der Tod ist für Kramer ein logisches Prozessende.

Der Inquisitor gibt seinem Verfolgungseifer auf 129 engbedruckten Blättern eine rechtsförmige, scheinbar rationale Gestalt. Dabei bricht er mit der vorherrschenden theologischen Tradition der Kirche.

Einzelne Hinrichtungen wegen Zauberei hatte es zwar schon in den Jahrhunderten zuvor immer wieder gegeben, doch eigentlich glaubte der Klerus nicht daran. Vermeintliche Teufelsanbeter und Zauberer wurden dafür bestraft, sich von Gott abgewandt zu haben. Dass sie wirklich durch arkane Künste die Welt beeinflussen könnten, nahm zumindest in höheren Kirchenkreisen kaum jemand an.

Anders Kramer. Seitenlang führt der fanatische Mönch aus, dass Hexen realen Schaden in der Welt anrichteten: Sie machten Männer impotent und Frauen unfruchtbar – oder vernichteten durch Wetterzauber die Ernten der Bauern.

Damit traf der Inquisitor den Nerv der Zeit. „Die deutsche Bevölkerung litt damals erheblich", sagt Wolfgang Behringer, Professor für Geschichte der frühen Neuzeit an der Universität des Saarlandes, ein profunder Kenner der Hexenverfolgung. In den Jahren um 1480 setzte in Mitteleuropa ihm zufolge eine Klimaverschlechterung ein. Missernten, Krankheitsausbrüche und Hungersnöte häuften sich. Die Preise für Lebensmittel schossen in die Höhe. Die Menschen suchten nach einem Sündenbock. Und Kramer lieferte ihn. Dabei war der Mönch keineswegs zimperlich.

„Wir haben es mit einem Autor mit einer gigantischen kriminellen Energie zu tun", sagt Behringer. Kramer habe in seinen Aufzeichnungen bewusst gelogen, Tatsachen verdreht und falsch zitiert. Und seine Strategie ging auf. Bald nach Veröffentlichung des „Malleus maleficarum" um den Jahreswechsel 1486/87 stieg die Zahl der Hexenverfolgungen in Kramers Einflussbereich spürbar an. Das Buch lieferte den Dorfpfarrern endlich die vermeintlich Schuldigen an der Misere der geplagten Bauern – und fand reißenden Absatz.

Bis zum Jahr 1523 erschienen 13 Auflagen des „Hexenhammers". Großzügig gerechnet entsprach das rund 10 000 Ausgaben – genug, um sämtliche Bibliotheken der katholischen Christenheit zu versorgen.

Hinzu kam die Unterstützung durch angesehene Gelehrte. So übernahm der Benediktiner Johannes Trithemius in einem Brief an Kaiser Maximilian I. die Argumentation des „Hexenhammers". Hexen seien „schaedliche leut", schrieb der Abt des Würzburger Schottenklosters St. Jakob, die „an allen orten vnd enden gar außzureuten" seien.



Die original erhaltene Regensburger „Fragstatt“ mit Foltergeräten, wie sie auch in Hexenprozessen verwendet wurden

Aber nicht überall fand der „Hexenhammer“ Anklang. So scheiterte 1519 ein Hexenprozess in Metz, in dem sich der Inquisitor auf die Argumentation des Buchs stützte. Der Verteidiger der Frau, der Humanist Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, ging den Ankläger frontal an: Er sei ein „blutgieriger Mönch“, der ein armes Bauernweib nicht auf die Folterbank gezerrt habe, um sie zu verhören, „als vielmehr sie abzuschlachten“. Sogar die berüchtigte Spanische Inquisition lehnte das Buch ab.

Zahlreiche Gelehrte stellten sich gegen Kramers Behauptungen.

Auch zahlreiche andere Gelehrte stellten sich gegen Kramers Behauptungen. So lehnten der Jurist Andrea Alciati, der Franziskaner Samuel de Cassinis und auch Erasmus von Rotterdam die Hexenverfolgungen ab. Trotzdem stieg die Zahl der Prozesse an.

Denn Kramer vertraute nicht allein auf die Kirche. Vielmehr war es sein Ziel, „weltliche Richter im Führen von Hexenprozessen zu unterweisen“, so Experte Behringer. Mit Erfolg. Der „Hexenhammer“ fand Eingang in weltliche Rechtsbücher. So in den „Layenspiegel“, eine Einführung in das damals gelehrte Recht, die 1511 um ein Hexenkapitel auf Basis des „Malleus maleficarum“ erweitert wurde.

Die Erklärung für die Beliebtheit des „Hexenhammers“ scheint einfach: Kramer wertete sein Buch auf, wo er nur konnte. So fügte er ihm bald die päpstliche Bulle hinzu, die ihn zum Inquisitor ernannt hatte, und er stellte dem Werk ein – vermutlich gefälschtes – Gutachten der angesehenen theologischen Fakultät der Universität Köln voran. In einer Rechtfertigung findet sich zudem die Angabe, dass Kramer den „Hexenhammer“ nicht allein geschrieben habe, sondern zusammen mit dem Kölner Prior Jakob Sprenger.

Historiker halten das für zumindest unwahrscheinlich. „Sprenger war einer der entschiedensten Gegner Kramers“, so Behringer. Kramer durfte auf Sprengers Anweisung hin nicht mehr predigen, Dominikanerklöster in der Provinz „Teutonia“ sollten ihm den Zutritt verweigern. Den Namen Sprenger habe Kramer nur benutzt, vermutet Behringer, um seinem Buch mehr Autorität zu verleihen.

Um 1520 ebbte die Welle der Hexenverfolgungen, die der „Hexenhammer“ ausgelöst hatte, merklich wieder ab. Dafür war nicht nur die aufkommende Reformation verantwortlich. Zwar lehnten Reformatoren wie Luther oder Calvin den „Hexenhammer“ als „papistisches“ Machwerk ab – der überkommende Hexenglaube war ihnen aber nicht fremd.

Auch in den katholischen Gebieten des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation sank das Interesse an Kramers Buch. Als 1532 Kaiser Karl V. mit der „Constitutio Criminalis Carolina“ eine neue Gerichtsordnung für das Reich erließ, fand sich darin zwar ein Gesetz gegen das Schadzaubern, auf den „Hexenhammer“ nahm das Werk allerdings keinen Bezug.

Trotzdem: Als das Reich Mitte des 16. Jahrhunderts erneut in eine Krise geriet, erinnerten sich viele an Kramers Hetzschrift. 1574 wurde nach Jahrzehnten wieder eine Auflage des Buchs gedruckt – es folgte die größte Welle der Hexenverfolgung, die Tausende Menschen das Leben kostete.

Wie im Hochstift Würzburg: Anfang des 17. Jahrhunderts quollen die Verließe der Stadt geradezu über mit angeblichen Hexen und Zauberern. Die dortigen Fürstbischöfe gehörten zu den schlimmsten Hexenjägern ihrer Zeit. Allein zwischen 1627 und 1629 starben rund 900 Männer, Frauen und Kinder durch Schwert, Strang oder Feuer. „Der bischoff läßt nit nach, bis er die gantze statt verbrennt hat“, klagte eine verhaftete Frau.

Vielerorts in Deutschland brannten wieder die Scheiterhaufen, entzündet sowohl von Katholiken als auch von Protestanten. Ihre Rechtfertigung bezog diese neue Generation von Hexenjägern zumeist nicht mehr aus der Schrift Heinrich Kramers – neue Autoren, wie der Jesuit Martin Delrio, nahmen die Argumentation des Dominikaners auf und verbreiteten sie weiter. Erst 1782 wurde in Europa die letzte Frau wegen Hexerei verurteilt und hingerichtet.

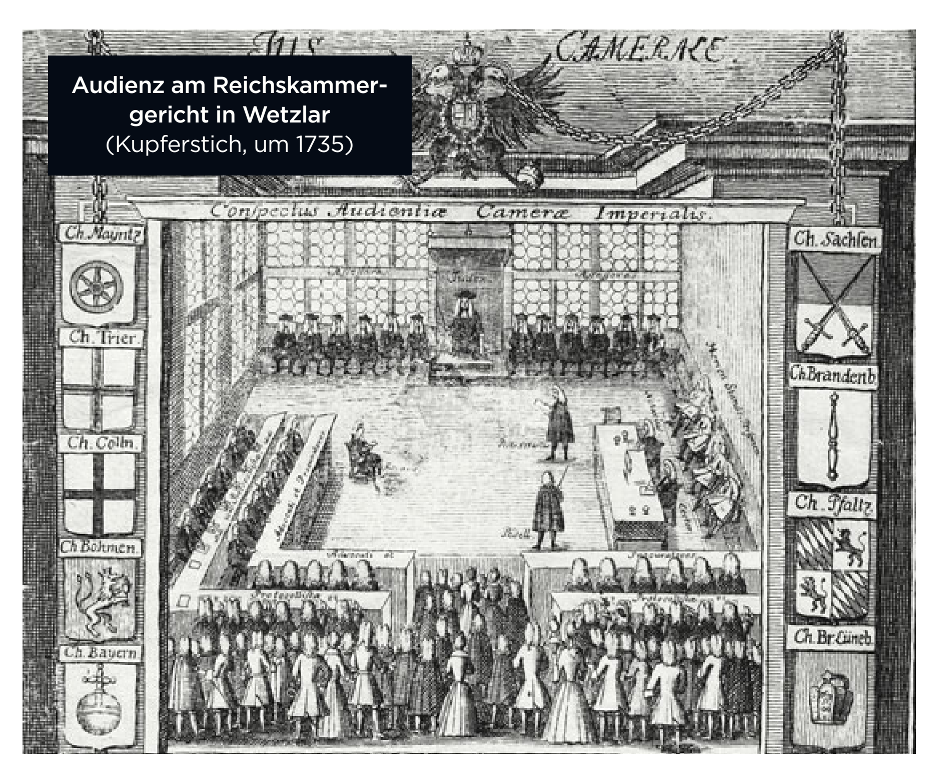
Rund 25 000 Menschen hatten bis dahin hierzulande ihr Leben verloren – mehr als irgendwo sonst auf dem Kontinent.

ERICH LESSING / AKG

Das Reichskammergericht hat ab 1495 die Rechtsgeschichte geprägt – damals entstand das staatliche Gewaltmonopol.

Frieden durch Recht

Von THOMAS DARNSTÄDT



Audienz am Reichskammergericht in Wetzlar (Kupferstich, um 1735)

Die Schöpfungsgeschichte der politischen Neuzeit ist gut aufgehoben in Bochum-Querenburg. Da stehen in einem tristen Betonbau der Ruhr-Universität inmitten eines spätneuzeitlichen Industriegebiets die Computer vollgepackt mit dem digitalisierten Stoff aus Zehntausenden von Prozessakten. Das sind die Akten des Reichskammergerichts. Per www.hoechstgerichtsbarkeit.rub.de kann jedermann einen Blick 500 Jahre zurück werfen.

Die Akten des Reichskammergerichts, das 1495 als oberste Rechtsinstanz des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gegründet wurde, gelten Staatsrechtlern, Völkerrechtlern, und Politikern heute als das Fundament, auf dem der moderne Staat steht. Rechtsstaat und Gewaltenteilung sind Ideen, die mit der Gründung des Gerichts auf dem Reichstag von Worms verbunden werden. Und nicht nur Juristen sehen das Datum – den 7. August – als heimlichen Geburtstag der Neuzeit. Denn den Richtern des Reichskammergerichts gelang es während der 300 Jahre ihres Wirkens, eine epochale Zivilisationsleistung durchzusetzen: die Unterscheidung des menschlichen Zusammenlebens in Krieg und Frieden.

„Frieden durch Recht“ ist die Formel, die heute die Arbeit internationaler Strafgerichtshöfe gegen Kriegsverbrechen prägt. Dass es möglich ist, Frieden nicht durch Krieg, sondern durch Recht zu erringen: Dafür verweisen die Richter von heute auf das große Vorbild. Das höchste Gericht des Alten Reiches war – nicht anders als etwa der 2002 in Den Haag errichtete Internationale Strafgerichtshof – das Produkt komplizierter multilateraler Verhandlungen.

Denn das Reich war damals ein Gewirr von mehreren hundert Kleinstaaten, deren Machthaber wild durcheinanderregierten. So etwas wie heute die Uno im Weltmaßstab war damals der Reichstag: die Versammlung der Reichsstände, der Vertreter vieler Westentaschenfürstentümer, aber auch großer Staaten wie Bayern. Allesamt hüteten sie ihre Macht eifersüchtig vor dem König.

Ein Wunder, dass sich Fürsten und König wenigstens auf eine zentrale Reichs-Instanz einigen konnten – ausgerechnet ein Gericht. Juristen, nicht Kriegsherren, nicht Könige und Kaiser, sollten das letzte Wort haben, wenn sich Fürsten stritten. Maximilian I. fiel so ein Zugeständnis nicht leicht. Aber weil der Habsburger dringend Geld und Truppen brauchte, um sich gegen Frankreich und Ungarn zu rüsten, musste er den Reichsständen entgegenkommen. Ein paritätisch von den Fürsten und von König oder Kaiser mit Richtern besetztes Gericht war da kompromissfähig.

Aber die Fürsten hatten ebenfalls eine Kröte zu schlucken. Die Untertanen, bis dahin auf Gedeih und Verderb ihren adligen Herren und deren Willkür ausgeliefert, ja sogar mutmaßliche Hexen auf der Flucht vor ihren Verfolgern: Sie alle konnten sich mit der Behauptung, in ihren Rechten verletzt zu sein, an das Reichskammergericht wenden, das erst in Frankfurt am Main, dann in Speyer, schließlich in Wetzlar residierte. Das war die Erfindung der frühneuzeitlichen Verfassungsbeschwerde.

Eine Verfassung freilich gab es damals noch nicht. Doch zugleich mit dem Erlass zur Gründung des Gerichts verkündete 1495 Maximilian I. ein Gesetz, das

die Arbeitsgrundlage des Gerichts werden sollte: den „Ewigen Landfrieden“.

Das Friedensgesetz erst verschaffte der Reichs-Juristerei richtig Wumm. Es war ein Machtwort sondergleichen: Das Recht des Gerichts sollte künftig an die Stelle der jahrhundertealten Tradition treten, strittige Entscheidungen mit Gewalt zu suchen.

Das Recht des Stärkeren, die nackte Gewalt, hatte Europas Geschichte seit unvordenklichen Zeiten geprägt. Walther von der Vogelweide dichtete um 1200: „Treulosigkeit liegt im Hinterhalt, Gewalt beherrscht die Straße, Friede und Recht sind schwer verwundet.“ Archaische Bräuche wie Blutrache und Sippenfehde vergifteten den gesellschaftlichen Umgang.

Dabei gab es durchaus etablierte Formen, einander Böses anzutun. Die rechtmäßige Fehde etwa setzte die förmliche Erklärung des Streits in einem Fehdebrief voraus, einer Art mittelalterlicher Klageschrift. Rechtsfolge: Kriegszustand.

Was war da der Unterschied zwischen Krieg und Frieden? Gewalt konnte jederzeit und überall mit Waffen ausgetragen werden. Wenn Fehde herrschte, zwischen hohen Herren oder freien Städten etwa, dann mussten die Untertanen mit ran, es bildeten sich kleine feindliche Heere aus Kombattanten. Das waren die hohen Zeiten von Raubrittern, die den Vorwand der Fehde nutzten, um sich ein Vermögen zusammenzuplündern.

Bereits seit dem 10. Jahrhundert gab es, ausgehend von Südfrankreich, Versuche mit kleinen, regionalen Friedensschlüssen – meist von Bischöfen initiiert. Wenigstens an einigen Tagen im Jahr sollte in der Gemeinde keine Gewalt geübt werden. Der Landfrieden bedeutete eine Art Selbstverpflichtung, allen Händel auf morgen zu verschieben, ein Waffenstillstand im Krieg aller gegen alle. Natürlich konnte das nie von Dauer sein – der Konflikt bestand ja fort.

Über 500 Jahre ging das so, bis jemand auf den entscheidenden Trick kam: Das Gewaltverbot wurde 1495 verknüpft mit dem Monopol der Streitentscheidung vor Gericht. Die Richter hatten allerdings keine eigenen Truppen, ihre Urteile durchzusetzen, sie mussten sich der Soldaten williger Reichsfürsten bedienen.

So ist die Gründung des Reichskammergerichts zugleich die Trennung von wilder privater Gewalt und staatlicher Gewalt – „violentia“ und „potestas“, wie das damals unter Juristen hieß. Das Monopol der Gewaltausübung bei einer hoheitlichen Institution sicherte nicht nur die Verbindlichkeit des Rechts, sondern wirkte zugleich als staatliche Garantie der öffentlichen Sicherheit und Ordnung.

Wer glaubte, das Recht in die eigenen Fäuste nehmen zu müssen, wie Heinrich von Kleists tragischer Bösewicht Michael Kohlhaas, bekam den langen Arm des Reichskammergerichts zu spüren. Hans Kohlhase, so hieß in Wirklichkeit der Mann, der von 1534 bis 1540 sein Unwesen trieb, wurde hingerichtet wegen Verletzung des kaiserlichen Landfriedens.

Weil ein naseweiser Jüngling namens Johann Wolfgang Goethe bei dem Gericht in Wetzlar 1772 ein Praktikum absolviert und einige abfällige Bemerkungen darüber in seiner Autobiografie „Dichtung und Wahrheit“ untergebracht hat, war es jahrhundertelang unter Juristen schick, sich über die Kollegen vom Beginn der Neuzeit zu mokieren. Doch das hat sich geändert. Die wissenschaftliche Aufarbeitung der alten, lange verstreuten Akten an der Universität Bochum hat den Blick der Fachwelt geschärft: Die Juristen von damals haben in manchem rechtsstaatliche Maßstäbe gesetzt.

Die Juristen von damals haben Maßstäbe gesetzt.

Isolationshaft etwa, so befanden Richter des Reichskammergerichts, sei ein Verstoß gegen die fundamentalen Rechte der Beschuldigten. Unzulässig erhobene Beweismittel durften im Prozess nicht verwendet werden. Und ein Abweichen von den Prozessmaximen des fairen Verfahrens sei auch bei als besonders gefährlich geltenden Verbrechen unzulässig.

Bei den „Ausnahmeverbrechern“ von damals allerdings ging es nicht um Terroristen, sondern um Hexen.

Niccolò Machiavelli, der Erfinder der Staatsräson – und seine Jünger von heute

PHYSIKER DER MACHT

Von THOMAS DARNSTÄDT

Wer hat den Ticking-Bomb-Test noch nicht gemacht? Das makabre Fragespiel beherrscht mittlerweile in den westlichen Rechtsstaaten die Diskussionen über den Umgang mit Terroristen. Es ist der Versuch, die Verteidiger von Menschenrechten, die Hüter der zivilisatorischen Grundwerte der Neuzeit moralisch mattzusetzen.

Der Test geht so: Stellen Sie sich bitte vor, die Polizei Ihres Staates hat einen Helfer der Terrortruppe al-Qaida festgenommen. Der ist über das Versteck einer Bombe informiert, die – wenn sie nicht sofort entschärft wird – alsbald in einer Großstadt Ihres Landes explodieren und eine große Anzahl von Menschen in den Tod reißen wird. Der Mann weigert sich, das Versteck zu verraten.

Gehen Sie bitte davon aus, dass es an den Umständen und an der Größe der Bedrohung keinen Zweifel gibt und dass die Auskunft des Festgenommenen die letzte Möglichkeit ist, das Versteck der Bombe zu erfahren. Antworten Sie bitte mit Ja oder Nein: Soll man den Mann foltern?

Na?

Der Test ist ein sinnloses Gedankenspiel, weil er auf Voraussetzungen aufbaut, die in der Wirklichkeit so rein nicht vorkommen. Doch das Spiel breitet sich rasend aus, seit bekannt wurde, wie skrupellos der US-Geheimdienst CIA vermeintliche Terroristen gefoltert und umgebracht hat, und seit die amerikanische Nation darüber streitet, wie sie mit den schmutzigen Hinterlassenschaften der Bush-Regierung umgehen soll.

Der Test macht die Runde in Europa: Dass man den Rechtsstaat gegen Terroristen notfalls auch mit Mitteln verteidigen muss, die den Menschenrechten und der Menschenwürdegarantie widersprechen, dass es im übergesetzlichen Notstand auch nötig werden könnte, Bürger zu foltern, um das Gemeinwesen zu retten – das ist mehr als ein Gedankenspiel. Darüber diskutieren Staatsrechtler, Politiker, Philosophen auch in Deutschland recht offen.

Woran erkennt man das Ende einer Epoche? Dass man wieder an ihrem Ausgangspunkt angekommen ist. Die große Mehrheit all jener Krieger gegen das Böse, die den Test umstandslose mit „Ja“ beantworten, knüpft nahtlos an die Forderungen jenes Mannes an, der mit seinen steilen Thesen vor 500 Jahren den Beginn der Neuzeit in der Politik eingeläutet hat: Niccolò Machiavelli, geboren 1469, Erfinder der Staatsräson.

So alt und so lebendig: Die Renaissance, die Trennung von Kirche und Politik, die Entstehung des modernen Staates, Macht, Glanz und Untergang der Stadt Florenz, des kulturellen Mittelpunktes der Welt: Mit all dem haben die Historiker ihren Frieden gemacht, wohlgeordnet in Archiven, Handbüchern und bei Wikipedia ruht der Anfang des modernen Europas. Nur ein kleiner, miesepetriger, schmallippiger Sekretär mit fliehendem Kinn und beißendem Spott gibt einfach keine Ruhe. Der Florentiner Machiavelli, Kleinbürger und Intellektueller zugleich, seit 482 Jahren tot, irrlichtert bis in die Dossiers der Berater des Weißen Hauses. Seine Einsichten über Macht und Moral irritieren die Mächtigen und die Moralisten bis heute.

Seine Bücher wurden verboten, sein Abbild verbrannt, Europas Höfe wandten sich angeekelt von dem Zyniker ab, Englands William Shakespeare brandmarkte ihn in seinem Heinrich IV. als „murderous Machiavell“. Kaum ein anderer Nachname wird so häufig abwertend Personen oder Verhaltensweisen angehängt wie der seinige – im Deutschen wurde daraus das pejorative Eigenschaftswort „machiavellistisch“.

Schon bald nach seinem Tod begann sein subkutaner Einfluss auf die Weltpolitik. „Politici“, eine neue Profession frühneuzeitlicher Spindoctors, kamen aus dem brodelnden Italien über die Alpen ins Europa diesseits der Berge

Niccolò Machiavelli

Geboren 1469 als Spross eines angesehenen Florentiner Anwalts, erwarb sich Machiavelli früh eine breite Bildung. Im Jahr 1498 wurde er Vorsteher der Zweiten Kanzlei, die für die innere Verwaltung und Militärangelegenheiten der Republik Florenz zuständig war. Nach einer fehlgeschlagenen Verschwörung unschuldig verhaftet und gefoltert, wurde er nach der Wahl des Medici-Papstes Leo X. amnestiert. Neben den Hauptwerken „Il principe“ und „Discorsi“ schrieb er unter anderem Sonette und Komödien. Er starb 1527.



Niccolò Machiavelli
(postumes Porträt von Santi di Tito)

ULLSTEIN bild / ARCHIV GERSTENBERG

und erklärten im Geheimen den Herrscher-Häusern, was man mit Politik so alles machen kann. Wer regieren will, so die Parole, muss ein „versipellis“ sein, eine Wendehaut, verschlagen wie der Fuchs, reißend wie der Löwe, gottlos wie beide.

Und in regelmäßigen Abständen feierte die Neuzeit die Wiederentdeckung des Oberteufels: „Göttlich“ nannte Friedrich Nietzsche den italienischen Denker und Schreiber, Preußens Friedrich II., der den Florentiner als junger Mann noch verteufelt hatte, erkannte den Wert der Ratschläge Machiavellis im Alter nach einer Reihe von Raubzügen durch Europa: „Es tut mir leid, aber ich bin gezwungen zu gestehen, dass Machiavelli recht hat.“ Machiavelli war stets bei den Machthungrigen, Napoleon sah ein, „dass von allen politischen Werken diejenigen Machiavellis die einzigen wären, die der Lektüre wert sind“.

Machiavelli ist der Vater des Ticking-Bomb-Test. Im „Principe“ und den „Discorsi“, seinen beiden berühmtesten Werken, unterwirft er seit Jahrhunderten seine Leser der immer

Mochte man seine Bücher verbieten. Die Idee hat den Rest der Neuzeit geprägt: dass das Staatsinteresse auch die schlimmsten Mittel heilige. Die Idee ist nicht mehr wegzudenken. Heute drückt man das nur schnittiger aus. Politiker sind entweder unmoralisch oder unfähig: Das ist, kurz gesagt, die Lehre, die unter Bezugnahme auf den Alten vom Anfang der Moderne nun der amerikanische Philosoph Michael Walzer verbreitet. „Unter uns gesagt“, dichtete, hin und hergerissen, diesseits des Atlantiks Hans Magnus Enzensberger Machiavelli an, „haben wir allen Grund, Dich zu bewundern, dürr und kleinkariert und zerfressen von Theorien.“

Die Dichter und Denker des 21. Jahrhunderts sind wieder am Beginn der Neuzeit angekommen. Philip Bobbitt, einer der Cheftheoretiker der Inneren Sicherheit der Vereinigten Staaten, sieht aufschlussreiche Parallelen zwischen den Zeiten Machiavellis und denen Osama Bin Ladens: „Die italienischen Oligarchien des 15. Jahrhunderts“, sagt der



Folterprozess der Inquisition (Gemälde von Alessandro Magnasco, frühes 18. Jahrhundert)

gleichen Versuchsanordnung: Stellen Sie sich vor, das Gemeinwesen ist in Gefahr, der Feind steht vor den Toren, das Volk droht mit Rebellion: Darf dann der Fürst die Grausamkeit der Menschlichkeit vorziehen? Darf er von Recht und Moral abweichen, die Lüge als Wahrheit ausgeben?

Er darf nicht, er muss. „Die Herrschaft“, sagt unser Mann, „behauptet man nicht mit dem Rosenkranz in der Hand.“ Ein Herrscher müsse sich geradezu „zu der Fähigkeit erziehen, nicht allein nach moralischen Gesetzen zu handeln, sondern „von diesen Gebrauch oder nicht Gebrauch zu machen, je nachdem es die Notwendigkeit erfordert“.

Staatsräson geht vor Moral. Die Idee aus dem Morgengrauen der Neuzeit, so sieht es der Frankfurter Rechtshistoriker Michael Stolleis heute, begründete „die Autonomie politischer Entscheidungen gegenüber den Geboten der Moral, der Religion und des Rechts“.

New Yorker Rechtsprofessor und Director des „Center for National Security“, seien vergleichbar mit den Netzwerken des Terrors: Damals wie heute seien gewalttätige Horden angetreten, die Herrschaft an sich zu reißen und oft genug mit Terror neue Staaten auszubilden.

So etwas prägt die Methoden im Ringen um die Macht.

Der Hansdampf aus Florenz, als diplomatischer Kurier im Auftrag seiner um ihre Macht bangenden Heimatstadt unterwegs, notierte damals die Tricks und Kniffe derer, die an die Macht strebten und derer, die das verhindern wollten. Wie man sich verschwört (höchstens zu zweit) und wie man Verschwörungen auffliegen lässt (erst im letzten Augenblick), wie man Grausamkeiten begeht („alle auf einmal“) und Wohltätigkeiten gewährt („nur nach und nach“), wie man seine Popularität steigert (durch offene Willkür): All dies hinterließ der fixe Formulierer in kleinen, handlichen Traktaten der

Nachwelt. Sein Fazit: Wenn ein Politiker sich die Hände schmutzig macht, darf er keine Handschuhe anziehen. Wenn schmutzig, dann richtig: Die Menschen, klagte unser Mann, verstünden „weder ganz böse noch ganz gut zu sein". Stets versuchten sie den Mittelweg, den „schädlichsten von allen". „Und wenn in einer bösen Tat an sich Größe liegt oder wenn sie in gewisser Hinsicht hochherzig ist, so verstehen sie nicht, sie auszuführen."

Manche schon. „Wir haben die Handschuhe ausgezogen", drohte der damalige Anti-Terror-Chef der CIA, Cofer Black, seinem Gegner Osama Bin Laden nach dem 11. September 2001. Das war, als die CIA ihr Folterprogramm auflegte.

Von Machiavelli lernen, heißt gewinnen lernen: „Machiavelli war unter den Ersten, die erkannt haben", so Philip Bobbitt, dass „die moralischen Imperative der Regierenden verschieden sind von denen beim Rest von uns". Und wie zur Bestätigung zitiert der ehemals hochrangige Berater des Weißen Hauses den umstrittenen US-Richter Richard Posner: „Wenn die Herausforderungen groß genug sind, ist auch Folter erlaubt. Und niemand, der das bezweifelt, sollte Verantwortung anvertraut bekommen."


Irakisches Folteropfer im Bagdader Gefängnis Abu Ghureib (2003)

Wie kann es sein, dass ein einzelner Querdenker aus dem 16. Jahrhundert bis heute den Mainstream des politischen Denkens lenkt? Was hatte Machiavelli, das ihn politisch unsterblich machte, unsterblich wie den oft im selben Atemzug genannten Zeitgenossen Leonardo da Vinci?

Leonardo, der Künstler, Erfinder und Niccolò, der politische Nachdenker, haben beide für sich die Konsequenzen aus einer Entdeckung gezogen, die den Schritt vom Mittelalter in die Neuzeit bedeutete: Es gibt keine Wunder, nur Ursachen und Wirkungen.

Die Berechenbarkeit einer Welt, in der Gott nichts mehr zu sagen hat, drückt sich in den Skizzen und Konstruktionszeichnungen Leonardos aus. Die Gesetze der Physik und nicht mehr die Erhebung der Seele zu Gott prägen die Architektur der Renaissance.

Und Machiavelli, der erlebte, wie sich der grausame Papstsohn und geniale Eroberer Cesare Borgia im wilden Italien Militäranlagen vom kühl kalkulierenden Leonardo da Vinci entwerfen ließ, war beeindruckt, von der Macht und von der Kunst, und wie sich beides fügte. Und als Cesare Borgia sich zum Schrecken Mittelitaliens entwickelte, der raubend und brandschatzend, mordend und plündernd durch die Lande zog und sich ein Herzogtum nach dem anderen einverleibte, da war der florentinische Gesandte Machiavelli oft an seiner Seite. Es war der Dauerauftrag des eloquenten Sekretärs aus Florenz, sich bei dem Gewaltherrscher beliebt zu machen, auf dass er Machiavellis Heimatstadt verschone.

Gar nicht so einfach, am Ball zu bleiben: „Der Mann kommt an einem Ort an, bevor man noch erfährt, dass er einen anderen verlassen hat", berichtete der Gesandte aufgeregt von seiner Cesare-Mission nach Hause, so jemand sei „unbesiegbar und gefährlich".

Szenen fürs Kino: In nächtlichen Debatten inmitten flackernder Flammen frisch eroberter Paläste standen sich der zynische Kunstfreund Cesare Borgia und der feinsinnige, aber immer etwas entnervte Machiavelli gegenüber: Cesare dröhnend und fröhlich entspannt, sein Gegenüber hartnäckig leise im Widerwort, Rudolf Augstein hat ihn einmal mit Egon Bahr verglichen.

In diesen italienischen Nächten entstand die Überzeugung des kleinen Gesandten, dass die Erfolgreichen dieser Welt, und seien sie auch die Söhne von Päpsten, weder mit Gott noch mit dem Teufel im Bunde sind – sondern ganz einfach tüchtig. „Virtù", lateinisch virtus war das Wort, das Machiavelli benutzte.

Die weltliche Wende in der Politik: Virtù ist das Gegenteil von Gottvertrauen. Virtù ist Kühnheit und Entschlossenheit, Mut – und Verantwortungsgefühl, das Nötige zu tun, auch wenn's wehtut.

Der böse Cesare Borgia wurde zum Modell für die politischen Beobachtungen und Schlussfolgerungen Machiavellis. Der „Principe", sein Brevier über die Macht – das Machiavelli schrieb, nachdem die Medici die Herrschaft in Florenz zurückerobert hatten und er seinen Posten verlor – ist eine einzige große Huldigung an den virtuosen Bösewicht.

Dass der „Principe" sich ausgerechnet an einem der verkommensten Subjekte der Politik-Geschichte orientiert, hat jahrhundertelang den Ruf des Autors in Mitleidenschaft gezogen. Und es war Machiavellis Gegnern in allen Epochen Beweis genug, dass ein amoralischer, zynischer Geist hinter diesem dünnen Bändchen steckt, welches der Verfasser in virtuoser Schleimscheißerei „dem erlauchten Lorenzo de Medici" widmete: eben jenem Eroberer, der, kaum hatte er das Sagen in Florenz, den Sekretär Machiavelli gefeuert und ihn schließlich sogar hatte foltern lassen.

Dass das Werk dennoch immer wieder, auch nach 500 Jahren noch, Leser und Bewunderer findet, liegt daran, dass der scharfe Beobachter Machiavelli aus den Umtrieben seiner Zeit tatsächlich eine politische Philosophie abgeleitet hat, die

salon.com

so verführerisch und zeitlos schlicht ist, wie die Konstruktionszeichnungen Leonardos es sind. Nur viel gefährlicher.

Denn es ist eines, Gott aus der Natur zu verbannen, die Welt und den Menschen zu erklären aus den objektiven Gesetzen, als Wirkungen von Ursachen, die sich berechnen lassen, weil sie einer immanenten Räson unterliegen. Doch es ist etwas anderes, die weltumstürzende Erkenntnis, dass es auch ohne Gott geht, auf die Politik zu übertragen.

Ein Künstler muss nicht fromm sein, um Dinge zu schaffen, die so schön sind, dass andere Menschen anfangen zu weinen. Aber was passiert, wenn ein Politiker ohne den Kompass einer moralischen Instanz handelt? „Ein Fürst, der tun kann, was er will, wird wahnsinnig", schrieb Machiavelli. Doch wer sollte nun noch Grenzen setzen?

Die Grenzen der Machtausübung folgten für Machiavelli aus der Klugheit der Machterhaltung. „Fundamental", so drückt es der Rechtshistoriker Stolleis aus, sei „die Trennung von Politik und Religion" in Verbindung mit der „Idee, dass sich die Macht berechnen lässt". So habe Machiavelli die „Voraussetzungen für den modernen Staat geschaffen". Staatsräson, „ragione di stato", wurde das Stichwort, unter dem die Idee von der Berechenbarkeit der Macht über die Alpen kam, unausrottbar verankert im Europa der nach und nach sich etablierenden Staaten, der neuen Institute der organisierten Macht.

„Ein Fürst, der tun kann, was er will, wird wahnsinnig."

Die Idee des Florentiners, dass der Politik eine „necessità", eine innere Gesetzmäßigkeit innewohne ebenso wie der Natur, entsprach total dem Zeitgeist. Eigentlich, sagt Stolleis, habe der Mann „nur brillant auf den Punkt gebracht, was damals in Florenz gedacht wurde".

Gerade in Florenz, wo die Kaufmannschaft die Segnungen ökonomischer Berechnungen gerade entdeckt hatte und das Aufstellen von Statistiken über alles und jedes zur Hauptbeschäftigung der Sekretäre im Palast gehörte, war alles „ragione", Berechnung. Gerade hatten sie den letzten Prediger göttlicher Gerechtigkeit, den eifernden Büßer und Regenten Savonarola aus seinem Kloster geholt und 1498 hingerichtet, da trat, wenige Tage später, Niccolò Machiavelli seinen Job als Sekretär in dem republikanisch organisierten Stadtstaat an.

Die Kirche, traditionell die sinnstiftende Instanz der Politik, hatte es wirklich zu weit getrieben. Machiavelli, eh nicht besonders fromm, notierte: „Wir Italiener verdanken es in erster Linie der Kirche und den Priestern, dass wir religionslos und schlecht geworden sind." Religion taugte aus dieser Sicht allenfalls als Propagandainstrument für Eroberer. Beispiel: der spanische König Ferdinand von Aragon, 1492 Triumphator über die Mauren, der damals als „erster Herrscher der Christenheit" (Machiavelli) galt. Den größeren Teil der zivilisierten Welt unterjochte er voll „schmerzlicher Grausamkeit". „Immer unter dem Vorwand der Religion" griff er in Afrika, Italien, Frankreich an. Ein blutiges Werk im Namen des Glaubens war wenig später auch Lateinamerikas Eroberung.

Die „necessità", die Notwendigkeit, die Machiavelli der Berufung auf Gott entgegensetzte, war eine weltimmanente Gesetzmäßigkeit: Durch genaue Betrachtung der Geschichte und der politischen Abläufe meinte der Sekretär aus Florenz die Konstanten und Variablen, die Ursachen und Wirkungen im Umgang mit der Macht und den Menschen herausdestillieren zu können, vorausgesetzt, man stößt durch scharfe Beobachtungen zur „wahren Natur der Dinge" vor.

Mit buchhalterischer Gründlichkeit suchte der erste Politikwissenschaftler der Geschichte seine Belege aus dem reichen Fundus des antiken Rom. Eine seiner Thesen war, dass nur der erfolgreich an der Spitze eines Gemeinwesens stehen könne, der „allein" ist – eine Annahme, die noch heute das Vorurteil gegen Doppelspitzen in Unternehmen prägt. Sein Beleg: Schon Romulus habe den Bruder Remus erschlagen – was er als vernünftige Führungsentscheidung beim Aufbau der Ewigen Stadt wertet.

Der Versuch der strikten Verwissenschaftlichung von Politik ließ allerdings die Frage unbeantwortet, mit der sich – ergebnislos – ebenso die Naturwissenschaft in den folgenden Jahrhunderten herumschlagen sollte: Wozu?

Was ist Anfang und Ende der kausalen Ketten von Ursachen und Wirkungen? Hat die Welt einmal begonnen? Und wohin soll das alles führen? Gibt es gar einen geheimen Zweck des großen Weltgeschiebes?

Für die Politik hatte sich Machiavelli, der sich vor keiner Antwort drückte, ein Konzept zurechtgebastelt: Er übernahm aus der Antike das Modell eines ewigen „Kreislaufs" der politischen Regierungsformen. Der Diktatur folgt durch Eifersucht der Mächtigen die Oligarchie, der Herrschaft einer Clique folgt durch Unzufriedenheit des Volkes die Demokratie, der Demokratie folgt durch Leichtsinn und Gier und Bequemlichkeit der Menschen die Anarchie. Der Anarchie folgt durch das Gebot der Not die Tyrannis. Und so weiter bis in alle Ewigkeit. Wie lang es einzelnen Herrscher gelinge, sich oben und das Volk bei Laune zu halten, sei eben die Frage von „virtù".

Frühling, Sommer, Herbst und Winter: In der Politik, so die Annahme, gibt es keinen Anfang und kein Ende. So wie die Natur in einem System ohne Gott von der wärmenden Kraft der Sonne in Bewegung gehalten wird, ist die ewige Triebkraft der Politik: die Schlechtigkeit des Menschen.

„Von den Menschen kann man allgemein sagen, dass sie undankbar, wankelmütig, verlogen, heuchlerisch, ängstlich und raffgierig sind": Dieser weltberühmte, 500 Jahre alte Hass-Ausbruch aus dem „Principe" hat es in sich. „Anthropologischen Pessimismus" nennt der Berliner Politikwissenschaftler Herfried Münkler in seiner Machiavelli-Monografie von 1982 die Neigung unseres Mannes, bei jeder sich bietenden Gelegenheit über die Menschheit zu schimpfen. Machiavelli: „Ein Mensch, der immer nur das Gute möchte, wird zwangsläufig zugrunde gehen inmitten von so vielen Menschen, die nicht gut sind."

Der Mensch, so wusste man in Florenz, kann rechnen, also, fügte der Sekretär hinzu, ist er korrupt: „Alle, die über Politik schrieben, beweisen es, und die Geschichte belegt es durch viele Beispiele, dass der, welcher einem Staatswesen Verfassung und Gesetze gibt, davon ausgehen muss, dass alle Menschen schlecht sind und dass sie stets ihren bösen Neigungen folgen, sobald sie Gelegenheit dazu haben." Reihenweise Belege aus dem alten Rom folgen.

Münkler zeigt anhand solcher Stellen aus dem „Principe" und den „Discorsi", dass hier nicht ein verbitterter Rentner

seiner Enttäuschung Luft macht – sondern dass Machiavellis Menschenverachtung „strategische Bedeutung“ hatte und bis heute hat: Weil die Schlechtigkeit der Menschen für den Florentiner eine Konstante ist, erhält der Staat, der dem entgegentritt, eine unbestreitbare Legitimation. Der Staat – den es zu Machiavellis Zeiten in moderner Form noch nicht gab – hat hier seine zündende Idee erhalten: „Bei der These von der Schlechtigkeit des Menschen handelt es sich um eine Hypothese, wie sie sich jeder neuzeitliche Staat implizit gemacht hat und noch macht“, schreibt Münkler.

Die Basis der politischen Gemeinschaft des Mittelalters mag die Treue gewesen sein, die gemeinsame Hinwendung zu Gott – nun aber war Neuzeit: Das Misstrauen gegenüber den Bürgern war die neue Konstituante von Macht. Für den deutschen idealistischen Philosophen Johann Gottlieb Fichte war's „der Hauptgrundsatz der machiavellischen Politik, und wir setzen ohne Scheu hinzu, auch der unsrigen, und, unseres Erachtens, jeder Staatslehre, die sich selbst versteht“.



Cesare Borgia
(zeitgenössisches Bildnis)

Für Münkler ist dies die Logik „staatlicher Repression“: Der Staat ist in dieser Lesart notwendig, um die Bösartigkeit der Menschen zu bändigen. Er ist nicht für die Menschen da – aber wegen der Menschen. Der Staat ist nicht nur Selbstzweck, er ist der höchste Zweck der Politik – alle Mittel müssen seiner Erhaltung dienen. Das totalitäre Pathos diktatorischer Regierungen der Neuzeit scheint vorweggenommen in diesem Verdikt Machiavellis: „Wenn das Überleben des Landes auf dem Spiel steht, dürfen Überlegungen über Recht und Unrecht, Menschlichkeit und Grausamkeit, Ruhm oder Ehrlosigkeit nicht den Sieg davontragen. Die einzige Frage muss sein: Was rettet Leben und Freiheit des Landes?“

„Leben und Freiheit“ waren dabei niemals Rechtspositionen der Bürger – „das Land“ war einer der vielen Begriffe für den Staat, die so wie „Gemeinwesen“ oder schlicht „Macht“ durch den Beginn der Neuzeit geisterten. Dass der Staat nicht Selbstzweck ist, sondern dem Glück der Menschen zu dienen hat, ist eine Errungenschaft späterer Jahrhunderte: Thomas Hobbes konstruierte knapp 150 Jahre nach Machiavelli den Staat als „Leviathan“, als sagenhaftes Monster, das die Menschen vor aller Unbill der Welt – auch vor sich selbst – zu schützen hat. Der Brite John Locke fand Jahrzehnte darauf, der Zweck des Staates sei auch, das Eigentum der Bürger zu schützen. Der französische Schweizer Jean-Jacques Rousseau schließlich machte den Freiheitsschutz der Menschen sogar zur Hauptsache des Staates.

So schien, als 1776 das Volk von Amerika seine Unabhängigkeit erklärte und die Vereinigten Staaten gründete, die repressive Machiavelli-Idee vom Staat als Selbstzweck gründlich überwunden: „The pursuit of happiness“ steht in der Unabhängigkeitserklärung als eines der obersten Ziele: das Streben der Menschen nach Glück als Zweck des neuen Staates. Die Bürger sollten dem Staat misstrauen – nicht umgekehrt. Gewaltenteilung wurde das Grundprinzip der US-Verfassung, die bis heute gilt.

Doch gut 200 Jahre später kann sich kaum noch ein Beobachter des Eindrucks erwehren, dass Machiavellis Bändchen über den mörderischen „Principe“ nicht nur die amerikanische Verfassung, sondern auch das deutsche Grundgesetz überleben könnte. Zu oft haben sich die Versuche, der zu Beginn der Neuzeit entfesselten Staatsmacht ethische Bande anzulegen, als brüchig erwiesen. Machiavellis Naturgesetz der Macht hat sich wieder und wieder gegen die Moral durchsetzen können.

Machiavelli ist mal wieder überall. In der Scheinsicherheit von Grund- und Menschenrechtsgarantien spielen sie das Ticking-Bomb-Spiel: 2007 erschien in Deutschland ein Staatsrechtswerk über die „Selbstbehauptung des Rechtsstaates“, die bei Gefahr „Bürgeropfer“ verlange. Juristen im Staat des Grundgesetzes verbreiten den Vorschlag, die Folter aus Gründen der Staatsräson künftig als „Rettungsbefragung“ zu bezeichnen.

„Politik und Ethik gehen seit Machiavelli getrennte Wege“, statuiert Münkler, das „Dilemma“ sei bis heute nicht gelöst: „Die Selbstbeschränkung des politisch Handelnden ausschließlich auf moralisch zulässige Mittel lässt die Erreichung der von ihm angestrebten ethischen Ziele angesichts der politischen Realität immer unwahrscheinlicher werden.“

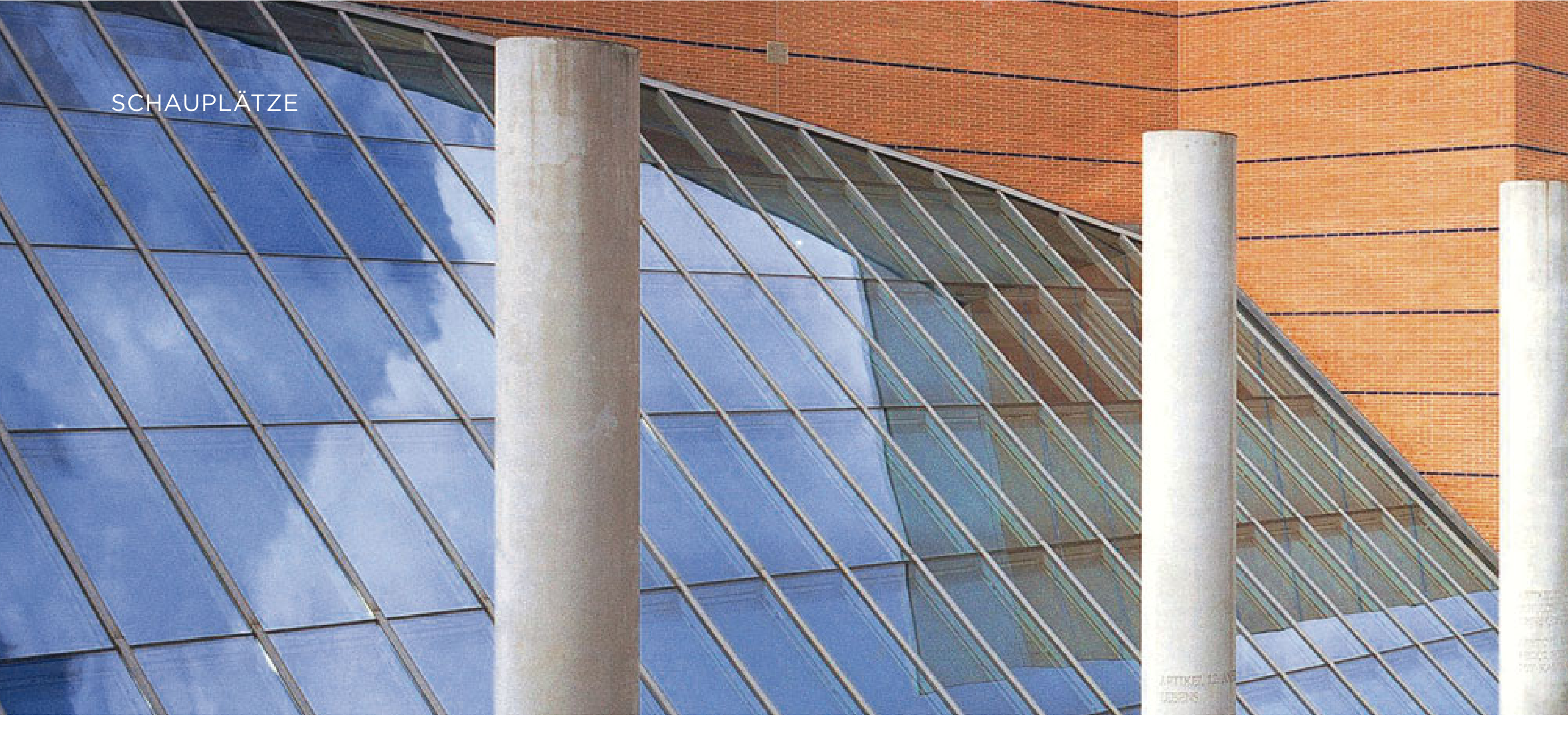
Machiavelli drückte so etwas kürzer aus: „Wer ins Paradies will, muss den Weg zur Hölle kennen.“

Nur ein ganz abgefeimter Machiavellist verschweigt allerdings, dass der Satz im Original noch weitergeht:

„... um ihn zu vermeiden.“

Von Thomas Darnstädt erschien kürzlich bei DVA zum Thema Staatsräson das SPIEGEL-Buch „Der globale Polizeistaat. Terrorangst, Sicherheitswahn und das Ende unserer Freiheiten“.

AFP



Stationen der Neuzeit

ORTE MIT AURA

Gutenberg-Museum Mainz

Liebfrauenplatz 5, Mainz

Rund um das Allerheiligste, zwei Exemplare der Gutenberg-Bibel, wird hier auf drei Stockwerken die Geschichte und Wirkung des Drucks erzählt – so abwechslungsreich, dass selbst Kenner Verblüffendes finden werden. Prächtige Frühdrucke, aber auch die vielen Zutaten der Schwarzen Kunst sind zu bewundern; natürlich ist auch die frühe Letternkunst des Fernen Ostens dokumentiert. Die Sammlung schöner Bücher aus allen Jahrhunderten gehört zu den besten der Welt. Führungen in Verbindung mit eigenen Druckexperimenten bringen den Besuchern das alte, stolze Handwerk greifbar nahe; obendrein bietet der angeschlossene „Druckladen" Kurse für Jung und Alt, in denen sich die mediale Revolution aktiv nacherleben lässt.

Museo de America

Avenida Reyes Católicos, Madrid

Die Dokumente und Exponate des Museums stellen die spanische Kolonisierung Mittel- und Südamerikas dar. Ein Teil der Bestände stammt aus der Universität Alcalá de Henares, wo der mächtige Kardinal Gonzalo Jiménez de Cisneros (1436 bis 1517) die ersten Fundstücke der Conquistadores lagern ließ. Das unter dem Diktator Francisco Franco 1941 eingerichtete Museum musste nach dessen Tod (1975) neu gestaltet werden – die Schattenseiten der Eroberung kommen aber immer noch zu kurz.

BUCHEMPFEHLUNGEN

Johannes Burkhardt: „Deutsche Geschichte in der frühen Neuzeit". Verlag C.H. Beck, München; 136 Seiten; 7,90 Euro.
Knappes, pointiertes Resümee eines Kulturhistorikers mit besonderer Berücksichtigung der Medienrevolution.

Heinz Schilling: „Aufbruch und Krise. Deutschland 1517 bis 1648". Siedler Verlag, Berlin; 508 Seiten (antiquarisch).
Vorzüglich illustriertes Standardwerk des Neuzeit-Historikers – leider vergriffen.

Johannes Fried: „Das Mittelalter. Geschichte und Kultur". Verlag C.H. Beck, München; 608 Seiten; 29,90 Euro.
Der Übergang zur Neuzeit war fließend, wie der renommierte Frankfurter Mediävist Johannes Fried in seiner meisterlichen Studie zeigt.

Thomas Kaufmann: „Martin Luther". Verlag C.H. Beck, München; 128 Seiten; 7,90 Euro.
Kompakte Erklärung von Luthers Theologie und seiner Bedeutung für die Entwicklung der Gewissensfreiheit.

Klaus Brinkbäumer / Clemens Höges: „Die letzte Reise. Der Fall Christoph Columbus". Wilhelm Goldmann, München; 480 Seiten; 9,95 Euro.
Die SPIEGEL-Autoren leuchten die Hintergründe einer weltverändernden Expedition spannend und exakt aus.

Stephan Füssel: „Johannes Gutenberg". Rowohlt Verlag, Reinbek; 156 Seiten; 8,50 Euro.
Trotz ein paar heikler Vermutungen souveräner Überblick zur Pionierzeit des Drucks.

Johan Huizinga: „Europäischer Humanismus – Erasmus." Rowohlt Verlag, Reinbek; 196 Seiten (antiquarisch).
Ein Klassiker, der den großen Wahrheitssucher einfühlsam als Epochenfigur porträtiert.

Paolo Rossi: „Die Geburt der modernen Wissenschaft in Europa". Verlag C.H. Beck; München; 384 Seiten (antiquarisch).
Astronomen, Ingenieure, Mediziner und andere Pioniere rückt diese Studie des Wissenschaftshistorikers ins Bild.

Germanisches National-
museum Nürnberg

GERHARD WESTRICH / LAIF

Germanisches Nationalmuseum

Kartäusergasse 1, Nürnberg

Albrecht-Dürer-Haus

Albrecht-Dürer-Straße 39, Nürnberg

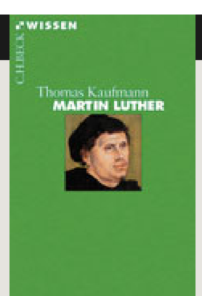
Das Nationalmuseum ist das größte kulturhistorische Schauhaus Deutschlands. Unter seinen weit über eine Million Exponaten finden sich viele aus der beginnenden Neuzeit, die gerade in einer speziellen Schausammlung neu konzipiert worden sind.
Sehenswert ist auch das Museum im einstigen Wohnhaus Albrecht Dürers, das im Erdgeschoss eine historische Maler- und Druckerwerkstatt beherbergt.

Lutherhaus Wittenberg

Collegienstraße 54

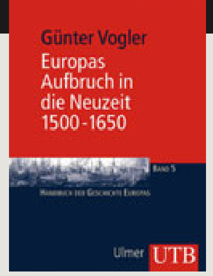
Die Augustinermönche, die Anfang des 16. Jahrhunderts in der neugegründeten Universität in Wittenberg eintrafen, begannen mit dem Bau des Schwarzen Klosters als Schlafhaus und Bildungsstätte für das Ordensstudium. Hier wohnte Martin Luther nach seiner Priesterweihe im Erfurter Augustinerkloster, hier wurde er im Jahr 1512 promoviert und zum Professor für Theologie berufen. Nach dem Durchbruch der Reformation überließ der sächsische Kurfürst das verwaiste Kloster 1524 Martin Luther, der es mit seiner Familie bis zu seinem Tod im Jahr 1546 bewohnte. 1564 verkauften die Erben Luthers das Gebäude an die Universität. Später diente der mehrfach renovierte große Saal im ersten Obergeschoss als Auditorium Theologicum für Vorlesungen und Disputationen und genoss als Luthers Hörsaal besondere Achtung. Zu den großen Universitätsfesten, die regelmäßig in der Lutherstube begannen, versammelten sich die Gäste im großen Saal. Nach Napoleons Auflösung der Wittenberger Universität im Jahr 1813 verfielen die Gebäude allmählich. Nach einem Wiederaufbau wurde 1877 bis 1883 im Lutherhaus das bis heute bestehende reformationsgeschichtliche Museum eingerichtet.











Jacques Le Goff: „Die Geburt Europas im Mittelalter“. dtv, München; 352 Seiten; 12,50 Euro.
Le Goff, ein Nestor der internationalen Mediävistik, ruft den verblüffenden Umstand in Erinnerung, dass der böhmische König Georg von Podiebrad schon Mitte des 15. Jahrhunderts den Plan einer friedlichen europäischen Gemeinschaft entwickelte.

Merry E. Wiesner-Hanks: „Early Modern Europe, 1450–1789“. Cambridge University Press, Cambridge; 496 Seiten; £ 20,99.
Alltag, Politik, Wirtschaft – der Reader über die europäische Neuzeit empfiehlt zu jedem Kapitel auch weiterführende Literatur.

Günter Vogler: „Europas Aufbruch in die Neuzeit 1500–1650“. Verlag Eugen Ulmer, Stuttgart; 528 Seiten; 24,90 Euro.
Nützliche, geografisch geordnete Übersicht.

Henri Pirenne: „Europa im Mittelalter. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation“. Anaconda Verlag, Köln; 656 Seiten; 9,95 Euro.
Ein Klassiker des legendären belgischen Mediävisten. Nur in manchen Details überholt, was kaum ins Gewicht fällt.

Die nächste Ausgabe von SPIEGEL GESCHICHTE erscheint am Dienstag, 24. November 2009

Die Habsburger

Aus einem kleinen Adelsgeschlecht im Aargau stiegen sie auf zum mächtigsten Fürstenhaus Europas: Von Österreich bis Sizilien, von Spanien bis Ungarn und nach Übersee knüpften die Habsburger mit Glück und List ein Netz territorialer Herrschaft, das Jahrhunderte überdauerte. Aus dem Stammbaum der Dynastie ragen epochale Gestalten wie Karl V., Maria Theresia oder Kaiser Franz Joseph heraus. Aber auch Despoten und verschrobene Erzherzöge gehören dazu.



WIENER HOFBURG Stolze Paläste und Schlösser prägen das Bild Wiens. Jahrhunderte kaiserlichen Prunks lassen die Hauptstadt Österreichs bis heute als Habsburger-Metropole erscheinen – Kaffeehauskultur und Fiaker-Nostalgie inbegriffen.



MAXIMILIAN I. Durch glückliche Heiratspolitik überflügelte er alle gekrönten Rivalen, und als „letzter Ritter“ überhöhte er seine Erfolge mit Kunst-Propaganda.



DIE TÜRKENGEFAHR Jahrhundertelang sperrten Österreichs Truppen den Osmanen den Weg, aber 1529 und 1683 belagerten die Heere des Sultans die Hauptstadt.



KAISERIN ELISABETH Wer war „Sisi“ wirklich: Grüblerin an der Seite eines Bürokraten, Emanze und Sportlerin – oder eher ein frühes Opfer des Medienzeitalters?

AISA (L.); ERICH LESSING / AKG (M.); AP (R.); TONI ANZENBERGER / ANZENBERGER (O.)

IMPRESSUM

SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG
Brandstwiete 19, 20457 Hamburg
TELEFON (040) 3007-0
TELEFAX (040) 3007-2246 (Verlag), (040) 3007-2247 (Redaktion)
E-MAIL spiegel@spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)
CHEFREDAKTEURE Georg Mascolo, Mathias Müller von Blumencron
STELLV. CHEFREDAKTEUR Dr. Martin Doerry
VERANTWORTLICH Dietmar Pieper, Norbert F. Pötzl
REDAKTION Karen Andresen, Annette Bruhns, Angela Gatterburg, Annette Großbongardt, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub; *Autor:* Stephan Burgdorff
REDAKTEUR DIESER AUSGABE Dr. Rainer Traub
CHEF VOM DIENST Katharina Lüken, Thomas Schäfer
GESTALTUNG Rainer Sennewald
BILDREDAKTION Claus-Dieter Schmidt
INFOGRAFIK Ludger Bollen, Thomas Hammer, Cornelia Pfauter, Julia Saur
SCHLUSSREDAKTION Karl-Heinz Körner; Reinhold Bussmann, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels
DOKUMENTATION Sonny Krauspe; Jörg-Hinrich Ahrens, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Heinz Egleder, Cordelia Freiwald, Dr. André Geicke, Bertolt Hunger, Dr. Hauke Janssen, Michael Jürgens, Ulrich Klötzer, Peter Kühn, Dr. Walter Lehmann, Rainer Lübbert, Malte Nohrn, Werner Nielsen, Margret Nitsche, Sandra Öfner, Maximilian Schäfer, Mirjam Schlossarek, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser
TITELBILD Stefan Kiefer; Constanze von Kitzing, Iris Kuhlmann, Gershom Schwalfenberg, Arne Vogt
ORGANISATION Angelika Kummer, Antje Wallasch
PRODUKTION Maike Ahrens, Christiane Stauder, Petra Thormann
HERSTELLUNG Mark Asher
VERANTWORTLICH FÜR ANZEIGEN Norbert Facklam
ANZEIGENOBJEKTLEITUNG Arne Stefan Stiller
VERANTWORTLICH FÜR VERTRIEB Thomas Hass
DRUCK appl druck GmbH & Co. KG, Wemding
OBJEKTLEITUNG Sabine Krecker
GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Saffe

 ISSN 3632-6037